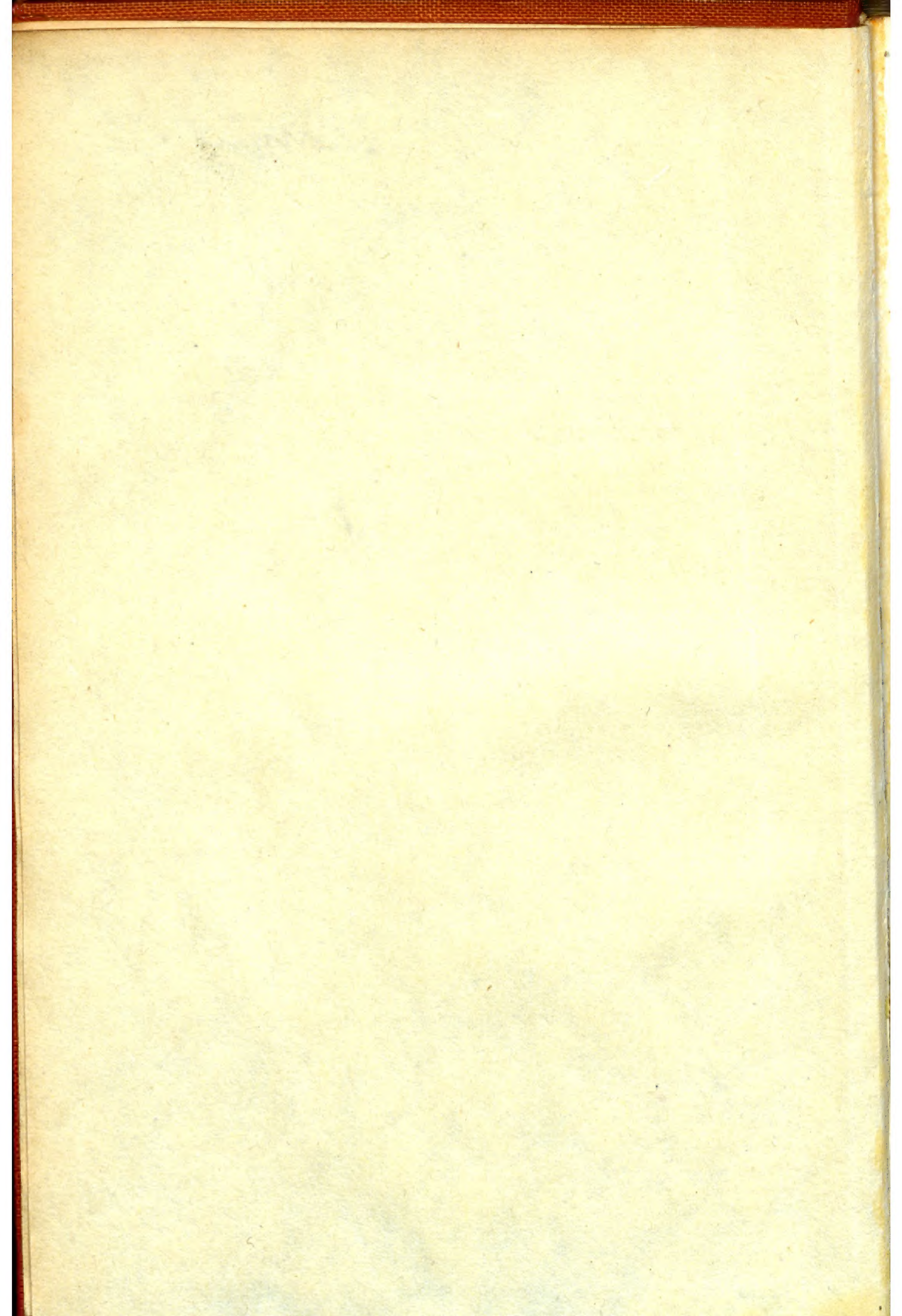
Almanach der Psychoanalyse

1930

Erik Carsten.



ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1930

Almanach
der
Psychoanalyse

1930

Herausgegeben von

A. J. Storfer

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Druck der J. N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

INHALTSVERZEICHNIS

KUNSTBEILAGEN:

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1930

	JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ	APRIL	
Mo	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Mo
Di	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Di
Mi	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Mi
Do	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27	3 10 17 24	Do
Fr	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28	4 11 18 25	Fr
Sa	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Sa
So	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30	6 13 20 27	So

	MAI	JUNI	JULI	AUGUST	
Mo	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	Mo
Di	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Di
Mi	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Mi
Do	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Do
Fr	2 9 16 23 30	6 13 2 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Fr
Sa	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Sa
So	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31	So

	SEPTEMBER	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER	
Mo	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	Mo
Di	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	Di
Mi	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	Mi
Do	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	Do
Fr	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	Fr
Sa	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	Sa
So	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	So

Ostersonntag, 20. April

Pfingstsonntag, 8. Juni



Dostojewski und die Vatertötung

von

Sigm. Freud

Im Anſchluß an ſeine bekannte (unter Mitarbeit von Dimitri Mereſchkowski von Moeller van den Bruck herausgegebenen) 23-bändigen deutſchen Doſtojewski-Ausgabe veröffentlicht der Verlag R. Piper & Co. in München in einer Reihe von Bänden wertvolles Doſtojewski-Material. Der neueſte Band dieſer Serie führt den Titel „Die Urgeſtalt der Brüder Karamaſoff" und wird von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckſtein herausgegeben Er enthält die handſchriftlichen Entwürfe Doſtojewskis zu den Karamaſoff, Briefe des Dichters über dieſes Werk und ſonſtige Quellen, Fragmente uſw. Wie wertvoll und aufſchlußreich derartiges Material gerade für den Pſychoanalytiker iſt, braucht nicht beſonders hervorgehoben zu werden. Außer der ausführlichen Studie von Prof. Komarowitſch in Moskau über das Meiſterwerk Doſtojewskis und die neu aufgefundenen Materialien zu dieſem iſt dem Band eine Abhandlung von Freud vorangeſtellt, die wir mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber und des Verlags R. Piper & Co. hier zum Abdruck bringen.

An der reichen Perſönlichkeit Doſtojewskis möchte man vier Faſſaden unterſcheiden: Den Dichter, den Neurotiker, den Ethiker und den Sünder. Wie ſoll man ſich in der verwirrenden Komplikation zurechtfinden?

Am Dichter iſt am wenigſten Zweifel, er hat ſeinen Platz nicht weit hinter Shakeſpeare. Die Brüder Karamaſoff ſind der großartigſte Roman, der je geſchrieben wurde, die Epiſode des Großinquiſitors eine der Höchſtleiſtungen der Weltliteratur, kaum zu überſchätzen. Leider muß die Analyſe vor dem Problem des Dichters die Waffen ſtrecken.

Am eheſten angreifbar iſt der Ethiker in Doſtojewski. Wenn man ihn als ſittlichen Menſchen hochſtellen will, mit der Begründung, daß nur der die höchſte Stufe der Sittlichkeit erreicht, der durch die tiefſte Sündhaftigkeit gegangen iſt, ſo ſetzt man ſich über ein Bedenken hinweg. Sittlich iſt

jener, der ſchon auf die innerlich verſpürte Verſuchung reagiert, ohne ihr nachzugeben. Wer abwechſelnd ſündigt und dann in ſeiner Reue hohe ſittliche Forderungen aufſtellt, der ſetzt ſich dem Vorwurf aus, daß er ſich's zu bequem gemacht hat. Er hat das Weſentliche an der Sittlichkeit, den Verzicht, nicht geleiſtet, denn die ſittliche Lebensführung iſt ein praktiſches Menſchheitsintereſſe. Er erinnert an die Barbaren der Völkerwanderung, die morden und dafür Buße tun, wo die Buße direkt eine Technik wird, um den Mord zu ermöglichen. Iwan der Schreckliche benimmt ſich auch nicht anders; ja dieſer Ausgleich mit der Sittlichkeit iſt ein charakteriſtiſch ruſſiſcher Zug. Auch iſt das Endergebnis von Doſtojewskis ſittlichem Ringen kein rühmliches. Nach den heftigſten Kämpfen, die Triebanſprüche des Individuums mit den Forderungen der menſchlichen Gemeinſchaft zu verſöhnen, landet er rückläufig bei der Unterwerfung unter die weltliche wie unter die geiſtliche Autorität, bei der Ehrfurcht vor dem Zaren und dem Chriſtengott und bei einem engherzigen ruſſiſchen Nationalismus, eine Station, zu der geringere Geiſter mit weniger Mühe gelangt ſind. Hier iſt der ſchwache Punkt der großen Perſönlichkeit. Doſtojewski hat es verſäumt, ein Lehrer und Befreier der Menſchen zu werden, er hat ſich zu ihren Kerkermeiſtern geſellt; die kulturelle Zukunft der Menſchen wird ihm wenig zu danken haben. Es läßt ſich wahrſcheinlich zeigen, daß er durch ſeine Neuroſe zu ſolchem Scheitern verdammt wurde. Nach der Höhe ſeiner Intelligenz und der Stärke ſeiner Menſchenliebe wäre ihm ein anderer, ein apoſtoliſcher Lebensweg eröffnet geweſen.

Doſtojewski als Sünder oder Verbrecher zu betrachten ruft ein heftiges Sträuben hervor, das nicht in der philiſtröſen

Einſchätzung des Verbrechers begründet zu ſein braucht. Man wird bald des wirklichen Motivs gewahr; für den Verbrecher ſind zwei Züge weſentlich, die grenzenloſe Eigenſucht und die ſtarke deſtruktive Tendenz; beiden gemeinſam und Vorausſetzung für deren Äußerungen iſt die Liebloſigkeit, der Mangel an affektiver Wertung der (menſchlichen) Objekte. Man erinnert ſich ſofort an den Gegenſatz hiezu bei Doſtojewski, an ſeine große Liebesbedürftigkeit und ſeine enorme Liebesfähigkeit, die ſich ſelbſt in Erſcheinungen der Übergüte äußert und ihn lieben und helfen läßt, wo er ſelbſt das Recht zum Haß und zur Rache hatte, z. B. im Verhältnis zu ſeiner erſten Frau und ihrem Geliebten. Dann muß man fragen, woher überhaupt die Verſuchung rührt, Doſtojewski den Verbrechern zuzurechnen. Antwort: Es iſt die Stoffwahl des Dichters, die gewalttätige, mörderiſche, eigenſüchtige Charaktere vor allen anderen auszeichnet, was auf die Exiſtenz ſolcher Neigungen in ſeinem Inneren hindeutet, ferner einiges Tatſächliche aus ſeinem Leben, wie ſeine Spielſucht, vielleicht der ſexuelle Mißbrauch eines unreifen Mädchens (Geſtändnis).[1] Der Widerſpruch löſt ſich durch die Einſicht, daß der ſehr ſtarke Deſtruktionstrieb Doſtojewskis, der ihn leicht zum Verbrecher gemacht hätte, im Leben hauptſächlich gegen die eigene Perſon (nach innen anſtatt nach außen) gerichtet iſt und ſo als Maſochismus und Schuldgefühl zum Ausdruck kommt. Seine Perſon behält immerhin genug

1) Siehe die Diskussion hierüber in „Der unbekannte Dostojewski" 1926. — Stefan Zweig: Er macht nicht halt vor den Zäunen der bürgerlichen Moral und niemand weiß genau zu sagen, wie weit er in seinem Leben die juristische Grenze überschritten, wieviel von den verbrecherischen Instinkten seiner Helden in ihm selbst zur Tat geworden ist. („Drei Meister" 1920.) Über die intimen Beziehungen zwischen Dostojewskis Gestalten und seinen eigenen Erlebnissen siehe die Ausführungen René Fülöp-Millers im einleitenden Abschnitt zu „Dostojewski am Roulette" 1925, die an Nikolai Strachoff anknüpfen.

ſadiſtiſche Züge übrig, die ſich in ſeiner Reizbarkeit, Quälſucht, Intoleranz, auch gegen geliebte Perſonen, äußern und noch in der Art, wie er als Autor ſeine Leſer behandelt, zum Vorſchein kommen, alſo in kleinen Dingen Sadiſt nach außen, in größeren Sadiſt nach innen, alſo Maſochiſt, das heißt der weichſte, gutmütigſte, hilfsbereiteſte Menſch.

Aus der Komplikation der Perſon Doſtojewskis haben wir drei Faktoren herausgeholt, einen quantitativen und zwei qualitative: Die außerordentliche Höhe ſeiner Affektivität, die perverſe Triebanlage, die ihn zum Sado-Maſochiſten oder zum Verbrecher veranlagen mußte und die unanalyſierbare, künſtleriſche Begabung. Dies Enſemble wäre ſehr wohl ohne Neuroſe exiſtenzfähig; es gibt ja nicht neurotiſche Vollmaſochiſten. Nach dem Kräfteverhältnis zwiſchen den Triebanſprüchen und den ihnen entgegenſtehenden Hemmungen (plus der verfügbaren Sublimierungswege) wäre Doſtojewski immer noch als ein ſogenannter „triebhafter Charakter" zu klaſſifizieren. Aber die Situation wird getrübt durch die Mitanweſenheit der Neuroſe, die, wie geſagt, nicht unter dieſen Bedingungen unerläßlich wäre, aber doch um ſo eher zuſtande kommt, je reichhaltiger die vom Ich zu bewältigende Komplikation iſt. Die Neuroſe iſt doch nur ein Zeichen dafür, daß dem Ich eine ſolche Syntheſe nicht gelungen iſt, daß es bei ſolchem Verſuch ſeine Einheitlichkeit eingebüßt hat.

Wodurch wird nun im ſtrengen Sinne die Neuroſe erwieſen? Doſtojewski nannte ſich ſelbſt und galt bei den anderen als Epileptiker auf Grund ſeiner ſchweren, mit Bewußtſeinsverluſt, Muskelkrämpfen und nachfolgender Verſtimmung einhergehenden Anfälle. Es iſt nun überaus wahrſcheinlich, daß dieſe ſogenannte Epilepſie nur ein Symptom ſeiner Neuroſe war, die demnach als Hyſteroepilepſie, das

heißt als ſchwere Hyſterie, klaſſifiziert werden müßte. Volle Sicherheit iſt aus zwei Gründen nicht zu erreichen, erſtens, weil die anamneſtiſchen Daten über Doſtojewskis ſogenannte Epilepſie mangelhaft und unzuverläſſig ſind, zweitens, weil die Auffaſſung der mit epileptoiden Anfällen verbundenen Krankheitszuſtände nicht geklärt iſt.

Zunächſt zum zweiten Punkt. Es iſt überflüſſig, die ganze Pathologie der Epilepſie hier zu wiederholen, die doch nichts Entſcheidendes bringt, doch kann man ſagen: Immer hebt ſich noch als ſcheinbare kliniſche Einheit der alte *Morbus ſacer* hervor, die unheimliche Krankheit mit ihren unberechenbaren, anſcheinend nicht provozierten Krampfanfällen, der Charakterveränderung ins Reizbare und Aggreſſive und der progreſſiven Herabſetzung aller geiſtigen Leiſtungen. Aber an allen Enden zerflattert dies Bild ins Unbeſtimmte. Die Anfälle, die brutal auftreten, mit Zungenbiß und Harnentleerung, gehäuft zum lebensbedrohlichen Status epilepticus, der ſchwere Selbſtbeſchädigung herbeiführt, können ſich doch ermäßigen zu kurzen Abſenzen, zu bloßen raſch vorübergehenden Schwindelzuſtänden, können ſich erſetzen durch kurze Zeiten, in denen der Kranke, wie unter der Herrſchaft des Unbewußten, etwas ihm Fremdartiges tut. Sonſt in unfaßbarer Weiſe rein körperlich bedingt, können ſie doch ihre erſte Entſtehung einem rein ſeeliſchen Einfluß (Schreck) verdankt haben oder weiterhin auf ſeeliſche Erregungen reagieren. So charakteriſtiſch die intellektuelle Herabſetzung für die übergroße Mehrzahl der Fälle ſein mag, ſo iſt doch wenigſtens e i n Fall bekannt, in dem das Leiden intellektuelle Höchſtleiſtung nicht zu ſtören vermochte (Helmholtz). (Andere Fälle, von denen das gleiche behauptet wurde, ſind unſicher oder unterliegen denſelben Bedenken wie Doſto-

jewski selbst.) Die Personen, die von der Epilepsie befallen sind, können den Eindruck von Stumpfheit, behinderter Entwicklung machen, wie doch das Leiden oft greifbarste Idiotie und größte Hirndefekte begleitet, wenn auch nicht als notwendiger Bestandteil des Krankheitsbildes; aber diese Anfälle finden sich mit allen ihren Variationen auch bei anderen Personen vor, die eine volle seelische Entwicklung und eher übergroße, meist ungenügend beherrschte Affektivität bekunden. Kein Wunder, daß man es unter diesen Umständen für unmöglich findet, die Einheit einer klinischen Affektion „Epilepsie" festzuhalten. Was in der Gleichartigkeit der geäußerten Symptome zum Vorschein kommt, scheint eine funktionelle Auffassung zu fordern, als ob ein Mechanismus der abnormen Triebabfuhr organisch vorgebildet wäre, der unter ganz verschiedenen Verhältnissen in Anspruch genommen wird, sowohl bei Störungen der Gehirntätigkeit durch schwere gewebliche und toxische Erkrankung, als auch bei unzulänglicher Beherrschung der seelischen Ökonomie, krisenhaftem Betrieb der in der Seele wirkenden Energie. Hinter dieser Zweiteilung ahnt man die Identität des zu Grunde liegenden Mechanismus der Triebabfuhr. Derselbe kann auch den Sexualvorgängen, die im Grunde toxisch verursacht sind, nicht ferne stehen; schon die ältesten Ärzte nannten den Koitus eine kleine Epilepsie, erkannten also im sexuellen Akt die Milderung und Adaptierung der epileptischen Reizabfuhr.

Die „epileptische Reaktion", wie man dies Gemeinsame nennen kann, stellt sich ohne Zweifel auch der Neurose zur Verfügung, deren Wesen darin besteht, Erregungsmassen, mit denen sie psychisch nicht fertig wird, auf somatischem Wege zu erledigen. Der epileptische Anfall wird so ein Symptom der Hysterie und von ihr adaptiert und modifiziert, ähnlich

wie vom normalen Sexualablauf. Man hat alſo ganz recht, eine organiſche von einer „affektiven“ Epilepſie zu unterſcheiden. Die praktiſche Bedeutung iſt die: wer die eine hat, iſt ein Gehirnkranker, wer die andere hat, ein Neurotiker. Im erſteren Fall unterliegt das Seelenleben einer ihm fremden Störung von außen, im anderen iſt die Störung ein Ausdruck des Seelenlebens ſelbſt.

Es iſt überaus wahrſcheinlich, daß Doſtojewskis Epilepſie von der zweiten Art iſt. Strenge erweiſen kann man es nicht, man müßte denn imſtande ſein, das erſte Auftreten und die ſpäteren Schwankungen der Anfälle in den Zuſammenhang ſeines ſeeliſchen Lebens einzureihen, und dafür weiß man zu wenig. Die Beſchreibungen der Anfälle ſelbſt lehren nichts, die Auskünfte über Beziehungen zwiſchen Anfällen und Erlebniſſen ſind mangelhaft und oft widerſprechend. Am wahrſcheinlichſten iſt die Annahme, daß die Anfälle weit in Doſtojewskis Kindheit zurückgehen, daß ſie zuerſt durch mildere Symptome vertreten waren und erſt nach dem erſchütternden Erlebnis im achtzehnten Jahr, nach der Ermordung des Vaters, die epileptiſche Form annahmen.[2] Es wäre ſehr paſſend, wenn ſich bewahrheitete, daß ſie während der Strafzeit

2) Vgl. hiezu den Aufsatz „Dostojewskis Heilige Krankheit“ von René Fülöp-Miller in „Wissen und Leben“ 1924, Heft 19/20. Besonderes Interesse erweckt die Mitteilung, daß sich in des Dichters Kindheit „etwas Furchtbares, Unvergeßliches und Qualvolles“ ereignet habe, auf das die ersten Anzeichen seines Leidens zurückzuführen seien (Suworin in einem Artikel der „Nowoje Wremja“ 1881, nach dem Zitat in der Einleitung zu „Dostojewski am Roulette“ p. XLV). Ferner Orest Miller in „Dostojewskis autobiographische Schriften“: „Es gibt über die Krankheit Fjodor Michailowitschs allerdings noch eine besondere Aussage, die sich auf seine früheste Jugend bezieht und die Krankheit mit einem tragischen Fall in dem Familienleben der Eltern Dostojewskis in Verbindung bringt. Doch obgleich mir diese Aussage von einem Menschen, der Fjodor Michailowitsch sehr nahe stand, mündlich mitgeteilt worden ist, kann ich mich nicht entschließen, da ich von keiner Seite eine Bestätigung dieses Gerüchts erhalten habe, die erwähnte Angabe hier ausführlich und genau wiederzugeben“ (S. 140). Biographik und Neurosenforschung können dieser Diskretion nicht zu Dank verpflichtet sein.

in Sibirien völlig ſiſtiert hätten, aber andere Angaben wider-
ſprechen dem.[3] Die unverkennbare Beziehung zwiſchen de
Vatertötung in den Brüdern Karamaſoff und dem Schickſa
von Doſtojewskis Vater iſt mehr als einem Biographen auf-
gefallen und hat ſie zu einem Hinweis auf eine „gewiſſ
moderne pſychologiſche Richtung“ veranlaßt. Die pſychoana-
lytiſche Betrachtung, denn dieſe iſt gemeint, iſt verſucht, in
dieſem Ereignis das ſchwerſte Trauma und in Doſtojewski
Reaktion darauf den Angelpunkt ſeiner Neuroſe zu erkennen

Wenn ich es aber unternehme, dieſe Aufſtellung pſycho-
analytiſch zu begründen, muß ich befürchten, allen dener
unverſtändlich zu bleiben, die mit den Ausdrucksweiſen unc
Lehren der Pſychoanalyſe nicht vertraut ſind.

Wir haben einen geſicherten Ausgangspunkt. Wir kenner
den Sinn der erſten Anfälle Doſtojewskis in ſeinen jungen
Jahren lange vor dem Auftreten der „Epilepſie“. Dieſe An-
fälle hatten Todesbedeutung, ſie wurden von Todesangſt ein-
geleitet und beſtanden in lethargiſchen Schlafzuſtänden. Als
plötzliche, grundloſe Schwermut kam ſie (die Krankheit) zu-
erſt über ihn, da er noch ein Knabe war; ein Gefühl, ſo er-
zählte er ſpäter ſeinem Freunde Solowjoff, als ob er ſogleich
ſterben müßte; und tatſächlich folgte dann auch ein, dem
wirklichen Tode vollkommen ähnlicher Zuſtand ... Sein Bru-
der Andree hat berichtet, daß Fedor ſchon in jungen Jahren
vor dem Einſchlafen Zettelchen hinzulegen pflegte, er fürchte

3) Die meisten Angaben, darunter Dostojewskis eigene Auskunft, behaupten vielmehr, daß die Krankheit erst während der sibirischen Strafzeit ihren definitiven, epileptischen Charakter angenommen habe. Leider hat man Grund, den autobiographischen Mitteilungen der Neurotiker zu mißtrauen. Die Erfahrung zeigt, daß ihre Erinnerung Verfälschungen unternimmt, die dazu bestimmt sind, einen unliebsamen Kausalzusammenhang zu zerreißen. Doch scheint es gesichert, daß der Aufenthalt im sibirischen Kerker auch den Krankheitszustand Dostojewskis eingreifend verändert hat. Vgl. hiezu: „Dostojewskis Heilige Krankheit“ (S. 1186).

in der Nacht in den scheintodähnlichen Schlaf zu verfallen und bitte darum, man möge ihn erst nach fünf Tagen beerdigen lassen. („Dostojewski am Roulette", Einleitung Seite LX.)

Wir kennen den Sinn und die Absicht solcher Todesanfälle. Sie bedeuten eine Identifizierung mit einem Toten, einer Person, die wirklich gestorben ist, oder die noch lebt und der man den Tod wünscht. Der letztere Fall ist der bedeutsamere. Der Anfall hat dann den Wert einer Bestrafung. Man hat einen anderen tot gewünscht, nun ist man dieser andere und ist selbst tot. Hier setzt die psychoanalytische Lehre die Behauptung ein, daß dieser andere für den Knaben in der Regel der Vater ist, der — hysterisch genannte — Anfall also eine Selbstbestrafung für den Todeswunsch gegen den gehaßten Vater.

Der Vatermord ist nach bekannter Auffassung das Haupt- und Urverbrechen der Menschheit wie des einzelnen.[4] Er ist jedenfalls die Hauptquelle des Schuldgefühls, wir wissen nicht, ob die einzige; die Untersuchungen konnten den seelischen Ursprung von Schuld und Sühnebedürfnis noch nicht sicherstellen. Er braucht aber nicht die einzige zu sein. Die psychologische Situation ist kompliziert und bedarf einer Erläuterung. Das Verhältnis des Knaben zum Vater ist ein, wie wir sagen, ambivalentes. Außer dem Haß, der den Vater als Rivalen beseitigen möchte, ist regelmäßig ein Maß von Zärtlichkeit für ihn vorhanden. Beide Einstellungen treten zur Vateridentifizierung zusammen, man möchte an Stelle des Vaters sein, weil man ihn bewundert, so sein möchte wie er und weil man ihn wegschaffen will. Diese ganze Entwicklung stößt nun auf ein mächtiges Hindernis. In einem gewissen

4) Siehe des Verf. „Totem und Tabu" (Ges. Schriften, Bd. X).

Moment lernt das Kind verſtehen, daß der Verſuch, den Vater als Rivalen zu beſeitigen, von ihm durch die Kaſtration geſtraft werden würde. Aus Kaſtrationsangſt, alſo im Intereſſe der Bewahrung ſeiner Männlichkeit, gibt es alſo den Wunſch nach dem Beſitz der Mutter und der Beſeitigung des Vaters auf. Soweit er im Unbewußten erhalten bleibt, bildet er die Grundlage des Schuldgefühls. Wir glauben hierin normale Vorgänge beſchrieben zu haben, das normale Schickſal des ſogenannten Ödipuskomplexes; eine wichtige Ergänzung haben wir allerdings noch nachzutragen.

Eine weitere Komplikation ſtellt ſich her, wenn beim Kinde jener konſtitutionelle Faktor, den wir die Biſexualität heißen, ſtärker ausgebildet iſt. Dann wird unter der Bedrohung der Männlichkeit durch die Kaſtration die Neigung gekräftigt, nach der Richtung der Weiblichkeit auszuweichen, ſich vielmehr an die Stelle der Mutter zu ſetzen und ihre Rolle als Liebesobjekt beim Vater zu übernehmen. Allein die Kaſtrationsangſt macht auch dieſe Löſung unmöglich. Man verſteht, daß man auch die Kaſtration auf ſich nehmen muß, wenn man vom Vater wie ein Weib geliebt werden will. So verfallen beide Regungen, Vaterhaß wie Vaterverliebtheit, der Verdrängung. Ein gewiſſer pſychologiſcher Unterſchied beſteht darin, daß der Vaterhaß aufgegeben wird infolge der Angſt vor einer äußeren Gefahr (der Kaſtration); die Vaterverliebtheit aber wird als innere Triebgefahr behandelt, die doch im Grunde wieder auf die nämliche äußere Gefahr zurückgeht.

Was den Vaterhaß unannehmbar macht, iſt die Angſt vor dem Vater; die Kaſtration iſt ſchrecklich, ſowohl als Strafe wie auch als Preis der Liebe. Von den beiden Faktoren, die den Vaterhaß verdrängen, iſt der erſte, die direkte Straf- und

Kaſtrationsangſt, der normale zu nennen, die pathogene Verſtärkung ſcheint erſt durch den anderen Faktor, die Angſt vor der femininen Einſtellung, hinzuzukommen. Eine ſtark biſexuelle Anlage wird ſo zu einer der Bedingungen oder Bekräftigungen der Neuroſe. Eine ſolche iſt für Doſtojewski ſicherlich anzunehmen und zeigt ſich in exiſtenzmöglicher Form (latente Homoſexualität) in der Bedeutung von Männerfreundſchaften für ſein Leben, in ſeinem ſonderbar zärtlichen Verhalten gegen Liebesrivalen und in ſeinem ausgezeichneten Verſtändnis für Situationen, die ſich nur durch verdrängte Homoſexualität erklären, wie viele Beiſpiele aus ſeinen Novellen zeigen.

Ich bedaure es, kann es aber nicht ändern, wenn dieſe Ausführungen über die Haß- und Liebeseinſtellungen zum Vater und deren Wandlungen unter dem Einfluß der Kaſtrationsdrohung dem der Pſychoanalyſe unkundigen Leſer unſchmackhaft und unglaubwürdig erſcheinen. Ich würde ſelbſt erwarten, daß gerade der Kaſtrationskomplex der allgemeinſten Ablehnung ſicher iſt. Aber ich kann nur beteuern, daß die pſychoanalytiſche Erfahrung gerade dieſe Verhältniſſe über jeden Zweifel hinaushebt und uns in ihnen den Schlüſſel zu jeder Neuroſe erkennen heißt. Den müſſen wir alſo auch an der ſogenannten Epilepſie unſeres Dichters verſuchen. So fremd ſind aber unſerem Bewußtſein die Dinge, von denen unſer unbewußtes Seelenleben beherrſcht wird. Mit dem bisher Mitgeteilten ſind die Folgen der Verdrängung des Vaterhaſſes im Ödipuskomplex nicht erſchöpft. Es kommt als neu hinzu, daß die Vateridentifizierung ſich am Ende doch einen dauernden Platz im Ich erzwingt. Sie wird ins Ich aufgenommen, ſtellt ſich aber darin als eine beſondere Inſtanz dem anderen Inhalt des Ichs entgegen. Wir heißen ſie dann

das Über-Ich und schreiben ihr, der Erbin des Elterneinflusses, die wichtigsten Funktionen zu.

War der Vater hart, gewalttätig, grausam, so nimmt das Über-Ich diese Eigenschaften von ihm an und in seiner Relation zum Ich stellt sich die Passivität wieder her, die gerade verdrängt werden sollte. Das Über-Ich ist sadistisch geworden, das Ich wird masochistisch, d. h. im Grunde weiblich passiv. Es entsteht ein großes Strafbedürfnis im Ich, das teils als solches dem Schicksal bereit liegt, teils in der Mißhandlung durch das Über-Ich (Schuldbewußtsein) Befriedigung findet. Jede Strafe ist ja im Grunde die Kastration und als solche Erfüllung der alten passiven Einstellung zum Vater. Auch das Schicksal ist endlich nur eine spätere Vaterprojektion.

Die normalen Vorgänge bei der Gewissensbildung müssen so ähnlich sein, wie die hier dargestellten abnormen. Es ist uns noch nicht gelungen, die Abgrenzung beider herzustellen. Man bemerkt, daß hier der größte Anteil am Ausgang der passiven Komponente der verdrängten Weiblichkeit zugeschrieben wird. Außerdem muß als akzidenteller Faktor bedeutsam werden, ob der in jedem Fall gefürchtete Vater auch in der Realität besonders gewalttätig ist. Dies trifft für Dostojewski zu, und die Tatsache seines außerordentlichen Schuldgefühls wie seiner masochistischen Lebensführung werden wir auf eine besonders starke feminine Komponente zurückführen. So ist die Formel für Dostojewski: ein besonders stark bisexuell Veranlagter, der sich mit besonderer Intensität gegen die Abhängigkeit von einem besonders harten Vater wehren kann. Diesen Charakter der Bisexualität fügen wir zu den früher erkannten Komponenten seines Wesens hinzu. Das frühzeitige Symptom der „Todesanfälle" läßt sich also verstehen als eine vom Über-Ich strafweise zugelassene Vater-

identifizierung des Ichs. Du haſt den Vater töten wollen, um ſelbſt der Vater zu ſein. Nun biſt du der Vater, aber der tote Vater; der gewöhnliche Mechanismus hyſteriſcher Symptome. Und dabei: jetzt tötet dich der Vater. Für das Ich iſt das Todesſymptom Phantaſiebefriedigung des männlichen Wunſches und gleichzeitig maſochiſtiſche Befriedigung; für das Über-Ich Strafbefriedigung, alſo ſadiſtiſche Befriedigung. Beide, Ich und Über-Ich, ſpielen die Vaterrolle weiter. — Im ganzen hat ſich die Relation zwiſchen Perſon und Vaterobjekt bei Erhaltung ihres Inhalts in eine Relation zwiſchen Ich und Über-Ich gewandelt, eine Neuinſzenierung auf einer zweiten Bühne. Solche infantile Reaktionen aus dem Ödipuskomplex mögen erlöſchen, wenn die Realität ihnen keine weitere Nahrung zuführt. Aber der Charakter des Vaters bleibt derſelbe, nein, er verſchlechtert ſich mit den Jahren und ſo bleibt auch der Vaterhaß Doſtojewskis erhalten, ſein Todeswunſch gegen dieſen böſen Vater. Nun iſt es gefährlich, wenn die Realität ſolche verdrängte Wünſche erfüllt. Die Phantaſie iſt Realität geworden, alle Abwehrmaßregeln werden nun verſtärkt. Nun nehmen Doſtojewskis Anfälle epileptiſchen Charakter an, ſie bedeuten gewiß noch immer die ſtrafweiſe Vateridentifizierung, ſind aber fürchterlich geworden wie der ſchreckliche Tod des Vaters ſelbſt. Welchen, insbeſondere ſexuellen, Inhalt ſie dazu noch aufgenommen haben, entzieht ſich dem Erraten.

Eines iſt merkwürdig: in der Aura des Anfalles wird ein Moment der höchſten Seligkeit erlebt, der ſehr wohl den Triumph und die Befreiung bei der Todesnachricht fixiert haben kann, auf den dann ſofort die um ſo grauſamere Strafe folgte. So eine Folge von Triumph und Trauer, Feſtfreude und Trauer, haben wir auch bei den Brüdern der Urhorde,

die den Vater erſchlugen, erraten und finden ihn in der Zeremonie der Totemmahlzeit wiederholt. Wenn es zutrifft, daß Doſtojewski in Sibirien frei von Anfällen war, ſo beſtätigte dies nur, daß ſeine Anfälle ſeine Strafe waren. Er brauchte ſie nicht mehr, wenn er anders geſtraft war. Allein dies iſt unerweisbar. Eher erklärt dieſe Notwendigkeit der Strafe für Doſtojewskis ſeeliſche Ökonomie, daß er ungebrochen durch dieſe Jahre des Elends und der Demütigungen hindurchging.
Doſtojewskis ſeeliſche Ökonomie, daß er ungebrochen durch
ungerecht, er mußte das wiſſen, aber er akzeptierte die unverdiente Strafe von Väterchen Zar, als Erſatz für die Strafe, die ſeine Sünde gegen den wirklichen Vater verdient hatte. An Stelle der Selbſtbeſtrafung ließ er ſich vom Stellvertreter des Vaters beſtrafen. Man blickt hier ein Stück in die pſychologiſche Rechtfertigung der von der Geſellſchaft verhängten Strafen hinein. Es iſt wahr, daß große Gruppen von Verbrechern nach der Strafe verlangen. Ihr Über-Ich fordert ſie, erſpart ſich damit, ſie ſelbſt zu verhängen.

Wer den komplizierten Bedeutungswandel hyſteriſcher Symptome kennt, wird verſtehen, daß hier kein Verſuch unternommen wird, den Sinn der Anfälle Doſtojewskis über dieſen Anfang hinaus zu ergründen.[5] Genug, daß man annehmen darf, ihr urſprünglicher Sinn ſei hinter allen ſpäteren Überlagerungen unverändert geblieben. Man darf ſagen, Doſtojewski iſt niemals von der Gewiſſensbelaſtung durch

5) Siehe „Totem und Tabu". Die beste Auskunft über den Sinn und Inhalt seiner Anfälle gibt Dostojewski selbst, wenn er seinem Freunde Strachoff mitteilt, daß seine Reizbarkeit und Depression nach einem epileptischen Anfall darin begründet sei, daß er sich als Verbrecher erscheine und das Gefühl nicht los werden könne, eine ihm unbekannte Schuld auf sich geladen, eine große Missetat verübt zu haben, die ihn bedrücke („Dostojewskis Heilige Krankheit", S. 1188). In solchen Anklagen erblickt die Psychoanalyse ein Stück Erkenntnis der „psychischen Realität" und bemüht sich, die unbekannte Schuld dem Bewußtsein bekannt zu machen.

die Abſicht des Vatermordes frei geworden. Sie hat auch ſein Verhalten zu den zwei anderen Gebieten beſtimmt, auf denen die Vaterrelation maßgebend iſt, zur ſtaatlichen Autorität und zum Gottesglauben. Auf erſterem landete er bei der vollen Unterwerfung unter Väterchen Zar, der in Wirklichkeit die Komödie der Tötung mit ihm einmal aufgeführt hatte, welche ihm ſein Anfall ſo oft vorzuſpielen pflegte. Die Buße gewann hier die Oberhand. Auf religiöſem Gebiet blieb ihm mehr Freiheit, nach anſcheinend guten Berichten ſoll er bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens zwiſchen Gläubigkeit und Atheismus geſchwankt haben. Sein großer Intellekt machte es ihm unmöglich, irgendeine der Denkſchwierigkeiten, zu denen die Gläubigkeit führt, zu überſehen. In individueller Wiederholung einer welthiſtoriſchen Entwicklung hoffte er im Chriſtusideal einen Ausweg und eine Schuldbefreiung zu finden, ſeine Leiden ſelbſt als Anſpruch auf eine Chriſtusrolle zu verwenden. Wenn er es im ganzen nicht zur Freiheit brachte und Reaktionär wurde, ſo kam es daher, daß die allgemein menſchliche Sohnesſchuld, auf der ſich das religiöſe Gefühl aufbaut, bei ihm eine überindividuelle Stärke erreicht hatte und ſelbſt ſeiner großen Intelligenz unüberwindlich blieb. Wir ſetzen uns hier dem Vorwurf aus, daß wir die Unparteilichkeit der Analyſe aufgeben und Doſtojewski Wertungen unterziehen, die nur vom Parteiſtandpunkt einer gewiſſen Weltanſchauung berechtigt ſind. Ein Konſervativer würde die Partei des Großinquiſitors nehmen und anders über Doſtojewski urteilen. Der Vorwurf iſt berechtigt, zu ſeiner Milderung kann man nur ſagen, daß die Entſcheidung Doſtojewskis durch ſeine Denkhemmung infolge ſeiner Neuroſe beſtimmt erſcheint.

Es iſt kaum ein Zufall, daß drei Meiſterwerke der Literatur

aller Zeiten das gleiche Thema, das der Vatertötung, behan-
deln: Der König Ödipus des Sophokles, der Hamlet Shake-
ſpeares und Doſtojewskis Brüder Karamaſoff. In allen
dreien iſt auch das Motiv der Tat, die ſexuale Rivalität um
das Weib, bloßgelegt. Am aufrichtigſten iſt gewiß die Dar-
ſtellung im Drama, das ſich der griechiſchen Sage anſchließt.
Hier hat der Held noch ſelbſt die Tat vollbracht. Aber ohne
Milderung und Verhüllung iſt die poetiſche Bearbeitung nicht
möglich. Das nackte Geſtändnis der Abſicht zur Vatertötung,
wie wir es in der Analyſe erzielen, ſcheint ohne analytiſche
Vorbereitung unerträglich. Im griechiſchen Drama wird die
unerläßliche Abſchwächung in meiſterhafter Weiſe bei Erhal-
tung des Tatbeſtandes dadurch herbeigeführt, daß das un-
bewußte Motiv des Helden als ein ihm fremder Schickſals-
zwang ins Reale projiziert wird. Der Held begeht die Tat
unabſichtlich und ſcheinbar ohne Einfluß des Weibes, doch
wird dieſem Zuſammenhang Rechnung getragen, indem er
die Mutter Königin erſt nach einer Wiederholung der Tat an
dem Ungeheuer, das den Vater ſymboliſiert, erringen kann.
Nachdem ſeine Schuld aufgedeckt, bewußt gemacht iſt, er-
folgt kein Verſuch, ſie mit Berufung auf die Hilfskonſtruk-
tion des Schickſalszwanges von ſich abzuwälzen, ſondern ſie
wird anerkannt und wie eine bewußte Vollſchuld beſtraft,
was der Überlegung ungerecht erſcheinen muß, aber pſycho-
logiſch vollkommen korrekt iſt. Die Darſtellung des engliſchen
Dramas iſt indirekter, der Held hat die Handlung nicht ſelbſt
vollbracht, ſondern ein anderer, für den ſie keinen Vatermord
bedeutet. Das anſtößige Motiv der ſexualen Rivalität beim
Weibe braucht darum nicht verſchleiert zu werden. Auch den
Ödipuskomplex des Helden erblicken wir gleichſam im reflek-
tierten Licht, indem wir die Wirkung der Tat des anderen auf

ihn erfahren. Er sollte die Tat rächen, findet sich in merkwürdiger Weise unfähig dazu. Wir wissen, es ist sein Schuldgefühl, das ihn lähmt; in einer den neurotischen Vorgängen durchaus gemäßen Weise wird das Schuldgefühl auf die Wahrnehmung seiner Unzulänglichkeit zur Erfüllung dieser Aufgabe verschoben. Es ergeben sich Anzeichen, daß der Held diese Schuld als eine überindividuelle empfindet. Er verachtet die anderen nicht minder als sich. „Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?“ In dieser Richtung geht der Roman des Russen einen Schritt weiter. Auch hier hat ein anderer den Mord vollbracht, aber einer, der zu dem Ermordeten in derselben Sohnesbeziehung stand wie der Held Dmitri, bei dem das Motiv der sexuellen Rivalität offen zugestanden wird, ein anderer Bruder, dem bemerkenswerterweise Dostojewski seine eigene Krankheit, die vermeintliche Epilepsie, angehängt hat, als ob er gestehen wollte, der Epileptiker, Neurotiker in mir ist ein Vatermörder. Und nun folgt in dem Plaidoyer vor dem Gerichtshof der berühmte Spott auf die Psychologie, sie sei ein Stock mit zwei Enden. Eine großartige Verhüllung, denn man braucht sie nur umzukehren, um den tiefsten Sinn der Dostojewskischen Auffassung zu finden. Nicht die Psychologie verdient den Spott, sondern das gerichtliche Ermittlungsverfahren. Es ist ja gleichgültig, wer die Tat wirklich ausgeführt hat, für die Psychologie kommt es nur darauf an, wer sie in seinem Gefühl gewollt, und als sie geschehen, willkommen geheißen hat, und darum sind bis auf die Kontrastfigur des Aljoscha alle Brüder gleich schuldig, der triebhafte Genußmensch, der skeptische Zyniker und der epileptische Verbrecher. In den Brüdern Karamasoff findet sich eine für Dostojewski höchst bezeichnende Szene. Der Staretz hat im

Geſpräch mit Dmitri erkannt, daß er die Bereitſchaft zum Vatermord in ſich trägt und wirft ſich vor ihm nieder. Das kann nicht Ausdruck der Bewunderung ſein, es muß heißen, daß der Heilige die Verſuchung, den Mörder zu verachten oder zu verabſcheuen von ſich weiſt und ſich darum vor ihm demütigt. Doſtojewskis Sympathie für den Verbrecher iſt in der Tat ſchrankenlos, ſie geht weit über das Mitleid hinaus, auf das der Unglückliche Anſpruch hat, erinnert an die heilige Scheu, mit der das Altertum den Epileptiker und den Geiſtesgeſtörten betrachtet hat. Der Verbrecher iſt ihm faſt wie ein Erlöſer, der die Schuld auf ſich genommen hat, die ſonſt die anderen hätten tragen müſſen. Man braucht nicht mehr zu morden, nachdem er bereits gemordet hat, aber man muß ihm dafür dankbar ſein, ſonſt hätte man ſelbſt morden müſſen. Das iſt nicht gütiges Mitleid allein, es iſt Identifizierung auf Grund der gleichen mörderiſchen Impulſe, eigentlich ein um ein geringes verſchobener Narzißmus. Der ethiſche Wert dieſer Güte ſoll damit nicht beſtritten werden. Vielleicht iſt dies überhaupt der Mechanismus der gütigen Teilnahme am anderen Menſchen, den man in dem extremen Falle des vom Schuldbewußtſein beherrſchten Dichters beſonders leicht durchſchaut. Kein Zweifel, daß dieſe Identifizierungsſympathie die Stoffwahl Doſtojewskis entſcheidend beſtimmt hat. Er hat aber zuerſt den gemeinen Verbrecher, — aus Eigenſucht, — den politiſchen und religiöſen Verbrecher behandelt, ehe er am Ende ſeines Lebens zum Urverbrecher, zum Vatermörder, zurückkehrte und an ihm ſein poetiſches Geſtändnis ablegte.

Die Veröffentlichung ſeines Nachlaſſes und der Tagebücher ſeiner Frau hat eine Epiſode ſeines Lebens grell beleuchtet, die Zeit, da Doſtojewski in Deutſchland von der Spielſucht

beſeſſen war. („Doſtojewski am Roulette.“) Ein unverkennbarer Anfall von pathologiſcher Leidenſchaft, der auch von keiner Seite anders gewertet werden konnte. Es fehlte nicht an Rationaliſierungen für dies merkwürdige und unwürdige Tun. Das Schuldgefühl hatte ſich, wie nicht ſelten bei Neurotikern, eine greifbare Vertretung durch eine Schuldenlaſt geſchafft und Doſtojewski konnte vorſchützen, daß er ſich durch den Spielgewinn die Möglichkeit erwerben wolle, nach Rußland zurückzukommen, ohne von ſeinen Gläubigern eingeſperrt zu werden. Aber das war nur Vorwand, Doſtojewski war ſcharfſinnig genug es zu erkennen und ehrlich genug es zu geſtehen. Er wußte, die Hauptſache war das Spiel an und für ſich, *le jeu pour le jeu.*[6] Alle Einzelheiten ſeines triebhaft unſinnigen Benehmens beweiſen dies und noch etwas anderes. Er ruhte nie, ehe er nicht alles verloren hatte. Das Spiel war ihm auch ein Weg zur Selbſtbeſtrafung. Er hatte ungezählte Male der jungen Frau ſein Wort oder ſein Ehrenwort gegeben, nicht mehr zu ſpielen oder an dieſem Tag nicht mehr zu ſpielen und er brach es, wie ſie ſagt, faſt immer. Hatte er durch Verluſte ſich und ſie ins äußerſte Elend gebracht, ſo zog er daraus eine zweite pathologiſche Befriedigung. Er konnte ſich vor ihr beſchimpfen, demütigen, ſie auffordern, ihn zu verachten, zu bedauern, daß ſie ihn alten Sünder geheiratet, und nach dieſer Entlaſtung des Gewiſſens ging dies Spiel am nächſten Tag weiter. Und die junge Frau gewöhnte ſich an dieſen Zyklus, weil ſie bemerkt hatte, daß dasjenige, von dem in Wirklichkeit allein die Rettung zu erwarten war, die literariſche Produktion, nie beſſer vor ſich

---

6) „Die Hauptsache ist das Spiel selbst“, schrieb er in einem seiner Briefe. „Ich schwöre Ihnen, es handelt sich dabei nicht um Habgier, obwohl ich ja freilich vor allem Geld nötig hatte.“

ging, als nachdem ſie alles verloren und ihre letzte Habe verpfändet hatten. Sie verſtand den Zuſammenhang natürlich nicht. Wenn ſein Schuldgefühl durch die Beſtrafungen befriedigt war, die er ſelbſt über ſich verhängt hatte, dann ließ ſeine Arbeitshemmung nach, dann geſtattete er ſich, einige Schritte auf dem Wege zum Erfolg zu tun.[7]

Welches Stück längſt verſchütteten Kinderlebens ſich im Spielzwang Wiederholung erzwingt, läßt ſich unſchwer in Anlehnung an eine Novelle eines jüngeren Dichters erraten. Stefan Zweig, der übrigens Doſtojewski ſelbſt eine Studie gewidmet hat („Drei Meiſter"), erzählt in ſeiner Sammlung von drei Novellen „Die Verwirrung der Gefühle", eine Geſchichte, die er „Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau" betitelt. Das kleine Meiſterwerk will angeblich nur dartun, ein wie unverantwortliches Weſen das Weib iſt, zu welchen es ſelbſt überraſchenden Überſchreitungen es durch einen unerwarteten Lebenseindruck gedrängt werden kann. Allein die Novelle ſagt weit mehr, ſtellt ohne ſolche entſchuldigende Tendenz etwas ganz anderes, allgemein Menſchliches oder vielmehr Männliches dar, wenn man ſie einer analytiſchen Deutung unterzieht, und eine ſolche Deutung iſt ſo aufdringlich nahe gelegt, daß man ſie nicht abweiſen kann. Es iſt bezeichnend für die Natur des künſtleriſchen Schaffens, daß der mir befreundete Dichter auf Befragen verſichern konnte, daß die ihm mitgeteilte Deutung ſeinem Wiſſen und ſeiner Abſicht völlig fremd geweſen ſei, obwohl in die Erzählung manche Details eingeflochten ſind, die geradezu berechnet ſcheinen, auf die geheime Spur hinzuweiſen. In der

7) Immer blieb er so lange am Spieltisch, bis er alles verloren hatte, bis er vollständig vernichtet dastand. Nur wenn sich das Unheil ganz erfüllt hatte, wich endlich der Dämon von seiner Seele und überließ dem schöpferischen Genius den Platz. (René Fülöp-Miller, „Dostojewski am Roulette" p. LXXXVI.)

Novelle Zweigs erzählt eine vornehme ältere Dame dem Dichter ein Erlebnis, das ſie vor mehr als zwanzig Jahren betroffen hat. Früh verwitwet, Mutter zweier Söhne, die ſie nicht mehr brauchten, von allen Lebenserwartungen abgewendet, geriet ſie in ihrem zweiundvierzigſten Jahr auf einer ihrer zweckloſen Reiſen in den Spielſaal des Kaſinos von Monaco und wurde unter all den merkwürdigen Eindrücken des Orts bald von dem Anblick zweier Hände faſziniert, die alle Empſindungen des unglücklichen Spielers mit erſchütternder Aufrichtigkeit und Intenſität zu verraten ſchienen. Dieſe Hände gehörten einem ſchönen Jüngling, — der Dichter gibt ihm wie abſichtslos das Alter des erſten Sohnes der Zuſchauerin, — der, nachdem er alles verloren, in tiefſter Verzweiflung den Saal verläßt, vorausſichtlich um im Park ſein hoffnungsloſes Leben zu beenden. Eine unerklärliche Sympathie zwingt ſie, ihm zu folgen und alle Verſuche zu ſeiner Rettung zu unternehmen. Er hält ſie für eine der am Ort ſo zahlreichen zudringlichen Frauen und will ſie abſchütteln, aber ſie bleibt bei ihm und ſieht ſich auf die natürlichſte Weiſe genötigt, ſeine Unterkunft im Hotel und endlich ſein Bett zu teilen. Nach dieſer improviſierten Liebesnacht läßt ſie ſich von dem anſcheinend beruhigten Jüngling unter den feierlichſten Umſtänden die Verſicherung geben, daß er nie wieder ſpielen wird, ſtattet ihn mit Geld für die Heimreiſe aus und verſpricht, ihn noch vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof zu treffen. Dann aber erwacht in ihr eine große Zärtlichkeit für ihn, ſie will alles opfern, um ihn zu behalten, beſchließt, mit ihm zu reiſen, anſtatt von ihm Abſchied zu nehmen. Widrige Zufälligkeiten halten ſie auf, ſo daß ſie den Zug verſäumt; in der Sehnſucht nach dem Verschwundenen ſucht ſie den Spielſaal wieder auf und findet dort entſetzt

die Hände wieder, die zuerst ihre Sympathie entzündeten; der Pflichtvergessene ist zum Spiel zurückgekehrt. Sie mahnt ihn an sein Versprechen, aber von der Leidenschaft besessen, schilt er sie Spielverderberin, heißt sie gehen und wirft ihr das Geld hin, mit dem sie ihn loskaufen wollte. In tiefster Beschämung muß sie fliehen und kann später in Erfahrung bringen, daß es ihr nicht gelungen war, ihn vor dem Selbstmord zu bewahren.

Diese glänzend erzählte, lückenlos motivierte Geschichte ist gewiß für sich allein existenzfähig und einer großen Wirkung auf den Leser sicher. Die Analyse lehrt aber, daß ihre Erfindung auf dem Urgrund einer Wunschphantasie der Pubertätszeit ruht, die bei manchen Personen selbst als bewußt erinnert wird. Die Phantasie lautet, die Mutter möge selbst den Jüngling ins sexuelle Leben einführen, um ihn vor den gefürchteten Schädlichkeiten der Onanie zu retten. Die so häufigen Erlösungsdichtungen haben denselben Ursprung. Das „Laster" der Onanie ist durch das der Spielsucht ersetzt, die Betonung der leidenschaftlichen Tätigkeit der Hände ist für diese Ableitung verräterisch. Wirklich ist die Spielwut ein Äquivalent des alten Onaniezwanges, mit keinem anderen Wort als „Spielen" ist in der Kinderstube die Betätigung der Hände am Genitale benannt worden. Die Unwiderstehlichkeit der Versuchung, die heiligen und doch nie gehaltenen Vorsätze, es nie wieder zu tun, die betäubende Lust und das böse Gewissen, man richte sich zugrunde (Selbstmord), sind bei der Ersetzung unverändert erhalten geblieben. Die Zweigsche Novelle wird zwar von der Mutter, nicht vom Sohne, erzählt. Es muß dem Sohne schmeicheln zu denken: wenn die Mutter wüßte, in welche Gefahren mich die Onanie bringt, würde sie mich gewiß durch die Ge-

ſtattung aller Zärtlichkeiten an ihrem eigenen Leib vor ihnen retten. Die Gleichſtellung der Mutter mit der Dirne, die der Jüngling in der Zweigſchen Novelle vollzieht, gehört in den Zuſammenhang derſelben Phantaſie. Sie macht die Unzugängliche leicht erreichbar; das böſe Gewiſſen, das dieſe Phantaſie begleitet, ſetzt den ſchlechten Ausgang der Dichtung durch. Es iſt auch intereſſant zu bemerken, wie die der Novelle vom Dichter gegebene Faſſade deren analytiſchen Sinn zu verhüllen ſucht. Denn es iſt ſehr beſtreitbar, daß das Liebesleben der Frau von plötzlichen und rätſelhaften Impulſen beherrſcht wird. Die Analyſe deckt vielmehr eine zureichende Motivierung für das überraſchende Benehmen der bis dahin von der Liebe abgewandten Frau auf. Dem Andenken ihres verlorenen Ehemannes getreu, hat ſie ſich gegen alle ihm ähnlichen Anſprüche gewappnet, aber — darin behält die Phantaſie des Sohnes Recht — einer ihr ganz unbewußten Liebesübertragung auf den Sohn war ſie als Mutter nicht entgangen, und an dieſer unbewachten Stelle kann das Schickſal ſie packen. Wenn die Spielſucht mit ihren erfolgloſen Abgewöhnungskämpfen und ihren Gelegenheiten zur Selbſtbeſtrafung eine Wiederholung des Onaniezwanges iſt, ſo werden wir nicht verwundert ſein, daß ſie ſich im Leben Doſtojewskis einen ſo großen Raum erobert hat. Wir finden doch keinen Fall von ſchwerer Neuroſe, in dem die autoerotiſche Befriedigung der Frühzeit und der Pubertätszeit nicht ihre Rolle geſpielt hätte, und die Beziehungen zwiſchen den Bemühungen, ſie zu unterdrücken, und der Angſt vor dem Vater ſind zu ſehr bekannt, um mehr als einer Erwähnung zu bedürfen.[8]

8) Die meiſten der hier vorgetragenen Anſichten ſind auch in der 1923 erſchienenen trefflichen Schrift von Jolan Neufeld, „Doſtojewski, Skizze zu ſeiner Pſychoanalyſe" (Imago-Bücher, Nr. IV), enthalten.

Freuds Studie über Dostojewski

Von

Theodor Reik

Aus dem Jahrgang 1929 (Band XV) der „Imago, Zeitschrift zur Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (Jährlich 4 Hefte in Lexikonquart, ca. 560 Seiten; Jahresabonnement RM 22.—.)

Es soll hier kein Referat gegeben werden. Es sei nur festgehalten, was sich nach der wiederholten Lektüre der kleinen Studie an Eindrücken verdichtet hat und was ein aufmerksamer Leser zu ihrer Würdigung und Kritik beitragen kann.

Der Aufsatz „Dostojewski und die Vatertötung" ist dem Bande der großen Dostojewski-Ausgabe vorangestellt, der in musterhafter Art die Quellen, Entwürfe und Fragmente zu den Brüdern Karamasoff aneinanderreiht und literarkritisch beleuchtet.[1] Dies war gewiß die richtige Stelle für diese Studie, die so überraschende und bedeutsame Aufklärungen über das Leben und Schaffen des Dichters zu geben hat.

In ihren Vorbemerkungen danken die Herausgeber Freud für die „eigens verfaßte, tief eindringende Zergliederung im allgemeinen und der Brüder Karamasoff im besonderen". Handelt es sich demnach um eine Gelegenheitsarbeit? Ja und nein. Gewiß bot der Anlaß Gelegenheit, lange vorher Gedachtes in eine gemäße Form zu bringen. Ebenso gewiß gab nicht erst diese Gelegenheit Anlaß zu diesen Gedankengängen. Wir begrüßen den Anlaß, der zu solcher schriftlichen Fixierung nötigte, und hätten es doch lieber gesehen, daß sie sich unbeeinflußt von solchen Gelegenheiten

1) F. M. Dostojewski: Die Urgestalt der Brüder Karamasoff. Herausgeber René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. R. Piper & Co. Verlag, München.

ergeben hätte, mit anderen Worten: wenn diese Studie nicht „eigens verfaßt“ worden wäre. Dann wäre, uns allen erwünscht, wohl manches hinzugekommen, was über diesen engen Rahmen hinausging, manches, was sich ihm jetzt nur gezwungen einfügt, hätte in einem weiteren einen größeren Raum beanspruchen dürfen.

Freud geht von dem Reichtum der Persönlichkeit Dostojewskis aus: er zeigt den Dichter, den Neurotiker, den Ethiker und den Sünder. Es wird gleichsam ein Fächer entfaltet, und wir sehen, was sich auf einigen ausgewählten seiner Teile an bemerkenswerten oder merkwürdigen Eintragungen und Bildern erkennen läßt. Dem Dichter in Dostojewski ist am wenigsten Raum gewidmet, doch weist Freud darauf hin, daß die Analyse vor dem Problem des Dichters die Waffen strecken muß. Doch wohl nur vor der biologisch bestimmten Seite dieses Problems, vor der Frage der speziellen Begabung? Zu den Fragen des künstlerischen Schaffens, seiner unbewußten Triebkräfte und Mechanismen, der verborgenen psychischen Voraussetzungen der Konzeption und Gestaltung hat die Psychoanalyse noch vieles zu sagen — obzwar sie schon vieles gesagt hat. Es hat sich ergeben, daß die Vorgänge des künstlerischen Schaffens weit weniger geheimnisvoll sind als man angenommen hat, obwohl sie noch immer geheimnisvoll genug sind.

Den Ethiker Dostojewski hält Freud für am ehesten angreifbar. Wolle man ihn als sittlichen Menschen hinstellen, da nur der die höchste Stufe der Sittlichkeit erreiche, der durch die tiefste Sündhaftigkeit gegangen sei, so erhebe sich ein gewichtiges Bedenken gegen diese Betrachtungsart. Wer abwechselnd sündige und dann in seiner Reue hohe sittliche Forderungen aufstelle, habe es sich bequem gemacht, denn das Wesentliche an der Sittlichkeit sei der Verzicht. Dostojewskis Lebensführung zeige nun diese charakteristische Art des Wechsels von Triebdurchbruch und Reue. Der erste Eindruck einer solchen Beurteilung ist: strenge, aber gerecht. Der zweite Eindruck: weniger gerecht als strenge. Wir wollen nicht unterdrücken, was an Widerspruch in uns rege geworden ist. Das unsichere Gefühl, das die Freudsche Diskussion des Sittlichkeitsbegriffes auslöst, ist dadurch bedingt, daß die negative Aussage hier glücklicher ist als der Versuch der positiven Formulierung. Wir gestehen gerne zu, daß nicht der die höchste Stufe der Sittlich-

keit erreicht, der abwechselnd sündigt und sich dann strengster
Buße unterwirft. Der Verzicht aber war einmal das Kriterium der
Sittlichkeit; er ist heute nur mehr eines von vielen. Wäre er es
allein, dann würde der brave Bürger und Philister, der sich mit
stumpfen Sinnen den Autoritäten unterwirft und dem der Verzicht
durch seinen Phantasiemangel sehr erleichtert wird, an Sittlichkeit
Dostojewski weit übertreffen — ein sehr bestreitbarer Standpunkt.
Wir würden in Verfolgung dieses Weges bei dem Sprüchlein, ein
ruhiges Gewissen ist das beste Ruhekissen, landen — das zwar
richtig ist, aber nur erklärt, warum es so viele Schlafmützen gibt,
so viel Zufriedene und Saturierte, die eben aus dem Verzicht ein
„erbärmliches Behagen" gewinnen. Es kommt wohl nicht auf den
Verzicht schlechtweg an; wesentlicher ist der einer starken Trieb-
haftigkeit abgerungene Verzicht. Die Stärke der Versuchung ist
aus dem Begriffe jenes Ausgleiches, den wir Sittlichkeit zu nennen
gewohnt sind, nicht ausschließbar. Dort, wo es keine Sünden gibt,
gibt es keine Frommen. Die Religion würde nicht einen Tag lang
weiterbestehen können, wenn der Begriff der Schuld (und die
gleichbedeutenden wie tabu, unrein usw.) ausfiele. Nicht der Sieg
über jene Triebkräfte ist das Entscheidende, sondern der Kampf
mit ihnen — sofern man gewillt ist, sich konventionellen Wert-
urteilen nicht gefangen zu geben. In diesem Sinne kann der Ver-
brecher, der dem Triebansturm unterliegt, häufig als sittlicher
erkannt werden als der brave Bürger, der, ihn verleugnend, zum
Verzicht flüchtet. Auch Satan war ein Engel wie andere und ist
noch immer ein großer Theologe vor dem Herrn — und wider
den Herrn. Der Begriff Verzicht ist auch nur in der oberflächlich-
sten Schicht eindeutig, hat seine volle Bedeutung nur dort, wo
es sich um die materielle Bedeutung eines Triebzieles handelt.
Verzicht ist — psychologisch gesprochen — jene Art der Trieb-
befriedigung, die aus dem Aufgeben eines grob materiellen Genusses
das Recht ableitet, denselben Genuß nur in der Phantasie zu er-
halten. Er ist also nur eine sublimierte Form der Triebdurchsetzung,
die ohne wesentliche Unkosten zu erreichen ist. Es sind nur
quantitative Unterschiede zwischen dieser Art der Triebbefriedi-
gung und den anderen — so hat uns die Psychoanalyse gelehrt
und wir haben es nicht vergessen.

Freud bezeichnet jenen Ausgleich mit der Sittlichkeit, der im Falle Dostojewskis zu beobachten ist, als einen charakteristisch russischen Zug. Er ist in Wahrheit ein allgemein menschlicher Zug; nur Art und Weite der Amplituden, der Form der gegensätzlichen Schwingungen zeigen eine nationale, d. h. aus den Schicksalen eines Volkes erklärbare Besonderheit. Solches Ringen zwischen Triebanspruch und Anforderungen der Gemeinschaft wird in seinen Phasen, seinem Erfolg und seinem Versagen durch das Zeitalter und die Kulturanschauungen der Umwelt in entscheidendem Ausmaße bestimmt. Diese Faktoren drücken auch dem Ausgleich mit der Sittlichkeit, die selbst ein Ausgleich ist, im Falle Dostojewskis ihren unverkennbaren Stempel auf. Der Dichter stand alle seine Tage unter dem starken unbewußten Einflusse jenes bedauerlichen Mißverständnisses, das vor neunzehn Jahrhunderten die Menschheit in Sünder und Heilige einteilte. Aus dieser psychischen Beherrschung erklären sich die Hypertrophie seines Gewissens, seine Triebdruchbrüche und seine Bußstimmungen. Wir Kinder einer anderen Zeit, welche schlichteren Gemütern als eine fortgeschrittenere erscheint, haben kaum mehr die Fähigkeit, uns völlig in die Psychologie des russischen Volkes in dieser Periode einzufühlen. Niemand, der nicht in diesem kulturellen Milieu frühzeitig dem tiefen Einfluß des Christentums unterlag, kann es ganz nachfühlen, daß die religiöse Erziehung den bereits vorhandenen Arten der Triebbefriedigungen eine neue, feiner abgestimmte Form hinzugefügt hat: die Wollust, sich verloren zu geben, sich verdammt zu wissen. Es wird ihm schwer, gefühlsmäßig zu erfassen, welche Orgien der Leidenschaft und welche Orgien des Leidens sich aus dieser neuartigen Situation mit psychologischer Notwendigkeit ergaben.

Solche Faktoren werden auch auf die besonderen Triebschicksale, welche Freud bei Dostojewski zeigt, ihren entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Sie bestimmten wohl auch zum Teil seine sittlichen Anschauungen. Der Dichter würde es zum Beispiel niemals gelten lassen, daß sittlich jener ist, der schon auf die innerlich verspürte Versuchung reagiert, ohne ihr nachzugeben. Er würde sich Freuds Ansicht gegenüber auf einen rigoroseren Standpunkt stellen und schon das Auftauchen einer verbotenen Triebregung

als unsittlich bezeichnen. Er würde darauf hinweisen, daß das Wort des Heilands, ein Ehebrecher sei, wer die Frau des Nächsten nur ansehe und begehre, auch für uns gesprochen sei. Aus solcher extremer sittlicher Forderung ergibt sich eine Verzweiflung über die unvermeidbare Gedankensünde, so daß die wirkliche sündige Tat fast gleichgültig erscheint, ja vom unbewußten Schuldgefühl geradezu gefordert wird. Wer sich verdammt weiß, hat keinen Grund, sich auf dem Weg zur Hölle Entbehrungen aufzuerlegen. Der Henker, der einen Delinquenten zum Galgen führt, darf bei seiner Mahnung, sich nun hübsch ruhig zu verhalten, nicht mit dem Gehorsam des Verurteilten rechnen.

Dostojewskis Leben zeigt, daß er schon auf solche auftauchende Versuchungen und Wunschphantasien mit schwerem Schuldgefühl und Triebdurchbrüchen reagiert hat. Er würde im Sinne seiner religiösen Anschauungen sagen, daß jener Weg, den Freud als den sittlichen bezeichnet, nämlich der, bereits beim Auftauchen einer Versuchung zum Verzicht zu gelangen, sicherlich der schönste sei, nach Gottes unerforschlichem Ratschluß aber den Sterblichen nicht beschieden ist. Das Beispiel so vieler Heiliger der Kirche beweise, daß nur der Gott wohlgefällig sei, der den Weg zur Tugend über die Sünde und Reue nehme. Er würde äußern, daß er ein solches sittliches Programm angesichts der menschlichen Schwachheiten für eine Utopie halte und vor der Selbstgerechtigkeit der Pharisäer erschauere, die es mißverstehen könnten und jede Gemeinsamkeit mit dem Sünder, in ihrem Verzicht Gott preisend, weit von sich weisen würden.

Aus seelischen Voraussetzungen dieser Art wird auch verständlich, daß der Ausgang des inneren Kampfes Dostojewskis die Unterwerfung unter die weltliche und geistliche Autorität war. Man mag dies beklagen, man kann es nicht verurteilen. Freud hebt hervor, Dostojewski habe es versäumt, „ein Lehrer und Befreier der Menschheit zu werden; er hat sich zu ihren Kerkermeistern gesellt“. Er fügt hinzu: „Die kulturelle Zukunft der Menschheit wird ihm wenig zu danken haben.“ Gewiß, diesem Fjodor Mihailowitsch Dostojewski war seiner Erziehung und seinem Milieu gemäß der alte Kerker, an den er seit Kindheit gewohnt war, lieber als die neuen, die genau kennenzulernen er wenig Lust

verspürte. Er liebte die alte Illusion und wünschte nicht, sie gegen eine neue etwa mit dem wohlklingenden Namen Freiheit zu vertauschen. Er sah, daß sich der Fortschritt auf dem Holzwege tüchtig vorwärts bewegte, und zog es vor, diesen Marsch nicht mitzumachen. Freilich, auch er teilte das liebenswerte Vorurteil einer schöneren Zukunft der Menschheit, aber er wußte, daß das Leben ohne Bindung an die Religion so leer und sinnlos erscheinen würde wie es in Wirklichkeit ist. Er zog es vor, die alte Illusion festzuhalten — kein Vorwurf kann ihn treffen. Die kulturelle Zukunft der Menschheit wird ihm wenig zu danken haben? Dies ist gewiß, denn diese Zukunft wird vermutlich der Verbesserung des Fernsehens, des Gaskrieges und der Luftschiffahrt, dem Boxsport und dem Baseball gehören. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß ihr das Denken als eine Infektionskrankheit erscheinen wird, welche die Glücksmöglichkeiten des Einzelnen bedeutend einschränkt. (Vielleicht wird sie mit Genugtuung feststellen, daß sich bereits ein großer Teil der Wissenschaftler unserer Gegenwart als immun gegen diese schwere Erkrankung erwiesen hat.) Was immer aber unsere Meinung über diese Zukunft sein mag, Dankbarkeit wird nicht zu ihren Eigenschaften gehören. (Und gehörte sie sogar zu ihnen — „Nachwelt gibt es auch nur für die Lebenden“, sagt ein weiser Dichter dieser Zeit.) Wir sehen, daß die Menschen unserer Gegenwart mittelmäßig, launenhaft, kleinlich, boshaft und erbärmlich sind, sehen, daß sie in früheren Zeiten ebenso waren, und haben keine Gründe, anzunehmen, daß die Menschen der Zukunft großzügig, gefestigt, edel, hilfreich und gut sein werden. Wären sie es, sie müßten Dostojewski im Tiefsten dankbar sein. Gewiß nicht für die religiösen und politischen Ziele, die er verfolgte, — die Menschheit wird an russischem Wesen so wenig genesen wie an deutschem, — nichts Wesentliches von dem, was sein christliches oder nationales Programm umfaßte, wird jener Zukunft wichtig sein. Aber auch die Sittlichkeit Homers, die Ideen der Bibel, die Ideale Shakespeares sind nicht mehr die unsrigen. Die politischen Anschauungen Goethes erscheinen uns heute kleinstädtisch und verstaubt, der Ausgang seines „Faust“, in dem der katholische Himmel eröffnet wird, als eine peinliche Disharmonie bei Musik der Sphären. Für die nationalen und

sozialen Ideen Schillers fehlt uns, soweit wir die Pubertät hinter uns haben, jedes Verständnis. Der spätere apostolische Lebensweg eines Tolstoi, den wir als Dichter und Psychologen schätzen, erweckt in uns nur Mitleid mit einer fast erhabenen Ahnungslosigkeit. Die politischen und religiösen Meinungen großer Dichter sind nicht eben wichtig. Es ist ihre Sendung auf Erden nicht, die Menschheit zu reformieren. Die Zukunft der Menschheit ist keineswegs in ihre Hand gegeben. Die Schwerindustrie und die Kanonenfabrikanten bereiten die weit wirkungsvoller vor. Soziale und nationale Ziele aufstellen, das kann jeder kleine Führer einer politischen Partei. Jeder Bezirkshauptmann unseres geliebten Österreich, das mit Recht als der kulturell fortschrittlichste aller Balkanstaaten gilt, kann die Durchsetzung von Anschauungen dieser Art versuchen. Den Titel eines sittlichen Befreiers darf heute jeder Politiker, der den Erniedrigten und Beleidigten zu ihren Rechten verhilft, eher in Anspruch nehmen als derjenige, der ihr elendes Schicksal plastisch vor uns hinstellte. Dieses aber: Menschen vor uns wandeln lassen, daß wir uns in ihnen, sie in uns sehen, ihr Schicksal in fahlem Scheine so gestalten, daß ihr Aufstieg und ihr Untergang zum Gleichnis für unser Schicksal wird, das irdische Geschehen so zeigen, daß uns eine Ahnung von der Düsterkeit, Kälte und Trübsal des menschlichen Daseins ergreift, ein Bild des wirren Geschehens auf Erden geben, daß uns mit der Menschheit ganzem Jammer auch die ganze Lächerlichkeit ihrer Wünsche und Bestrebungen ergreift — das kann nur ein Begnadeter, das kann neben anderen dieser Fjodor Mihailowitsch Dostojewski, dessen politische und religiöse Anschauungen uns heute abstrus, beschränkt und lächerlich erscheinen. Jene kulturelle Zukunft, die Dostojewski nichts danken wird, müßte ihm für das Glück einer Menschengestaltung danken, die mächtig und gelind an alles Tiefste unserer Seele rührt, für seelische Einsichten von einer visionären Klarheit und für seltsame Erschütterungen, die kein Sozialreformer und kein Apostel zu geben vermocht hat. Woran er in Politik und Religion glaubte, ist längst zu Staub und Asche geworden, sein Gott bereits lange gestürzt. Bedeutsamer als die Gebete, die er zum Christengott emporsandte, wird das Gebet, das allein dem schöpferischen

Menschen erlaubt ist, jene Hymne, die einst Hrabanus Maurus dichtete:

> „*Veni, creator spiritus!*
> ... *Accende lumen sensibus.*“

Freuds kritische Einstellung Dostojewski gegenüber, den er gewiß nicht eben stürmisch liebt, tritt zurück, weicht einer sachlicheren, sobald er die Ebene der Wertungen verläßt und sein eigenes Gebiet, das der Tiefenpsychologie, betritt. Dann versinken alle Vorbehalte, verschwinden alle Einwände und Einschränkungen und eine sichere Hand löst behutsam die Schleier über dem seelischen Geschehen. Dann schweigen alle Verschiedenheiten der sogenannten Lebensanschauung, rückt alle zeitbedingte, kulturbedingte Differenz in den Hintergrund und ein Mensch steht da, nackt und hüllenlos, gestrandet im Sturm — doch hier gestrandet an Prosperos Insel, wo man sein Geheimstes zu erkennen vermag. Hier, wo bereits der Psychologe, nicht mehr der Ethiker den Menschen sieht, gibt es kein Sittengebot mehr, hier sieht er nur mehr den Menschen, leidend unter den Unzulänglichkeiten dieses Daseins, in das Netz eines Schicksals verstrickt, das Anlage und Erleben unlösbar um ihn knüpfen. Es ist Zufall, daß derjenige, der hier zum Objekt der analytischen Untersuchung wurde, ein großer Dichter war. Wichtiger wurde es, daß er auf einem Wege, der anderen verschlossen ist, Auskunft über sich selbst geben konnte. Auskünfte indirekter und oft dunkler Art, die einen Teil seines innersten Wesens blitzartig erleuchteten und einen anderen, den bedeutsameren Teil in Schatten ließen. In der Darstellung, die Freud von der Neurose und dem neurotischen Erleben Dostojewskis gibt, tritt nun dieses geheim Wirksame ans Licht. Es wird gezeigt, wie die unbewußte Beziehung zum Vater wie ein langgestreckter Schatten auf dieses sich wandelnde Ich fiel, wie sie Wesen und Auswirkungen der Krankheit bestimmte, Lebensgestaltung und Arbeit unterirdisch beherrschte, das, was zum Abgrund drängt, und das, was zur Höhe führt. Wie sich hier aus kargen und dunklen Nachrichten ein Bild des seelischen Werdens und Wesens eines Menschen aufbaut, seine Erkrankung nach ihren latenten seelischen Entstehungsursachen und nach der

Bedeutung ihrer Symptome verständlich wird, die Quellen seines Leidens und die seiner verborgenen Lust sichtbar werden — solche Durchleuchtung hat kein Literarhistoriker und kein Biograph vermocht. Ein Gipfelpunkt dieser Darstellung ist die psychologische Erfassung der Krankheit des Dichters, die Erklärung, auf welchen seelischen Wegen ein triebhaft starker Wunsch sich gegen den Wünschenden selbst kehrt. Wie sich im epileptischen Anfall der Andere im Ich erhebt, sein Sterben sich zum eigenen, todesnahen Erleben wandelt. Der enge Rahmen erweitert sich allmählich und fast unmerklich zu einer Darstellung, die den psychischen Kern dieser Persönlichkeit erfaßt. Das Dämonische in Dostojewskis Leben und Schaffen erhält hier seinen langgesuchten psychologischen Sinn — was wär' ein Dämon, der nur von außen stieße? — erweist sich als Wirkung verborgener Triebkräfte und Abwehrregungen, nicht fremd dem Ich, ihm nur entfremdet, keine Neuerungen im Seelenleben, nur eine Erneuerung alter, untergegangener Ausdrucksformen. Die innere Beziehung zwischen dem persönlichen Schicksal Dostojewskis und dem seiner Gestalten tritt hervor: hier wie dort das Ringen elementarer Triebkräfte und von Gewissensmächten, die einen alten Kampf fortsetzen, der einmal zwischen dem noch schwachen Ich und der Außenwelt getobt hat. Es ergeben sich überraschende Einblicke in die verborgenen Wirkungen solcher Konflikte bis zu den scheinbar weitabliegenden religiösen und nationalen Anschauungen Dostojewskis. Man erkennt ihre schicksalsbestimmende Bedeutung für die Lebensgestaltung des Dichters und für seine erdichteten Lebensgestaltungen, die latente seelische Möglichkeiten des Ichs als real und vollendet hinstellen und in denen das Ich sich in seinen Abspaltungen schildert. Wenn bei Freud Oedipus, Hamlet neben die Brüder Karamasoff gestellt und die verschiedenen Gestaltungen desselben latenten Inhaltes miteinander verglichen werden, wird über alle Abgründe der Zeiten, alle Besonderheiten des Kulturniveaus, der Völker und der Persönlichkeiten das Triebhaft-Menschliche klar, das unser Leben nach bisher dunklem, jetzt besser erkennbar werdendem Gesetz bestimmt.

Der letzte Abschnitt der Studie, der den psychischen Wurzeln der Spielsucht Dostojewskis nachforscht, ist einer der inter-

essantesten. Überraschend und doch durch analytische Untersuchung beweisbar die Ableitung der Spielsucht aus dem zwanghaften Impuls zur Onanie beim Kinde, besonders aufschlußreich der gezeigte Zusammenhang der erfolglosen Abgewöhnungskämpfe und der Gelegenheit zu Selbstbestrafungstendenzen mit den analogen Erscheinungen des Spielzwanges. Eine sonst schwer verständliche Episode im Leben Dostojewskis findet hier eine psychologische Erhellung. Man vermißt freilich den Übergang vom Hauptthema zu dem hier behandelten Gegenstand; man erhält den Eindruck, als wende sich der Autor ziemlich unvermittelt diesem neuen Thema zu, das ihn interessiert und das mit seinen früheren Ausführungen nur in äußerst losem Zusammenhange steht. Und doch gibt es einen solchen inneren Zusammenhang. Es ist, wie Freud zuletzt (nur mit einem Wort) andeutet, zunächst durch die Angst vor dem Vater gegeben, welche die Bemühungen zur Unterdrückung des Onaniezwanges bestimmt. Schade, daß Freud hier seine analytische Aufklärung abbricht. Ihre Fortsetzung müßte, meine ich, dahin führen, daß der Spielzwang später einen Charakter erhält, der ihn seiner psychischen Motivierung und seinen Mechanismen nach bestimmten Zwangssymptomen naherückt. Das Spiel, das ursprünglich gewiß nicht um Geld und Geldeswert ging, wird nämlich dann zu einer Art Frage an das Schicksal. Es ist diejenige unerkannte Form des Orakels, der die moderne Welt seelisch am nächsten steht, obwohl sein latenter Sinn dem Bewußtsein entzogen bleibt. Die Frage an das Schicksal, diesen letzten Vaterersatz, hat ihre unbewußte affektive Begründung. Sie will ursprünglich erkunden, ob die Unheilserwartung berechtigt war oder nicht, ob die drohende Strafe wegen der Verbotsübertretung naht oder ob der wegen des Ungehorsams erzürnte Vater verzeihen wird, ob er Unglück oder Erfolg senden wird. Die Einhaltung der Spielregeln entspricht psychologisch der Befolgung der Zwangsbedingungen innerhalb eines neurotischen Symptomenkomplexes. Dem Zweifel ist im Spiele derselbe große Raum gewährt wie im Zwangssystem. Denken wir etwa an ein Spiel wie Patience, so erkennen wir klar den Charakter des Orakels, der durch das späte Eintreten von Mitspielern und durch das sekundäre Moment des Gewinnes in

anderen Spielen undeutlicher, doch für den Analytiker nicht unverkennbar geworden ist.

Man wird einige kritische Bemerkungen über die Freudsche Studie nachdenklich und doch um so unbedenklicher äußern dürfen, je klarer in der Erinnerung und im Nachgenuß der Eindruck wird, daß sie das psychologisch Wertvollste ist, das wir über Dostojewski besitzen. Das erste Bedenken bezieht sich auf den eben besprochenen Abschnitt. In ihm zieht Freud zur analytischen Aufklärung der Spielsucht eine Novelle von Stefan Zweig als Beispiel heran.[1] Welches sind die Verbindungsglieder? Diese: hier der Spielzwang im Leben Dostojewskis, dort die Spielleidenschaft der Gestalt eines anderen Dichters; Stefan Zweig hat Dostojewski eine Studie gewidmet. Man wird zugestehen, daß es wenige und äußerst lose Verbindungen sind. Sie erklären die Möglichkeit, ein solches Beispiel als Illustration heranzuziehen. Sie können seine breite Darstellung nicht begründen. Bei einem Meister in der Ökonomie der Stoffverteilung mutet es seltsam an, wenn er auf knapp sechsundzwanzig Seiten eine Studie über Dostojewski gibt und vier Seiten, d. h. also ein Sechstel davon einer Novelle Zweigs als Illustrationsfaktor widmet. Bei aller Wertschätzung der dichterischen Leistung Zweigs sei gesagt, daß hier ein perspektivischer Fehler vorliegt. Es ist — um im Vergleich zu sprechen — so, als stelle ein mittelalterlicher Maler die Passion Christi dar und rücke die Gestalt des Bischofs seiner Heimat auf dem Bilde plötzlich in den Vordergrund. Man bedauert, daß wohlmeinende Freunde, denen vielleicht das Manuskript oder die Korrektur vorlag, den Autor nicht auf diese kleine Unproportionalität aufmerksam gemacht haben.

Sie hätten vielleicht noch auf einen anderen Punkt hinweisen sollen. Freud geht in seiner Einleitung von der Persönlichkeit Dostojewskis aus, in der er vier Fassaden unterscheidet: den Dichter, den Neurotiker, den Ethiker und den Sünder. Wäre es nicht naheliegend und angemessen gewesen, hier den großen Psychologen anzureihen? (Vielleicht hat Freud ihn dem Dichter

1) Zur analytischen Deutung dieser Novelle sei hinzugefügt, daß die benachbarte Erzählung desselben Bandes in durchsichtiger Verhüllung (Umkehrung in der Beobachtungsszene) die inzestuöse, tragisch endende Beziehung zwischen Vater und Tochter behandelt.

subsumiert; aber er verdient wohl eine besondere Behandlung.) In einer Zeit, in der jeder psychotherapeutische Praktiker glaubt, die Psyche habe keine Geheimnisse mehr für ihn, da jeder unbedeutende Assistent einer neurologischen Klinik aus der flüchtigen und mißverstandenen Lektüre der Freudschen Schriften den Anspruch ableitet, ein Kenner der Höhen und Tiefen des menschlichen Seelenlebens zu sein — in dieser Zeit, sage ich, hätte man es gerne gesehen, wenn einer der größten Psychologen einem seiner großen Vorläufer, der ein Dichter war, einen Gruß gesendet hätte, aus seiner Einsamkeit in die Einsamkeit des Anderen.

Noch zwei kleine Bemerkungen: auch in dieser Studie ist der gedrängte Stil der letzten Schriften Freuds unverkennbar, doch ist er dem Charakter des Gegenstandes gemäß trotz aller Dichtigkeit und Komprimiertheit bewegter und beweglicher als anderswo. Nur bei einer Wendung würde man eine kleine Änderung wünschen. Es wird da die epileptische Krankheit geschildert mit ihrer „Charakterveränderung ins Reizbare und Aggressive und der progressiven Herabsetzung aller geistigen Leistungen". An die Stelle des einen der beiden so ähnlich lautenden, benachbarten Ausdrücke ließe sich in der endgültigen Fassung der Studie leicht ein anderes Wort setzen. Ein so kleinlich erscheinender Wunsch möge jemandem erlaubt sein, der nicht müde wird, die Stilkunst Freuds zu bewundern, und dem viele seiner Sätze auch deshalb unverlierbar ins Gedächtnis geprägt sind, weil sie in einer Sprache geschrieben sind, die Fülle und Knappheit, Kraft und Feinheit, Prägnanz und Bezeichnungsreichtum in seltener Art vereinigt.

Erstaunt liest man in einer Fußnote Freuds, daß die meisten der in seiner Studie vorgetragenen Ansichten in der „trefflichen" Schrift Jolan Neufelds „Dostojewski" enthalten seien. Ich meine, daß diese Beurteilung dem Essay Freuds nicht gerecht wird. Der bemerkenswert mittelmäßigen Schrift Neufelds gegenüber ist sie — nun, sehr gütig.

Rückschauend verblassen auch diese wenig gewichtigen Einwände. Als der letzte und entscheidende Eindruck bleibt: diese kleine Studie wird nicht nur einen Sonderplatz in der wissenschaftlichen Literatur über Dostojewski einnehmen. Solches Vordringen zu den tiefsten Schichten, solches Einsichtigwerden dessen,

was eines Menschen besonderes, verborgenes Teil ist, und dessen, was ihn mit Allen verbindet, solches Durchleuchtetwerden von innen heraus — das ist etwas Neues in der angewandten Seelenkunde, dessengleichen es vor der Psychoanalyse nicht gab.

Das Unbewußte, die Vererbung und das Gedächtnis

im Lichte der mathematischen Naturwissenschaft

Von

Friedrich Eckstein

Wien

„Daß alles durch ein feſtgeſtelltes Verhängnis herfürgebracht werde, iſt ebenſo gewiß, als daß drey mal drey neun iſt. Denn das Verhängnis beſteht darin, daß alles an einander hänget wie eine Kette, und eben ſo unfehlbar geſchehen wird, ehe es geſchehen, als unfehlbar es geſchehen iſt, wenn es geſchehen. Die alten Poeten, als Homerus und andere, haben es die güldene Kette genennet, ſo Jupiter vom Himmel herab hängen laſſe, ſo ſich nicht zerreißen läſſet, man hänge daran, was man wolle. Und dieſe Kette beſteht in den Verfolg der Urſachen und der Wirkungen ... Hieraus ſieht man nun, das alles mathematiſch, das iſt, ohnfehlbar zugehe in der ganzen weiten Welt, ſo gar, daß wenn einer eine gnugſame Inſicht in die innern Theile der Dinge haben könnte, und dabey Gedächtnis und Verſtand gnug hätte, und alle Umbſtände vorzunehmen und in Rechnung zu bringen, würde er ein Prophet ſeyn, und in dem Gegenwärtigen das Zukünftige ſehen, gleichſam als in einem Spiegel."

Mit dieſen Worten beginnt Leibniz ſeine Abhandlung über das „Verhängnis", und wir finden hier im Grunde ſchon jene folgenſchweren Gedanken, die dann, mehr als hundert Jahre

ſpäter, bei Laplace in etwas veränderter Geſtalt wiederkehren. Dort, in der Einleitung zu dem Werk über die Wahrſcheinlichkeiten, findet ſich die bekannte, oft zitierte Stelle, wo Laplace die Idee einer „Intelligenz" erörtert, „welche für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennen würde, von denen die Natur belebt iſt, ſowie die gegenwärtige Lage der Weſen, die ſie zuſammenſetzen, und die überdies umfaſſend genug wäre, um dieſe gegebenen Größen einer Analyſe zu unterwerfen".

Eine ſolche Intelligenz nun, meint Laplace, wäre im Beſitze der mathematiſchen Weltformel, welche die Bewegungen des größten Weltkörpers wie des leichteſten Atoms auszudrücken vermöchte, und für einen ſolchen Geiſt würde nichts ungewiß ſein, „Zukunft und Vergangenheit würden ihm offen vor Augen liegen".

Dieſe großartigen Bilder von dem jedes Geſchehen bedingenden „Verhängniſſe" und von der alle Vergangenheit und Zukunft des Seienden umfaſſenden Weltformel bedeuten im Grunde nichts anderes als eine überaus eindringliche Darſtellung des methodiſchen Grundprinzips von der allgemeinen, mathematiſch definierbaren Natureinheit und dem innigen Zuſammenhang alles phyſiſchen Geſchehens zufolge den Grundſätzen von der Erhaltung der Subſtanz, der Kauſalität und dem Prinzip von der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung, wie uns dieſe in voller Schärfe zum erſten Male durch Newton übermittelt worden ſind.

Aber ſchon vor Newton und Leibnitz hatte René Descartes den Begriff der mathematiſchen Funktion, der geſetzmäßigen Abhängigkeit einer veränderlichen Größe von einer anderen, in das Studium der Geometrie eingeführt, und damit die Möglichkeit geſchaffen, verſchieden geſtaltete geometriſche

Gebilde, insbeſondere krumme Linien, durch einen einzigen algebraiſchen Ausdruck, gleichſam durch eine „signatura rerum“, ſo zu charakteriſieren, daß die Totalität aller ihrer Punkte jederzeit mathematiſch beſtimmt werden konnte.

Später wurde dieſes Verfahren auch auf die Bewegungsvorgänge ausgedehnt, ſo daß die Methoden der Carteſiſchen Geometrie auch auf das zeitliche Geſchehen angewendet und zur Grundlegung der exakten, mathematiſchen Phyſik herangezogen werden konnten. Aber es iſt wiederum Leibniz geweſen, der den Gedanken von Descartes durch die von ihm, faſt gleichzeitig mit Newton, geſchaffene Infiniteſimal-Methode, durch Einführung des Unendlichkleinen in die Rechnungen, gewaltig bereichert hat, und man wird wohl mit Bernhard Riemann ſagen dürfen, es ſei erſt ſeitdem man gelernt habe, dem Laufe der Natur ſtetig zu folgen, erſt ſeit der Erfindung der Differentialrechnung, möglich geworden, den Zuſammenhang der Erſcheinungen in abſtrakten Begriffen und in mathematiſchen Formeln nachzukonſtruieren. Dieſerart ſei man zu dem Inſtrument der Differentialgleichungen gelangt, welche eben geeignet ſind, den ſtetigen Übergang aus einem Zuſtand in den unmittelbar darauf folgenden mathematiſch auszuſprechen.

Es iſt alſo klar, daß, wenn wir uns eine Weltformel denken wollen, dieſe ſich als ein Syſtem von Differentialgleichungen repräſentieren müßte, demzufolge jeder augenblickliche Weltzuſtand immer durch den unmittelbar vorhergehenden völlig beſtimmt iſt. Hierdurch ſind jene Kräfte charakteriſiert, welche die Alten als *„vires a tergo“*, als nur von außen, „vom Rücken her“ ſtoßende, bezeichneten, wo alſo ſtets ein Zuſtand des Univerſums unmittelbar auf dem nachfolgenden zu laſten ſcheint, der aber ſelbſt wiederum einzig und allein durch den

vorausgegangenen völlig beſtimmt iſt, nicht aber zugleich auch unmittelbar durch andere, in früherer Zeit dageweſene.

Im Gegenſatz zu dieſer bis dahin allgemein angenommenen Grundanſicht der mathematiſchen Phyſik, haben jedoch neuere Beobachtungen und Verſuche ergeben, daß es offenbar Naturvorgänge gibt, welche ſich dieſen gewohnten theoretiſchen Vorſtellungen keineswegs anpaſſen wollen, Prozeſſe nämlich, bei welchen nicht bloß die unmittelbare Vergangenheit des beobachteten Gegenſtandes über deſſen ferneres Verhalten entſcheidet, ſondern auch frühere, oft zeitlich weit zurückliegende Zuſtände und Vorgänge, wo alſo, neben der kontinuierlich ablaufenden Folge von Konfigurationen zugleich auch eine direkte, zeitliche Fernwirkung längſt abgelaufener Zuſtände gedacht werden muß.

Schon im Jahre 1835 hatte der große Phyſiker Wilhelm Weber dieſe Erſcheinungen ſyſtematiſch ſtudiert, darüber eingehend berichtet und ſchließlich, wenige Jahre ſpäter, auch eine neue mathematiſche Interpretation jener neu entdeckten phyſikaliſchen Prozeſſe bekanntgemacht. Es handelt ſich hier um die ſogenannte „elaſtiſche Nachwirkung", welche bei verſchiedenen Metallen, am deutlichſten aber bei Körpern vegetabiliſchen und animaliſchen Urſprunges, auftritt; ſie beſteht darin, daß ein feſter Körper, welcher einer andauernden ruhenden Belaſtung ausgeſetzt wird, die elaſtiſche Formänderung, die Änderung in der Gruppierung ſeiner Teilchen, im allgemeinen nicht, wie man nach den bisher akzeptierten phyſikaliſchen Vorſtellungen, und vor allem nach dem Hookeſchen Grundgeſetz der Elaſtizität erwarten müßte, *ſofort* erleidet, daß dieſe vielmehr ſehr langſam und allmählich, oft erſt nach Tagen, ja mitunter auch nach vielen Monaten, vollſtändig erfolgt, wie auch umgekehrt die Teilchen nach Ent-

fernung der äußeren Kräfte eine gewiſſe Zeit brauchen, bis ſie wieder vollſtändig zur Ruhe kommen.

Um die Aufklärung dieſer ſonderbaren Vorgänge haben ſich ſpäter insbeſondere auch Clerk Maxwell und Kohlrauſch bemüht und im Jahre 1876 hat Ludwig Boltzmann dieſem Gegenſtande tief eindringende theoretiſche Unterſuchungen gewidmet.

Beſonders merkwürdig ſind die Erſcheinungen, welche bei der Torſion von Drähten auftreten. Denken wir uns einen elaſtiſchen Draht, den wir an einem Ende feſthalten, während das andere Ende verdreht wird. Wir erteilen ihm zuerſt eine Torſion nach rechts und halten ihn in dieſem Zuſtande durch mehrere Minuten feſt. Hierauf verdrehen wir ihn in dem entgegengeſetzten Sinne, alſo in unſerem Falle nach links, und zwar um den gleichen Winkelbetrag, jedoch nur für kurze Zeit, worauf wir den Draht plötzlich freilaſſen. Man beobachtet nun, wie die Linksdrehung allmählich zurückgeht; ſtatt jedoch in der urſprünglichen Ausgangsſtellung zur Ruhe zu kommen, wie dies zu erwarten wäre, verdreht ſich der Draht über dieſe hinaus, nochmals in dem andern Sinne, in unſerem Falle alſo nach rechts, und kehrt erſt ganz langſam in die Ruhelage zurück. Dieſe nachträgliche Rechtsverdrehung iſt aber um ſo ſtärker, je länger die urſprüngliche erſte Deformation gedauert hatte und je intenſiver ſie geweſen war. „Offenbar“, ſchreibt hierüber Th. v. Karman im Jahrgang 1916 der „Naturwiſſenſchaften“, „iſt der weitere Verlauf in dieſem Falle nicht beſtimmt durch den augenblicklichen Spannungs- und Deformationszuſtand; es ſpielt vielmehr ſozuſagen die Vergangenheit herein, die Deformationen, welche der Draht durchgemacht hat ſowie deren Stärke und deren Dauer.“

In dieſem Sinne hat denn auch Boltzmann gezeigt, daß jene Zuſammenhänge ſich ohne Schwierigkeit erklären laſſen, wenn man der Materie etwas wie ein Gedächtnis oder Erinnerungsvermögen zuſchreibt, ſo daß alſo unſer durch Verdrehung geſpannter Draht ſich nach der Rückkehr zur Ruhelage an die erſte lang andauernde Deformation gewiſſermaßen erinnert.“

Man hat natürlich alles Mögliche verſucht, um dieſe ſonderbaren Vorgänge bei der elaſtiſchen Nachwirkung, ohne ſolche, offenbar etwas phantaſtiſche Annahmen heranzuziehen, mit den vorhandenen Mitteln der normalen theoretiſchen Phyſik zu erklären; man hat an die innere Reibung der Moleküle gedacht, um die elaſtiſche Nachwirkung zu erklären, und Maxwell hat zu dieſem Behufe ſpäter eine eigene Theorie der „Relaxation“ aufgeſtellt; aber bei näherer Unterſuchung hat ſich immer wieder herausgeſtellt, daß alle dieſe Theorien keineswegs geeignet ſind, jene Vorgänge begreiflich zu machen, und die ſchon erwähnten Beobachtungen haben es ſchließlich über jeden Zweifel erhoben, daß die Prozeſſe der elaſtiſchen Nachwirkung prinzipiell weder durch innere Reibung noch durch Relaxation zu erklären ſeien, daß ihnen vielmehr mit den der mathematiſchen Phyſik bis dahin zugänglichen analytiſchen Hilfsmitteln grundſätzlich überhaupt nicht beizukommen ſei. Nun hat ſich aber im Laufe der Zeit ergeben, daß die Vorgänge bei der „Nachwirkung“ keineswegs allein auf das Gebiet der Elaſtizität beſchränkt ſind, daß ſie vielmehr, wie insbeſondere Weidmann 1886 gezeigt hat, auch bei der Ausdehnung der Körper durch Erwärmung als „thermiſche Nachwirkung“ auftreten und daß ſie vor allem in der Lehre vom Magnetismus, vom Dielektrikum und der Elektrodynamik als die wohlbekannten Phänomene der

„Hysteresis", der „magnetifchen Trägheit" und des „Trainage" beobachtet werden. Ein Eifenftab, der durch galvanifche Ströme magnetifiert wird, verhält fich diefen Einflüffen gegenüber gleichfalls fchleppend, indem bei einer allmählichen Steigerung der Stromftärke die magnetifche Kraft eines Elektromagneten mit dem erregenden Strom nicht gleichen Schritt hält, fondern hinter diefem etwas zurückbleibt, fowie auch umgekehrt, bei der allmählichen Abnahme des Stromes, der Magnetismus in jedem Augenblick etwas ftärker ift, als dies der gleichzeitigen Stromftärke entfprechen würde. Damit hängt auch zufammen, daß ein magnetifierter Eifenftab, wenn er feinen Magnetismus auch wieder gänzlich verloren hat, bei einer folgenden, neuerlichen Magnetifierung ein ganz anderes Verhalten zeigt. Es ift alfo begreiflich, daß das Problem, dem allen auch theoretifch beizukommen, eine ganz befondere Bedeutung erlangen mußte. Erweift fich doch die elaftifche Nachwirkung immer mehr als eine ganz allgemeine Eigenfchaft der Materie, fo daß man wohl wird fagen dürfen, es gäbe überhaupt gar keine Naturvorgänge, bei welchen fie nicht gleichzeitig eine gewiffe Rolle fpielen würde.

Dem bekannten italienifchen Mathematiker Vito Volterra, der fich fchon in den Neunzigerjahren befonders viel mit dem Studium der erwähnten Probleme befchäftigt hatte, ift es nun auch gelungen, zur ftreng wiffenfchaftlichen Bewältigung der hier auftretenden Aufgaben und Schwierigkeiten ganz neue mathematifche Hilfsmittel herbeizufchaffen und wir haben auch hier wieder das Schaufpiel, wie neue Naturbeobachtungen und Experimente die mathematifche Forfchung befruchten und zu neuen geiftigen Schöpfungen anregen, ebenfo wie auch umgekehrt, die reine Mathematik der Experimentalphyfik oft genug die Wege gewiefen hat. Faft

gleichzeitig mit den Arbeiten Volterras hat auch E. Picard in seiner Schrift: „La science moderne et son état actuel“ diese Probleme mathematisch untersucht und auch die berühmten Mathematiker Fredholm, Hilbert und Erhardt Schmidt haben ebenfalls völlig neue Arten von analytischen Funktionen und Funktionalgleichungen entdeckt, die sogenannten „Integralgleichungen“ und die „Integraldifferentialgleichungen“, welche, ebenso wie Volterras „Linienfunktionen“, durchaus geeignet erscheinen, die rätselhaften Prozesse bei der elastischen Nachwirkung und den analogen Naturvorgängen mit dem Hilfsmittel der mathematischen Analysis zu deuten und abzuleiten. Es handelt sich bei diesen neuen Funktionen um eine ganz eigenartige, der exakten Wissenschaft bis dahin noch völlig unbekannt gebliebene Form der Kausalität, die insbesondere dadurch gekennzeichnet ist, daß hier der Begriff einer zeitlichen Fernwirkung auftritt. daß also der Naturlauf nicht allein von den unmittelbar vorausgegangenen Zuständen des Universums bestimmt wird, sondern auch direkt über große Zeiträume hinweg, durch längst abgelaufene Zustände, ja durch die gesamte Vorgeschichte der betrachteten Objekte.

Wir haben hier ein Problem vor uns, ganz analog jenem der räumlichen Fernwirkung im Gegensatz zur „Nahewirkungs-Physik“, welches zu jenem uralten, bis heute noch nicht ausgetragenen und vielleicht auch für immer unentscheidbaren dialektischen Streit hinführt: „ob die Körper dort wirken, wo sie sind, oder vielmehr dort, wo sie nicht sind“; denn, weder die im Grunde immer wieder auf die Annahme stoßender Kräfte aufgebaute Theorie von materiellen Zwischenmedien, noch die unmittelbar in die Ferne, gleichsam durch den leeren Raum hindurch wirkenden Einflüsse sind einer deutlich anschaulichen Darstellung oder einer hinreichend klaren begrifflichen

Analyſe zugänglich. Hier aber haben wir es mit der zeitlichen Analogie dieſer Kräfte zu tun, mit dem Gegenſatz von zeitlicher Nahewirkung und zeitlicher Wirkung unmittelbar in eine ferne Zukunft, mit der Idee einer die Zeit gleichſam überſpringenden, direkten Einwirkung, und die dialektiſchen Schwierigkeiten ſind hier ſicherlich nicht geringer als bei dem eben erwähnten Gegenſatz von räumlicher Nahe- und räumlicher Fernwirkung.

Während nun die Nahewirkungs-Phyſik, wie ſchon erwähnt, jeden Zuſtand des Univerſums immer aus dem unmittelbar vorausgegangenen ableitet, wobei dieſer die früheren Zuſtände ſtets nur implicite, in einer im allgemeinen gänzlich abgeänderten Geſtalt, gleichſam „verdaut“, enthält, ſollen wir es hingegen hier, zufolge der Theorie der Funktionalgleichungen Picards und der übrigen erwähnten Mathematiker, mit einer ganz neuen Art von Kauſalität der zeitlichen Fernwirkung zu tun haben, bei welcher Zuſammenhänge, Geſtalten und Beſtände aus einer abgelaufenen Vergangenheit direkt, ohne Abänderungen durch die zeitlich dazwiſchenliegenden materiellen Vorgänge, gewiſſermaßen in „unverdautem“ Zuſtande wieder auftreten. Liegt doch das Weſen insbeſondere des von Volterra neu geſchaffenen analytiſchen Inſtrumentes der „Linienfunktionen“ darin, daß dieſe von ſämtlichen Werten einer anderen Funktion abhängen, daß wir alſo durch ſie ein rein mathematiſches Bild davon erhalten, wie gleichſam aus einer Verſenkung, uralte Einflüſſe und Geſtaltungen aufſteigen und auf der Bühne der phyſikaliſchen Gegenwart mit einem Male ſichtbar werden, deren Hervortreten aus den im älteren Sinne mechaniſch determinierten Zuſammhängen mit unmittelbar vorhergegangenen Weltzuſtänden auf keine Weiſe erklärt werden kann. Darum

spricht Volterra von den „Vererbungseigenschaften“, von der „Heredität“ der Materie, derzufolge also gewisse Größen, welche in den Theorien des Elektromagnetismus wie auch in jenen der Elastizität auftreten, nicht, wie in der gewöhnlichen Mechanik ohne Vererbung, nur von dem augenblicklichen und dem unmittelbar vorausgegangenen Zustand abhängen, sondern vielmehr auch von der Gesamtheit aller früheren, oft zeitlich weit zurückliegenden, Konfigurationen und Veränderungen des Systems. In dieser „Mechanik mit Vererbung“ hinterläßt eben jede Einwirkung eine bleibende Spur, eine unvergängliche Beeinflussung des ganzen Systems, und der gegenwärtige Zustand hängt immer von dessen gesamter Vorgeschichte ab, von all den Spannungszuständen, welche seit unendlich langer Zeit bis zum gegenwärtigen Augenblick auf das System eingewirkt haben, ganz im Gegensatze zu den Erwägungen der früheren Elastizitätstheorie. „Die Grundhypothese, die gestattet, die Arbeit der inneren Kräfte eines elastischen Körpers bei einer unendlich kleinen Deformation zu berechnen“, heißt es in dem Buche des bekannten italienischen Mathematikers und Philosophen Federigo Enriques „Probleme der Wissenschaft“, „besteht in der Annahme, daß diese für jedes Element von der augenblicklichen lokalen Deformation abhängt und nicht von derjenigen des übrigen festen Körpers und auch nicht von der Reihe vorhergehenden Konfigurationen, durch die der feste Körper selbst hindurchgegangen sein mag“, und er bezeichnet jene (ältere) Hypothese als die der „Nichterblichkeit“, während, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Erscheinung der Elastizität, ebenso wie die anderen schon erwähnten Naturvorgänge, eine wichtige Korrektur durch die Erblichkeitsphänomene erfordern, bei welchen alle die vergangenen Konfigurationen

des betrachteten Körpers, durch welche dieser hindurchgegangen war, mit herangezogen werden müssen, bevor er den gegenwärtigen Zustand erreicht hatte.

Der Grund, warum, wie schon erwähnt, ein belasteter elastischer Körper dem andauernd auf ihn einwirkenden gleichmäßigen Druck, etwa eines konstanten Gewichtes, nicht augenblicklich gänzlich nachgibt, sondern zur Erlangung seines stabilen Gleichgewichtes oft viele Monate braucht, müßte also, dieser Theorie zufolge, darin zu erblicken sein, daß, während der Zeit, da die Last auf ihn einwirkt, der elastische Körper in einer Art von „biogenetischer Rekapitulation", seine früheren elastischen Zustände noch einmal kurz durchläuft, daß er also gleichsam eine Epoche der Schwangerschaft erfährt, in welcher seine gesamte Vergangenheit kursorisch wiederholt wird.

Man erkennt auf den ersten Blick, hier haben wir es mit ganz neuen Gesichtspunkten und Möglichkeiten zu tun, nicht allein für die physikalische Forschung, sondern auch für ein tieferes Verständnis der Biologie und des psychophysischen Problems. Auch bietet sich, wie schon Riebesell im Jahre 1918 in den „Naturwissenschaften" angedeutet hat, die Möglichkeit einer durchaus veränderten Perspektive für das biogenetische Grundgesetz, und wir erhalten solcherart die exakten Grundlagen für die Beurteilung von Gedanken, wie sie bei G. F. Lipps im Jahre 1912 in seiner Schrift über das „Problem der Willensfreiheit" erscheinen:

„Hinsichtlich der Geschehnisse in der unbelebten Natur", heißt es dort, „bedürfen wir des Zurückgehens auf die vergangenen Zustände nicht. Zur Erklärung der Veränderungen und Betätigungen der mit Leben begabten Körper ist aber die Berücksichtigung der vergangenen Zustände unerläßlich.

Wir ſind dann geneigt, von beſonderen ſeeliſchen Vermögen und Kräften zu reden, durch welche die in den vergangenen Zuſtänden begründeten Äußerungen des Lebens veranlaßt werden... Wollen wir wiſſen, was ein unbelebter Körper eigentlich iſt, ſo müſſen wir feſtſtellen, wie er auf Grund ſeines jeweiligen Zuſtandes im Zuſammenhange mit anderen Körpern ſeiner Umgebung ſich ändert. Auf ſeine früheren Zuſtände brauchen wir keine Rückſicht zu nehmen; wenn wir nur ſeine gegenwärtige Verfaſſung kennen. In dieſem Sinne können wir ſagen, daß ein unbelebter Körper keine Vergangenheit habe. Bei einem lebenden Weſen reicht hingegen die Kenntnis des gegenwärtigen Zuſtandes nicht aus, wenn wir ſein Verhalten unter irgend welchen Einwirkungen feſtſtellen wollen. Wir müſſen wiſſen, was ein lebendes Weſen früher war, um angeben zu können, was es jetzt iſt und wie es irgend welchen Einwirkungen gegenüber ſich verhalten wird. Ein lebendes Weſen hat eine Vergangenheit. Es ſteht unter dem Einfluß ſeiner Vergangenheit."

Aber man ſieht ohne weiteres, daß ſich, nach Volterras Entdeckungen und der Ausgeſtaltung der korreſpondierenden mathematiſchen Theorien, jene ſtarre Unterſcheidung von lebendiger und toter Subſtanz, wie ſie G. F. Lipps in den angeführten Sätzen zu charakteriſieren verſucht hat, jetzt, aus Gründen der mathematiſch-exakten Naturwiſſenſchaft, nicht mehr aufrecht erhalten läßt. Wir werden vielmehr durch die hier erörterten neuen Erkenntniſſe in unſerer Anſicht nur beſtärkt, daß der Gegenſatz zwiſchen der mechaniſtiſchen und der teleologiſch-biologiſchen Weltbetrachtung einzig und allein in der verſchieden gerichteten Methodik der Forſchung zu ſuchen ſei. Wenn nämlich die Naturvorgänge jederzeit nicht allein von der Totalität aller gleichzeitig

exiſtierenden Subſtanzen und Kräfte abhängen, ſondern auch von der Allheit der vorausgegangenen Weltzuſtände, ſo gelangen wir auch zu einem völlig neuen Begriff des Naturſyſtems, der Monaden, und der Entelechie, welcher, zuſammen mit den Reſultaten der Wahrſcheinlichkeitstheorien, der ſtatiſtiſchen Phyſik, und den wichtigen Begriffen der Verteilungsfunktion, im Zuſammenhange mit der unſymmetriſchen, einſeitig gerichteten Entropie-Entwicklung des Univerſums, einen neuen Begriff von dem Weſen des Individuellen und des Lebendigen ergibt.

Die Arbeiten über das Gedächtnis und die Vererbungserſcheinungen der Materie zeigen deutlich genug, wie es eben die verſchiedenen mathematiſchen Geſichtspunkte ſind, welche darüber entſcheiden, ob wir die Welt im Sinne einer reinen „Mechanik ohne Vererbung", oder ob wir ſie nach Picard, Volterra und Fredholm als eine Kauſalität der zeitlichen Fernwirkung, der Heredität, alſo der „Mechanik mit Vererbung", biologiſch und pſychophyſiſch zu interpretieren haben. Mit dem Verſchwinden der abſoluten Schranken zwiſchen einer belebten und einer unbelebten Welt erfährt aber unſer wiſſenſchaftlicher Horizont eine ungeahnte Erweiterung, und die neuen Möglichkeiten, auch den biologiſchen und pſychologiſchen Begriffen der Heredität, des biogenetiſchen Grundgeſetzes und des Gedächtniſſes mit exakten mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Methoden und Gleichungsſyſtemen beizukommen, iſt für unſere geſamte Naturerkenntnis von der größten Bedeutung. Nunmehr können wir hoffen, daß es einmal auch gelingen werde, mit dieſem neuen Hilfsmittel auch an eine mathematiſche Formulierung und Zergliederung des Unbewußten, der Verdrängung und der Regreſſion im Sinne der Pſychoanalyſe ſowie des ſcheinbar

freien Aufſteigens von Vorſtellungen und Willensimpulſen heranzutreten.

Schon im Jahre 1918 hat der Schreiber dieſer Zeilen in einem für ein größeres Publikum beſtimmten Artikel über die hier erörterten Forſchungen von Volterra, Fredholm und Schmidt berichtet und auf deren Bedeutung für die Biologie und das pſychophyſiſche Problem hingewieſen; es ſcheint aber, daß die Vertreter der Biologie und der Pſychologie weder von dieſer Publikation, noch von den anderen hier erwähnten Arbeiten irgendwie Notiz genommen haben und ſo mußten viele Jahre vergehen, bis vor kurzem erſt, der berühmte engliſche Mathematiker und Philoſoph, Bertrand Ruſſell, in ſeinen Büchern: „The Analyſis of Mind“ und „Philoſophy“ die Phänomene der „*mnemic cauſation*“ wiederum einer philoſophiſchen Betrachtung unterzogen hat. Auch Ruſſell unterſcheidet jene beiden ganz verſchiedenen Typen der Kauſalität: ſolche, wo die Wirkung immer nur von dem augenblicklichen Zuſtande des betrachteten Gegenſtandes und ſeiner geſamten Umgebung ſowie dem unmittelbar vorausgegangenen abhängt, und ſolche, bei denen eben zugleich auch alle in der Vergangenheit ſchon durchlaufenen Zuſtände für die Gegenwart entſcheidend ſind. Auf ſolche Weiſe beabſichtigt Ruſſell, mit dem ſcholaſtiſchen Geſpenſt der „intentionalen Inexiſtenz“ gründlich und für immer aufzuräumen und er nähert ſich damit in gewiſſem Sinne auch Goethes Anſichten, der ja den Gedanken Albrecht von Hallers ſchroff abgelehnt hatte, daß in das „Innere der Natur“ kein erſchaffener Geiſt einzudringen vermöge. Bertrand Ruſſells Leitſatz, die oberſte Maxime alles wiſſenſchaftlichen Philoſophierens beſtehe darin, „daß man überall dort, wo es nur möglich erſcheine, den Schluß auf irgendwelche Weſenheiten durch logiſche Konſtruktionen zu

erſetzen habe", entſpricht durchaus dem Entwicklungsgange und dem Geiſte des modernen exakten Denkens, welches ſich immer wieder zur Aufgabe macht, weder bei „inneren", okkulten Qualitäten noch bei bloß ſinnlich anſchaulichen „Gegebenheiten" ſtehen zu bleiben, ſondern, im Sinne des platoniſchen λόγον διδόναι, immer wieder eine klare Rechenſchaft vor dem Richterſtuhl des autonomen Denkens fordert. Dieſe fortſchreitende Logiſierung und die an die Pythagoräer gemahnende, ſchließliche Arithmetiſierung alles Seienden, bildet die eigentliche Charakteriſtik der modernen, und vielleicht auch jene der zukünftigen Wiſſenſchaft.

Die mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Behandlung der Heredität und des Gedächtniſſes iſt nicht allein beſonders geeignet, uns ein Naturbild von größerer Einheitlichkeit und innerer Harmonie zu verſchaffen: was uns insbeſondere, vom Standpunkt der Pſychologie aus, vor allem intereſſieren muß, iſt der Ausblick auf die Möglichkeit einer neuen, ſtreng wiſſenſchaftlichen Analyſe des Unbewußten. Zwar hatte ſchon vor einigen Dezennien Richard Semon, im Anſchluſſe an Ewald Herings berühmte Vorleſung „Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organiſierten Materie", den Verſuch unternommen, die „Mneme" als ein „erhaltendes Prinzip im Wechſel des organiſchen Geſchehens" darzuſtellen, aber, abgeſehen von dem Umſtande, daß hier auf den Zuſammenhang mit den Vorgängen der anorganiſchen Welt gar keine Rückſicht genommen wird, ſind auch die Begriffe der „Mneme", des „Engrammes" und der „Ekphorie" ſelbſt viel zu vage und haben zu ſehr den Charakter bloßer Analogiebilder, als daß ihnen eine wirklich wiſſenſchaftliche Bedeutung zuzuerkennen wäre. Da erſcheinen uns doch die Anſätze, die ſich auch in dieſer Richtung bei Leibniz finden, viel bedeutungsvoller und

ausſichtsreicher. Hatte dieſer doch in einem Briefe an Conring aus dem Jahre 1678 mit Rückſicht auf die Probleme des Lebendigen und des Bewußtſeins geſchrieben, daß wir eine Erſcheinung, die ſich aus Größe, Geſtalt und Bewegung nicht erklären ließe, niemals verſtehen könnten, „ſelbſt wenn ein Engel vom Himmel herabkäme, um ſie uns begreiflich zu machen".

Die einzige Art aber, wie wir einen Naturprozeß zu begreifen vermögen, iſt eben die Erkenntnis des mathematiſch funktionalen Zuſammenhanges, und neue, bis dahin noch unverſtandene Typen des Geſchehens, wie etwa die des Gedächtniſſes, der Vererbung und des Unbewußten, erfordern, wie wir geſehen haben, die Hilfsmittel ganz neuer, eventuell noch zu entdeckender mathematiſcher Methoden und Beziehungen.

Die Erſcheinungen der Vererbung und des Gedächtniſſes gehören eben in die gleiche Klaſſe von Vorgängen, wie ſie etwa beim Hervorſproſſen der im Keime verborgenen Anlagen bei Tieren und Pflanzen ſichtbar werden; hier haben wir es mit Phänomenen der Nahewirkung und doch zugleich auch mit ſolchen von zeitlicher Fernwirkung zu tun. Um das ſtetige Wachstum der Organismen und die dabei auftretenden Strebungen, Tendenzen und „derivativen Kräfte" zu begreifen, dazu bedürfen wir nach Leibniz der Begriffe des Infiniteſimalen, des Differentials und insbeſondere der höheren Differentiale, denenzufolge das kleinſte Stück einer Kurve oder der Bahn eines bewegten Punktes, deren ganze fernere Erſtreckung und ihren Verlauf mit allen Eigenheiten vorauszuſagen erlaubt, analog wie auch das Bewußtſein ſelbſt ſich nach Leibniz aus den mehr oder weniger unbewußten „*petites perceptions*" integrieren ſollte.

Für die zeitliche Fernwirkung bei der Heredität und dem

Gedächtnis aber kommen wir, wie schon auseinandergesetzt, mit den gewöhnlichen Methoden der Differentialgleichungen nicht aus, hierzu bedarf es eben überdies jener neuen über Leibniz und Newton hinausgehenden Methoden und Hilfsmittel, der schon erwähnten „Linienfunktionen" Volterras.

Bei dieser neuen Physik der Heredität haben wir es mit einem Verfahren zu tun, welches Ansätze enthält, um einmal vielleicht den bisnun so rätselhaft erscheinenden Phänomenen des Unbewußten in der gleichen Weise mathematisch nachzuspüren wie jenen der analytischen Mechanik oder der Elektrodynamik, indem schließlich die zeitliche Fernwirkung von Gedächtnis und Vererbung als der Effekt von elastischen Kräften dargestellt wird.

Ob die Psychoanalyse und die Psychiatrie einmal auch imstande sein werden, aus den Resultaten dieser theoretischen Untersuchungen irgend welche praktischen Konsequenzen zu ziehen, so daß jene ganz abstrakten mathematischen Untersuchungen in einer späteren Zeit auch auf die biologische Forschung und vielleicht sogar auf die Heilkunde Einfluß gewinnen werden, bleibt abzuwarten; der Umstand, daß dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, berechtigt keineswegs zu der Annahme, daß es auch in alle Zukunft niemals der Fall sein werde.

Kunst und Persönlichkeit

Von

Hanns Sachs

Aus dem Jahrgang 1929 (XV. Band) der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften", herausgegeben von Sigm. Freud. (Jährlich 4 Hefte in Lexikonquart, im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten, Abonnemen Mark 22.— jährlich.)

Ich beginne am besten mit dem Anlaß, durch den die Beschäftigung mit dem Thema dieser Arbeit in mir aufs entschiedenste angeregt wurde. Es war ein Erlebnis alltäglicher Natur, nichts anderes nämlich, als daß mich mein Reiseweg von Rom nach Ravenna führte, so daß die Kunstwerke der beiden Städte mir unmittelbar nacheinander vor Augen standen. Angesichts dieses Kontrastes wurde ein Problem, das Vorhandensein eines Widerspruches, mir lebendiger als je zuvor, obgleich es mir, wie jedem, der sich mit kunstästhetischen Fragen abgibt, längst bekannt war.

Wer die „ewige Stadt" zum erstenmal betritt, der sieht das Rom der Spätantike und der Hochrenaissance, alles andere tritt zunächst in den Hintergrund. So erhält er den Eindruck, daß er an der Stelle stehe, die mehr als jede andere der Kampfplatz und die Bühne der entfalteten, bis ins Maßlose gesteigerten Persönlichkeit gewesen ist. Aus zahllosen Meisterwerken sprechen ebenso viele scharf gekennzeichnete Individualitäten, jede in ihrer eigenen Zunge. Freilich gipfelt das alles wieder in einem Einzigen, der — selbst kein Römer — dieser Stadt trotz all ihres Reichtums noch den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken vermochte — in Michelangelo. Aber das verstärkt nur das Gefühl, daß Kunst nur denkbar sei als Ausdruck einer Persönlichkeit.

Die Kunstwerke Ravennas entstammen einer anderen Zeit und sind von anderer Art. Sie entstanden etwa in dem Jahrhundert von 450 bis 550 n. Chr. und gehören — obgleich zum Teil unter ostgotischer Herrschaft geschaffen — der Frühblüte der byzantinischen Kunst an, deren Denkmäler nirgends sonst in ähnlicher Unversehrtheit erhalten sind. Der Innenraum dieser Bauten — es sind drei Kirchen: San Vitale, San Apollinaris in Classe und

San Apollinaris nuovo, ferner das Baptisterium des Domes und das Mausoleum der Kaiserin Galla Placidia — wirkt nur durch den Zusammenklang seiner Raumgestaltung im einfach-ernsten frühchristlichen Stil mit der verhaltenen Glut der Farben, die von den Wandbildern ausgeht. Es sind die berühmten Mosaiken, die aber zum Unterschied von den antiken nicht aus kleinen Steinen, sondern aus Glasstückchen zusammengesetzt sind, denen sie ihre tiefe und doch seltsam gedämpfte Leuchtkraft verdanken. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß die ravennatischen Eindrücke für Menschen unserer Tage stärker sind, als die irgend eines Renaissancewerkes, aber ihre Wirkungen sind weder erschütternd noch aufwühlend. Den Beschauer ergreift eine Stimmung zeitloser Entrücktheit, eine unirdische Seelenstille, ein Gefühl, als ob die beiden Zeiger an der Uhr des Lebens, Leidenschaft und Langeweile, hier zum Stillstand gekommen wären.

Es ist nichts in den Darstellungen dieser Mosaiken, was unsere persönliche Anteilnahme, unser Gefühl besonders stark erregen könnte. Ein Teil davon ist rein ornamental, aber auch der figurale wirkt wie Ornament, nur durch die Harmonie der Farben und Flächen. Weder Gesicht, noch Gewand, noch Geste zeigen ein Streben nach Charakteristik, es handelt sich nicht darum, etwas Irdisches nachzubilden, sondern seelisch dem näher zu kommen, was in der Jenseitigkeit himmlischer Verklärung thront. Die Heiligen zum Beispiel, die an einer Seitenwand von San Apollinaris nuovo nebeneinandergereiht sind, sehen alle gleich aus und die weiblichen Heiligen gegenüber genau ebenso — im Paradies hört der Unterschied des Geschlechts und der Persönlichkeit auf. Gerade diese Einförmigkeit der Reihe erweckt den Eindruck der zur Rechten und Linken des Heilandes in Seligkeit Versunkenen, den keine Versammlung interessanter Charakterköpfe zu geben imstande wäre. Und ebenso streng stilisiert sind die Gewächse im Garten Eden (San Apollinaris in Classe), die biblischen Szenen und sogar jene Bilder, die zeitgenössische Persönlichkeiten darstellen (San Vitale), weisen nur Andeutungen einer Individualisierung von Person und Örtlichkeit auf. (Oskar Wulff: Altchristliche und byzantinische Kunst, sowie nach persönlichen Mitteilungen von Dr. Fritz Schiff.)

Bei Betrachtung dieser Werke liegt der Gedanke an die Person des Hervorbringers ganz ferne. Man hat das Gefühl, daß das alles einer festen, durch die Beziehung zur Liturgie mit hieratischer Weihe und Starrheit ausgestatteten Tradition entstammt; was der Einzelne bei solchem Werk leistet, dessen Entstehung wie seine Wirkung nach Zeitlosigkeit zu verlangen scheint, bleibt ganz im Schatten; stirbt er, so tritt aus der Schar der in Anschauung des Himmlischen einander gleichgewordenen Brüder ein anderer an seine Stelle. Zufall und Ungunst der Zeit haben es oft dahin gebracht, daß der Name eines Meisters vergessen wurde, während sein Werk noch weiterlebt. Hier ist nichts dergleichen geschehen, die Namen waren von Anfang vergessen, als unwesentlich angesehen worden. Die Schöpfer dieser Mosaiken waren Mönche oder mönchisch organisierte Handwerker, deren Lebensziel es war, ihre Persönlichkeit auszulöschen. Durch den Mund ihrer Tradition spricht die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, der Einzelne bleibt stumm.

Ein altes Problem tauchte durch die Wirkung des Kontrastes Rom-Ravenna mit neuer Stärke auf. Als das Wesentlichste des Kunstwerks gilt doch, daß es der Ausdruck einer Persönlichkeit ist, daß es uns in die Tiefe einer Eigenart, einer besonderen Menschennatur sehen läßt, daß einer, der etwas bisher Unhörbares erlauscht, etwas Unsichtbares erschaut, etwas Neues, vorher noch nie Durchlebtes empfunden hat, davon zu den Vielen spricht. Daneben steht die Tatsache des Volksliedes und Volksepos, der Volkskunst und des Volkshandwerks, die Kunst der Primitiven, vielerlei Eindrücke aus dem Orient, aus unserem Mittelalter — und vor allem Ravenna. Wie paßt das alles zur Gleichsetzung Kunst—Persönlichkeit? „*How shall we find the concord of this discord?*"

Der Versuch lag nahe, durch Anwendung einer von mir entwickelten Theorie („Gemeinsame Tagträume", Imago-Bücher, Bd. V) der künstlerischen Wirkung auch diese Frage der Lösung näher zu bringen. Um das Wesentlichste dieser Theorie kurz skizziert wiederzugeben: sie geht von der Doppelrolle der Tagträume aus, die einerseits eine unentbehrliche Lust durch die Phantasiebefriedigung der von der Realität zur Versagung ver-

urteilten Wünsche gewährt, anderseits durch den Zusammenhang mit dem Ödipuskomplex und der infantilen Masturbation den Tagträumer stets in die Nähe eines schweren, für minder robuste Gewissen untragbaren Schuldgefühls bringt. Gelingt es dem Tagträumer, seine scheu behütete und geheimgehaltene Phantasie in solcher Form vorzutragen, daß seine Zuhörer — das heißt die Gemeinschaft, die Brüder — bekennen müssen, daß sie die gleichen verbotenen Wünsche haben wie er, so ist für sein Gewissen eine ungeheure Entlastung erreicht; das Verbrechen, als einzelner gewollt zu haben, was nur allen miteinander erlaubt ist, wurde damit gesühnt.

Dieses Eingeständnis von Wünschen, die auf seiten des Mitteilenden sowohl wie der Aufnehmenden unbewußt sind, kann freilich kein ausdrückliches sein. Wenn aber die Zuhörer der Affekte, die das Werk enthält, tatsächlich miterleben, wenn sie, von diesen Affekten mitgerissen, eine Zeitlang einer Illusion unterliegen — dann liegt darin ein hinreichend starkes Zeugnis ihrer mitschuldigen Wünsche und Triebe.

Der Tagträumer, der auf diesem Wege die Erlösung von seinem Schuldgefühl und die Aussöhnung mit seinem Gewissen sucht, sieht sich also vor die Aufgabe gestellt, seine Tagträume so umzuformen, daß sie die bei den Zuhörern aufgespeicherten, an gleichartige Phantasien gebundenen Affekte zu entfesseln vermögen, ohne doch den schlafenden Löwen der Verdrängung aufzuwecken.

Dazu ist zweierlei notwendig: Die Tagträume, die, solange sie nur für den „Privatgebrauch" bestimmt sind, keine Rücksicht auf die Form nehmen, werden nun vom Augenblick ihres Eindringens in das Bewußtsein an durchtränkt von Formelementen, die an und für sich lustvoll sind, wie Wohlklang, Rhythmus und Reim, Klarheit und Symmetrie des Aufbaues, abgestufte Spannung usw. Es vollzieht sich hier der Vorgang, den Freud beim Witz untersucht und dargestellt hat und der für ästhetischen Lustgewinn ganz allgemeine Bedeutung zu haben scheint, daß die Form eine Fassade bildet, die durch Gewährung einer „Vorlustprämie" den Hörer besticht und seine Aufmerksamkeit ablenkt, so daß er instand gesetzt wird, den unbewußten Inhalt der Sache, den eigentlichen Kern als Endlust, ohne Konflikt mit der Zensur-Instanz zu ge-

nießen. Je organischer, je weniger zufällig die Beziehungen zwischen Fassade und Kern sind, desto stärker sind die von dem Werke ausgehenden Wirkungen.

Die andere, ebenso notwendige Bearbeitung des Tagtraummaterials besteht darin, daß es anonymisiert wird. Held und Hauptperson aller Tagträume ist in allen Fällen der Tagträumer selbst, aber was er über sich und seine Großartigkeit erzählt, würde andere nur mäßig interessieren. Er muß — scheinbar wenigstens — aus der Geschichte verschwinden, seinen Namen, seine individuellen Züge verwischen, an ihre Stelle einen Heros setzen, mit dem sich jeder seiner Zuhörer ebenso gut identifizieren kann wie er selber. Dies ist aber eine schwere Einschränkung, die für viele Menschen gewiß mit einem Verzicht auf die Lust des Tagträumens gleichbedeutend wäre. Für viele — aber nicht für alle; Einzelne gibt es und hat es immer gegeben, die unter dem Druck ihres unbewußten Schuldgefühls und beim Vorhandensein gewisser Bedingungen, von denen später noch zu handeln sein wird, noch ein weiteres Opfer zu bringen bereit sind, durch welches beide Schwierigkeiten mit einem Schlage gelöst werden. Die Neigung, das eigene Ich zum Mittelpunkt zu machen, für sich Bewunderung und Beifall zu werben, entstammt dem Narzißmus. Das Opfer besteht darin, den Narzißmus von dem ursprünglichen Gegenstand, dem Ich, abzulösen und auf ein Ersatzobjekt hinzulenken — auf das Werk. Der Tagträumer wird zum Künstler, sobald er darauf verzichtet, selbst bewundert und ohne Fehl zu sein, wenn nur statt dessen sein Werk so vor ihm und den Menschen dasteht. Ob er endgültig hinter seinem Werk verschwindet oder durch den Umweg über das Werk die anderen schließlich doch zur Bewunderung für seine Person zwingt, ist eine Frage, die von dem Grade der Ablösung und Verschiebung des Narzißmus abhängt, die bald mehr, bald weniger vollständig gelingen.

Überhaupt ergibt diese Auffassung statt eines einheitlichen Künstlertyps eine Ergänzungsreihe, an deren einem Ende diejenigen stehen, bei deren Schaffen die Möglichkeit des Schwelgens in verbotenen, dem Verdrängten bedenklich nahekommenden Phantasien die Hauptsache ist. Es sind dies begreiflicherweise zumeist die „Jungen", die Generation der Söhne, deren Werke meist durch

starken Affektausdruck und großen stofflichen Reichtum („Erfindungskraft") bei einer oft beabsichtigten Vernachlässigung der Form — besonders der überlieferten — charakterisiert sind. Ob die Kunstrevolutionäre sich „Sturm und Drang" oder „Junges Deutschland", Romantiker oder Realisten nennen, diese Züge sind ihnen allen gemeinsam. Am andern Ende stehen die „Klassiker", bei denen nicht mehr das Austoben der Ödipusphantasien, sondern die narzißtische Befriedigung an der „Fassade" obenan steht. Der Stoff wird zur Nebensache, der Ausdruck der Affekte ist gedämpft, bis zur Blutlosigkeit veredelt, an ihre Stelle tritt die Befriedigung über die Vollendung und Untadeligkeit der künstlerischen Form.

Läßt sich das Problem „Persönliche und Unpersönliche Kunst" in diese Ergänzungsreihe einordnen? Auf den ersten Blick will es so scheinen. Es ist kein Zweifel, daß die „Jungen" der Persönlichkeitsfrage in vieler Hinsicht anders gegenüberstehen, wie die „Klassiker". Sie haben eine Neigung dazu, ihr individuelles Erlebnismaterial in ihren Werken zu verwerten, ohne sich große Mühe zu geben, es durch Überarbeitung völlig unkenntlich zu machen, und ihre Helden sind oft mehr oder weniger getreue Selbstporträts. Durch Ungewöhnlichkeiten in der Form des Werkes, durch neuartige, exzentrische Art des Vortrages, bis hinunter zu den Nebensächlichkeiten der äußeren Aufmachung wird die „persönliche Note", die „Originalität" gerne betont. Der Künstler ist nicht bereit, sich durch sein Werk dem Publikum gegenüber ganz verdecken zu lassen, sondern tritt auch persönlich gern aus der Menge als Einzelerscheinung hervor. Das „Bohemientum", das *„épater les bourgeois"*, bedeutet nichts anderes.

Nach der andern Seite stimmt es aber ganz und gar nicht. Die „Klassiker", die „Alten" sind und wirken durchaus nicht unpersönlich. Es wäre auch nicht einzusehen, warum ein Künstler durch Verstärkung und Sublimierung seines Narzißmus unpersönlich werden sollte. Tatsächlich ist in Goethes Alterswerken, in Shakespeares letzten Dramen die Persönlichkeit so lebendig wie nur je, bei Michelangelo tritt sie im „Moses" und im „Jüngsten Gericht" stärker hervor als im „David".

Bei genauem Zusehen stimmt die Sache auch bei den „Jungen" nicht. Das, was wir als stärkere Betonung der Persönlichkeit ange-

sprochen haben, ist ja nur ein Beweis, daß der Schmelzprozeß, durch den die menschliche Persönlichkeit ganz in die künstlerische und schöpferische überführt werden soll, nicht vollständig gelungen ist. Die Unfreiheit dem äußeren Erlebnis gegenüber, das Hängen an Äußerlichkeiten und das Sich-Selbst-Interessant-Finden sind in Wahrheit Zeichen einer bestimmten Art von Schwäche der künstlerischen Persönlichkeit, nämlich daß sie sich dazu bereit finden läßt, sich für menschliche Nebenzwecke mißbrauchen zu lassen.

Außerdem ist unsere Reihe von den „Söhnen" zu den „Klassikern" eine ausgesprochene Ergänzungsreihe, in der zahlreiche Mischtypen für den Übergang zwischen den beiden Extremen sorgen, während man bei der Gegenüberstellung „Persönliche und Unpersönliche Kunst" den Eindruck eines Kontrastes hat, bei dem keine „halbpersönliche Kunst" als Mittlerin in Betracht kommt.

Mit den bisherigen Aufstellungen sind wir an das Eigentliche des Problems nicht herangekommen. Vielleicht haben wir den Fehler begangen, den Künstler zu sehr als isolierte Erscheinung zu betrachten, zu wenig vom Standpunkt der wechselseitigen Bindung, die zwischen ihm und seinem Publikum besteht. Es wird sich verlohnen nachzuforschen, wie weit die Untersuchungen Freuds in seiner „Massenpsychologie" auf diese Verhältnisse Anwendung finden.

Bei dem Publikum, das ein Kunstwerk aufnimmt und sich von ihm mitreißen läßt, haben wir eine (vorübergehende, natürliche) Massenbildung vor uns. Das ist am deutlichsten bei den Primitiven, wo die Kunst in erster Linie aus magischen Tänzen mit Körperbemalung und kultischen Masken besteht, die von „Geweihten" dem Stamm vorgeführt werden. Im Theater, Konzert, Kino ist diese Massenbildung noch deutlich erhalten. Aber auch die Leser eines Buches, die sich als Einzelne der künstlerischen Wirkung, die davon ausgeht, hingegeben haben, bilden miteinander eine Masse, so wie sich ja auch der religiös Gläubige nicht nur in der Kirche, sondern auch beim Gebet im stillen Kämmerlein als Glied einer unsichtbaren Gemeinde (der „streitenden Kirche") ansehen darf.

Diese durch die Einwirkung eines Kunstwerkes erzeugten Massen

zeigen auch alle diejenigen Eigenschaften, die Freud (nach Le Bon) als für die psychischen Reaktionen der Masse charakteristisch hervorhebt: die Herabsetzung des intellektuellen Niveaus, besonders der Realitätskritik, Überwiegen der Affekte, starke Suggestibilität, die sich in der vom Kunstwerk ausgehenden Illusionswirkung aufs Unzweideutigste manifestiert und zu der — für die Masse ebenfalls charakteristischen — gemeinsamen (vorübergehenden) Abhängigkeit von einem außerhalb der Masse stehenden Führer, hier dem Kunstwerk, führt. Eine „führende Idee" kann nach Ansicht Freuds den persönlichen Führer ersetzen, so daß wir hier, auf seiten des Publikums das Vorhandensein aller Phänomene einer Massenbildung feststellen können.

Hingegen unterscheidet sich der Künstler sehr wesentlich von dem Typ des Führers einer Masse. Der Künstler ist an die Masse innerlich gebunden, er braucht die Massenbildung aus seiner inneren Not heraus, er ist von dem Echo, von der Affektwirkung seines Werkes abhängig, denn darin findet er die Erleichterung für das unbewußte Schuldgefühl, die Belohnung für die Aufopferung einer narzißtischen Befriedigung. Der Führer hingegen ist von der Masse völlig unabhängig, er läßt sich von ihr lieben, aber er liebt sie nicht wieder. Er braucht sie zwar auch, aber nicht aus Gründen eines inneren Bedürfnisses, das er gar nicht kennt, sondern zur Ausführung seiner Pläne, zur Erreichung seiner Zwecke. Er denkt auch gar nicht daran, der Masse, wie es der Künstler tut, seine tiefsten Geheimnisse zu entdecken, sondern sagt ihr nur soviel, als für seine praktischen Absichten notwendig ist, und ist dort, wo er es für nützlich hält, auch ohne weiteres bereit, seine Anhänger zu belügen. Die großen Führernaturen lassen sich auch ohne Skrupel und innere Abwehr anbeten oder göttlich verehren, bald als richtiger Gott, bald als Prophet, als „General des Herrn" oder als „Mann des Schicksals", wie es Augustus, Mohammed, Cromwell und Napoleon getan haben. Je vollständiger ihre Führerschaft ist, um so weniger entziehen sie sich der Anbetung ihres *„numen"*, um so stärker lassen sie die Scheidelinie hervortreten, die sie von den gewöhnlichen Menschen trennt. Caligula, die vollkommene Natur des Führertyps, an der in der Verzerrung vieles hervortritt, was man am Original nicht so deutlich sieht,

zog diese Scheidelinie mit den Worten: *„aut frugi hominem esse oportere, aut Caesarem“* (Suetonius, Caligula, 37, 1), „Der Mensch muß entweder sparsam sein oder Kaiser“. Ein solches Verhalten ist nur möglich auf der Grundlage eines ungebrochenen Narzißmus, der am eigenen Ich Genüge findet und es stützt und steigert. Der Führer will nicht nur das Verbotene tun, er will es auch allein tun, ja es hat für ihn erst dadurch Wert, daß er allein sich dessen unterfängt und die anderen davon ausschließt. Der Künstler will zwar auch — in der Phantasie, in Tagträumen — das Verbotene genießen, aber sein Narzißmus ist zu stark vom Schuldgefühl untergraben, um die Isolierung von der Gemeinschaft der anderen, die ein solches Beginnen mit sich bringt, zu ertragen. Das Bedürfnis, sie durch ihr Eingehen auf die Affektwirkung seines Werkes zu dem unbewußten Geständnis zu bewegen, daß ihre Wünsche dieselben seien wie die seinigen, bildet den eigentlichen Ansporn für seine Leistung — mit anderen Worten: durch den Schritt vom Tagtraum zum Kunstwerk kehrt er aus der ihm unerträglichen Isolierung zurück in die Gemeinschaft. Sein Werk tritt hervor und übernimmt die Führerrolle, die er selbst sich versagen muß. Im Künstler steckt ein Führer, aber ein unvollkommen entwickelter, von dem deshalb nicht, wie von dem eigentlichen Führer, praktische Wirkungen ausgehen können, weil er nicht bis zur Tat — die doch immer ein Allein-Tun, eine dauernde Absonderung sein müßte — fortschreiten kann. Am nächsten steht dem Führertyp der Schauspieler, bei dem Person und Kunstwerk nicht auseinanderfallen.

Die Führereigenschaft muß der Fähigkeit, die Eigenpersönlichkeit im Werk zum Ausdruck zu bringen, verwandt sein. Wir könnten dann zwei Künstlertypen unterscheiden, von denen der eine sich bis nahe an das Führertum heran entwickelt, ohne es je voll zu erreichen, während der andere diese Annäherung aus irgendeinem Grunde so sehr zu vermeiden gezwungen ist, daß er den unmittelbaren Ausdruck seiner Persönlichkeit selbst noch auf dem Umweg über sein Werk unterdrückt. Man müßte dann annehmen, daß diejenigen Künstler, bei denen die Objektbeziehungen besonders innig sind, die also infolge ihrer stark libidinösen Objektbesetzung in ihrer schöpferischen Phantasie das Ödipusverbrechen sehr nach-

drücklich wiederholen — daß diese ihren Phantasien gegenüber das stärkste Schuldgefühl haben und demgemäß ihre Persönlichkeit am stärksten „verdrängen". Leider ist es gerade umgekehrt: Gerade die Künstler, bei denen die Objektbeziehung und die daraus folgenden Affekte sehr hervortreten, deren Werke deutlich von der aufgewühlten, wenn auch nicht entfesselten Leidenschaft der Urheber Zeugnis ablegen — gerade die sind die starken und ausgeprägten Persönlichkeiten, während die „unpersönliche" Kunst der Mosaiken von Ravenna ein Abgelöstsein von den Dingen, eine Gleichgültigkeit gegen die Realität, eine sanfte Affektlosigkeit verraten, die unmöglich von starkem Schuldgefühl begleitet sein kann.

Trotz dieses Widerspruches stehen wir knapp vor der Lösung. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß die Gedankengänge der „Massenpsychologie" nicht anwendbar sind ohne Berücksichtigung des Über-Ich.

Der Führer erhebt sich selbst zum gemeinsamen Über-Ich der Massenindividuen, die sich auf Grund dieser Gemeinsamkeit miteinander identifizieren können. Beim Künstler nimmt der Menge gegenüber das Werk die Stelle ein, die das Ich des Führers hat, auch die gegenseitige Identifizierung erfolgt über das Werk hinweg. Die Rolle, die dem Über-Ich des Künstlers seinem eigenen Ich gegenüber zufällt, ist etwas komplizierter. Zweifellos greift es — seine Hauptfunktion als Gewissen ausübend — als Zensor in den Schaffensprozeß ein und bildet so ein sehr wichtiges, unserer Aufmerksamkeit bis jetzt entgangenes Motiv für das Ich, sich seines Narzißmus zugunsten des Werkes zu entäußern. Das Über-Ich ist es, von dem das Schuldgefühl ausgeht, das den ganzen Vorgang auslöst. Es widersetzt sich der Beschäftigung mit einem Teil der Tagträume, die dem Ursprung noch zu nahe stehen, fordert ihre Verdrängung und schließt sie dadurch von der unmittelbaren künstlerischen Verwendung aus. Andere zwingt es zu Verkleidungen und Larven und regt dadurch die Phantasietätigkeit zu immer neuen Leistungen an. Daß die Tagträume nicht bloß im Bewußtsein gehalten, sondern als etwas besonders Köstliches anderen mitgeteilt werden dürfen, ist gewiß an neue schwere Bedingungen, gewissermaßen an eine der Publikation vorausgehende

Vorzensur des Über-Ich gebunden. Welcher Art diese Bedingungen sind, davon wissen wir nicht viel — jedenfalls spielt die „Schönheit" des Werkes eine Rolle, da mit ihrer Hilfe das Über-Ich bestochen werden soll (während im Traum die Zustimmung durch die Herabsetzung der Ansprüche der Zensur während des Schlafzustandes erreicht wird). Es taucht hier das Problem des „Schönen" auf, ein Hauptproblem der Ästhetik, mit dem sich die Psychoanalyse noch auseinandersetzen müssen wird. Wie dem auch sei, die Zustimmung des Über-Ich kann sich bis zur aktivsten Förderung der künstlerischen Produktion steigern, so daß diese geradezu als zum Über-Ich gehörig gilt; dadurch kann die Harmonie zwischen Ich und Über-Ich wenigstens vorübergehend hergestellt werden. Der Beifall der Zuhörer bedeutet also nicht nur eine Entlastung des Schuldgefühls, sondern auch eine Bekräftigung der Versöhnung zwischen Ich und Über-Ich; der „Erfolg-Rausch", den er auslöst, zeigt deutlich jene manischen Züge, die wir nach unseren theoretischen Voraussetzungen erwarten dürfen. Umgekehrt geht jede Arbeitshemmung als Folge der Spannung zwischen Ich und Über-Ich mit einer Depression einher.

Wir dürfen also annehmen, daß der Künstler, trotz seines besonders entwickelten Schuldgefühls, einen ungewöhnlichen, den meisten anderen Menschen verschlossenen Weg gefunden hat, um sich mit seinem Über-Ich auszusöhnen. Das ergibt eine starke Persönlichkeit, eine prägnante, nicht durch Identifizierungen verwischte Individualität, die sich natürlich in erster Linie in dem Werke selbst auslebt, aber auch zu intensiven Objektbeziehungen (in der Realität sowohl wie in der Phantasie) fähig bleibt. Die Bindung des Künstlers an das Libido-Objekt verläuft dann allerdings ganz eigenartig, weil er sie — freilich auf andere Weise wie den Narzißmus — zur Verfügung seines Über-Ich halten muß. Von Zeit zu Zeit, wenn es die „künstlerische Inspiration" verlangt, werden diese Objektbeziehungen eingezogen und — in narzißtischer Rückverwandlung — dem Über-Ich, das als künstlerische Zielsetzung auftritt, zur Verfügung gestellt. Diese — realen oder phantasierten — Objektbeziehungen können damit zu Ende sein oder später wieder aufgenommen werden, in jedem Falle unterscheiden sie sich von denen anderer, nichtkünstlerischer Men-

schen, in einem Punkte: ihr Wert liegt nicht nur in der mehr oder minder großen Befriedigung, die sie bieten, sondern darüber hinaus noch in dem narzißtischen Gewinn, den ihre Verarbeitung für die vom Über-Ich gebilligten Zwecke der schöpferischen Gestaltung einbringt. So erklärt sich die Befreiung aus Konflikten und Lebensnöten, die das Werk seinem Schöpfer schenkt, und das so häufige Gefühl, damit eine Epoche überwunden und hinter sich geworfen zu haben. Sehr deutlich ist das bei Goethe, der in seinen Werken nicht nur „Bruchstücke einer großen Confession" gegeben, sondern durch sie — vom „Werther" bis zur „Marienbader Elegie" — die Ablösung von einer Objektbesetzung vollzogen und gefeiert hat. Die beiden Gruppen der „Jungen" und der „Klassiker" unterscheiden sich durch den Grad des inneren Widerstandes gegen die vom Schaffensakt geforderte Objektablösung, die im Anfang meist nur unvollkommen geleistet werden kann; je mehr es aber gelingt, die Leidenschaften trotz ihrer Kraft und Wahrheit in den Dienst der Formung zu zwingen, desto meisterhafter wird der künstlerische Stil, desto stärker und reifer die Individualität des Künstlers. Die Klage, daß der Künstler zu wenig Mensch sei, ist also nicht ganz unberechtigt; die Verarmung des Ich durch die übermäßige Ausschickung von Libido an die Objekte kann bei ihm niemals von Dauer sein.

Bei den Künstlern — wenn man sie so nennen kann — die „unpersönliche" Kunstwerke hervorbrachten, liegen andere, eigenartige Libidobeziehungen vor. Was bei dem normalen Schaffensprozeß nur *eine* der Bedingungen ist, nämlich die Billigung des Über-Ich, die Erteilung des Zensurstempels, das wird hier zur Hauptsache, zum wesentlichen Antrieb, hinter den die anderen Vorgänge zurücktreten. Die eigentliche Absicht ist darauf gerichtet, nicht nur die vorübergehende Einwilligung des Über-Ich zu einem sonst verbotenen Akt zu erhalten, sondern dauernd in dem durch das versöhnte Über-Ich gewährleisteten Seelenfrieden zu existieren. Dazu genügt es natürlich nicht, gelegentlich das Opfer von Objektbeziehungen darzubringen, diese müssen vielmehr ganz und gar und ein für allemal aufgegeben werden, d. h. mit anderen Worten, das Ich muß weit hinter die phallische Phase regredieren, bis in eine Region, wo es Objektbesetzungen — wenigstens in dem verpönten

ödipalen Sinne — nicht mehr gibt. Die Voraussetzung für diesen Sonderfall ist ein schwaches, früh gedemütigtes Ich und ein besonders starres, anspruchsvolles und strenges Über-Ich; diese Voraussetzungen treffen für eine größere Anzahl Menschen nur in Epochen der Weltflucht und religiösen Askese zu, wie es jene frühchristliche Zeit war, der die ravennatischen Mosaiken entstammen. Für diese, der Welt und ihren Freuden abgewandten, nur für das Jenseits lebenden Künstler-Mönche gab weder die Befriedigung der unbewußten Phantasien, noch die Entlastung durch das Affektecho, noch die Belohnung durch den Erfolg den Ansporn zu ihren Werken ab. Das Über-Ich, für die anderen nur Zensur-Instanz, trat hier an die Stelle der Zuhörerschaft, es war das einzige Publikum, auf dessen Beifall es ankam. Dasselbe Ziel, um dessentwillen zu jener Zeit viele Tausende in die Wüste gingen und die schwersten Kasteiungen auf sich nahmen, erreichten diese, indem sie durch die Vorlust, durch die „Fassade" der künstlerischen Form, statt der Umwelt ihr Über-Ich zu gewinnen und zu versöhnen wußten. Dieser Friedensschluß ist von unveränderlicher Dauer und nicht ruckweise und schwankend, wie beim individuellen Künstler.

Freilich ist das Über-Ich nicht so leicht zu gewinnen wie der Mitmensch und verlangt nicht nur die Verkleidung, sondern die Aufgabe der verbotenen Lust, d. h. der Vorgang ist nur dort möglich, wo der Ödipuskomplex nicht nur „verdrängt", sondern „untergegangen" ist. Irgendwelche Wunscherfüllungen muß das Kunstwerk aber doch enthalten, und die Frage drängt sich auf, welcher Entwicklungsphase diese zur Befriedigung zugelassenen Triebe angehören. Jedenfalls einer prägenitalen, und man darf wohl annehmen, daß auch diejenigen prägenitalen Phasen, die im Laufe der späteren Entwicklung intensiv genitalisiert und in den Dienst des Ödipuskomplexes gestellt werden, außer Betracht bleiben müssen, so insbesondere die orale, die schon durch die enge Beziehung zum Kannibalismus an streng Tabuiertes rührt. Mehr darüber auch nur mit einiger Bestimmtheit zu sagen, scheint zur Zeit unmöglich, doch sei es gestattet, einer Hypothese Raum zu geben: Es dürfte kaum zufällig sein, daß die „unpersönlichen" Kunstwerke der bildenden Kunst sämtlich, wie die Ravennatischen, mit Bei-

seitesetzung alles Stofflichen und Realistischen die Wirkung durch Farbe und Raum erstreben. Es sind das vielleicht die beiden frühesten lustvollen Eindrücke des Neugeborenen, wenn er den anfänglichen Mangel jeglicher Raumvorstellung[1] und die dadurch bedingte vollständige Hilflosigkeit zu überwinden beginnt. Diese ersten Erkenntnisse von Raum und Licht sind und bleiben hinreichend fern von der Libidoentwicklung, um auch dem strengsten Über-Ich als unverfänglich zu gelten.

Wie ist es zu erklären, daß diese Werke, die auf den Beifall der Außenwelt verzichten, trotzdem Kunstwerke bleiben, also imstande sind, auf die Beschauer eine tiefe Wirkung auszuüben? Erinnern wir uns, daß diese Wirkung nicht die gleiche ist, die wir bei anderen — ich möchte sagen, bei „weltlichen" — Kunstwerken sehen. Wie die suggestive Wirkung der Persönlichkeit, so fehlt auch das Aufrühren der Affekte, die Bereitschaft zur Illusion, alle die Dinge, von denen wir gefunden haben, daß sie der Massenbildung und der künstlerischen Wirkung gemeinsam sind. An deren Stelle tritt ein Gefühl des inneren Beruhigt- und Gelöstseins, eine Stimmung, die sich nur als die einer gehobenen, bitterkeitslosen Resignation beschreiben läßt; die erdenschwere Last der Triebe fällt für eine Weile ab. Die Vorlustquellen, die diese Werke bieten, müssen offenbar stark genug sein, um auch unser Ich für eine Weile zu entwaffnen, es zur Aufgabe seiner sonstigen Objektbesetzungen zu veranlassen, so daß es bereit ist, zu regredieren — allerdings nicht um der Regression selbst und der Wiedergewinnung einer infantilen, längst verlorenen Lust willen, sondern weil sich aus dem Beispiel der Namenlosen herausfühlen läßt, daß dies der Weg

---

[1]) Die „pränatalen" Mutterleibsphantasien haben mit dem Werden der Raumvorstellung nichts zu tun. Sie entstehen im Dienste der infantilen Sexualwünsche (innige Vereinigung mit der Mutter, Belauschen des elterlichen Koitus usw.) und gründen sich inhaltlich auf die von dem Kind regelmäßig schon früher erworbene Erkenntnis, daß die Neugeborenen aus dem Leib der Mutter kommen, weshalb sie den Raum mit den bekannten Attributen (Dunkelheit, unterirdische Höhle, Wasser) ausstatten. Mit der von Rank behaupteten, aber völlig unbewiesen gelassenen Erinnerung an den Mutterleib hat das nichts zu tun. Es wäre auch nicht einzusehen, wieso ein Wesen, das weder den Gesichts-, noch den Gehörsraum kennen kann, noch den taktilkinetischen durch die Eigenbewegung, sondern Raumempfindungen nur durch die Hautoberfläche in einem ringsum gleichartigen Medium zu erwerben Gelegenheit hat, wie ein solches Wesen zur Vorstellung eines „engen, dunklen Raumes" kommen könnte.

ist, die Aussöhnung mit der Strenge des Über-Ichs und damit den inneren Frieden zu erwerben. „So ihr nicht werdet wie dieser Kinder eines . . .“ Das Ich, besonders dort, wo es durch den Konflikt mit Es und Über-Ich zermürbt ist, läßt sich bereitwillig zum Kinde machen, wenn es dadurch das Himmelreich erwirbt, d. h. der Kritik des Über-Ich entgeht.

Schopenhauer sieht bekanntlich im Kunstwerk den Ausdruck einer Verneinung des Lebenswillens. Nietzsche hat diese Behauptung als mehr dem Schopenhauerschen System als der Psychologie des Kunstwerkes angepaßt angegriffen und verspottet. Kunst sei Bejahung der Welt, Triebbejahung, ja selbst Schmerzbejahung. Die hier vorgetragene Theorie sieht in der Kunst einen Umweg zur Wunscherfüllung, also das Gegenteil einer Verneinung des Willens. Trotzdem dürfen wir Schopenhauer Recht geben — wenigstens für die besondere Gruppe von Kunstwerken, die wir hier einer Untersuchung unterzogen haben. Der „unpersönliche“ Eindruck stammt bei diesen Werken von dem Bestreben ihrer Urheber, ihr Ich auszulöschen, und ihre Wirkung liegt darin, daß die verbietende, triebhemmende, mit dem durch Triebentmischung frei gewordenen Destruktionstrieb angefüllte Instanz in uns vorübergehend zur Alleinherrschaft gelangt. Die „reine, willenlose Anschauung“, in der Schopenhauer das eigentliche Geheimnis der Kunst sieht, wird in diesem Sonderfall — wenigstens soweit es die Libido, den eigentlichen Kern des Willens zum Leben, angeht — erreicht.

Es bleibt noch die Abgrenzung von benachbarten Phänomenen übrig. Bei allen des Stofflichen entkleideten, in der modernen Kunsttheorie „abstrakt“ genannten Kunstwerken läßt der Anschein des „Objektverlustes“, der auf eine Abkehr von der Außenwelt und narzißtische Regression deutet, an die Verwandtschaft mit der Schizophrenie denken. Die intensive Regression ist den beiden tatsächlich gemeinsam, aber während in der Schizophrenie das Über-Ich abgebaut wird und zusammenstürzt, bleibt es in unserem Falle voll erhalten. Nur das Ineinanderaufgehen von Ich und Über-Ich kann diesen Anschein vorübergehend erwecken.

Auf der anderen Seite läßt sich diese Art ästhetischer Wirkung von der des Humors abgrenzen, die nach Freud ja auch darauf

beruht, daß eine Aussöhnung mit dem Über-Ich erreicht wird. Nur der Mechanismus dieser Aussöhnung ist verschieden: Beim Humor besteht er in einer plötzlichen Nachgiebigkeit des Über-Ich, das sich ausnahmsweise zum Schützer statt zum Kritiker des Ich macht; bei unseren Kunstwerken läßt das Über-Ich von seiner Strenge nichts nach, im Gegenteil, diese erscheint durch religiöse und asketische Zeitströmungen noch gesteigert, aber das Ich weicht dieser Strenge durch seine Demut und weitgehende Regression soweit aus, daß die Billigung des Über-Ich durch Vermittlung des Werkes erreichbar wird.

Die letzte Frage ist die nach der Beziehung dieser „unpersönlichen" Kunst zu unserer Zeit. Ich glaube, daß sie viel inniger ist als die zur Renaissance — nicht weil wir den Menschen jener Epochen der Askese ähnlicher geworden sind als den Renaissancemenschen, — sondern aus einem Gegensatz zu ihnen. In unserer Zeit ist infolge der plötzlichen Fortschritte in der Beherrschung der Natur und der damit zusammenhängenden Lockerungen der sozialen und religiösen Bindungen eine Erfüllbarkeit der erotischen Objektbeziehungen eingetreten, wie sie in früheren Epochen gewiß nur einer unvergleichlich kleineren Minorität freistand. Hingegen leben wir in einem viel stärkeren Konflikt mit unserem Über-Ich als unsere Vorfahren, besonders als die Menschen der kirchlich-dogmatisch gerichteten Zeitalter, wie das der Byzantiner und das frühe Mittelalter. Dort war der Glaube und die darauf aufgebauten Gebote endgültig festgelegt, auf ewig unveränderlich und sicher, dem Zweifel entzogen und mit der Persönlichkeit vollkommen eins geworden. Ich und Über-Ich lebten in einer sicheren, dauerhaften Verbindung, für alle sittlichen Probleme gab es klare und eindeutige Antworten, während wir trotz aller Befriedigung unserer Objektlibido in einer fortwährenden Unsicherheit leben und unerwarteten Schwankungen in den Ansprüchen unseres Über-Ich preisgegeben sind. Deshalb muß es für uns unschätzbar sein, wenn wir auf dem Wege der unbewußten Identifizierung die Illusion einer festen, unverrückbar friedvollen Beziehung zwischen Ich und Über-Ich erhalten. Diese Werke bewundern wir dankbar — aber wir können sie nicht mehr hervorbringen.

Geschichte eines Traumes

Gespräch

von

Albrecht Schaeffer

Aus der „Imago“, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften (herausgegeben von Sigmund Freud).

KLEMENS: So wäre es denn Abend geworden, und du kannst mich nun wissen lassen, was dich den Tag über im Innern so spürbar bewegt hat. Oder ist's noch zu früh?

IRENE: Nein, — ich ließ es ja Abend werden, um es zu sagen. Es ist nur ein Traum. Aber heute morgen war ich noch zu ergriffen, um davon sprechen zu können, und darum hatte ich all den Tag zu tun, ihn innerlich zu wiederholen, um ihn in Nichts zu vergessen. Mitten in der Nacht erwachte ich aus ihm; mein Gesicht und das Kissen war ganz naß von seinen Tränen. Nun hat seine Kraft durch den langen Tag doch abgenommen, und ich kann ihn noch weniger verstehn als zu Anfang.

KLEMENS: Wenn es wahre Tränen waren, in denen du erwachtest, muß er auch wahr gewesen sein.

IRENE: Meinst du? Dann will ich von vorn anfangen...

Es war später Abend in meinem Traum. Die Lichter brannten schon in meiner Vaterstadt, durch die ich zum Bahnhof ging, weil ich die alte Frau Bechlarn besuchen wollte, die Vorsteherin des Pensionats, in dem ich als Mädchen war. Sie war die gütigste alte Frau, besonders für mich hatte sie viel Verstehn und Verzeihn, aber sie ist schon lange tot. Im Dahingehn gestaltete sich erst dieser Besuch in mir als eine Pflicht, ja ein Geschenk für die einsam gewor-

dene Alte; aber auf einmal ward mir bewußt, daß in diesem Augenblick meine Mutter davor war, sich das Leben zu nehmen.

KLEMENS: Oh! Deine seit drei Jahren tote Mutter. Dieser Traum scheint sehr echt zu werden.

IRENE: Meinst du? Höre weiter. Je näher ich dem Bahnhof kam — er lag nun auf freiem Felde im Dunkel, ein langes Gebäude mit unzähligen Fenstern — um so angstvoller spürte ich, daß ich zu Mutter zurück mußte. Ich wollte es mir ausreden, — und wie war es unsinnig auch: Mutter, diese übergerade, unerschütterliche Natur, über die gewiß von Jenseits nie ein trübender Schatten gefallen ist ... Aber es zerrte nur glühender an mir, ich widerstand wieder mit der Pflicht gegen die alte Bechlarn, ich löste die Fahrkarte am Schalter. Der Zug stand schon da, ich setzte den Fuß auf das Trittbrett, da war's aus. Ich drehte im Wirbel um und rannte durch den Bahnhof zurück in solch einer Angst, wie ich im Leben für Mutter niemals empfunden habe. Ich lief, denn es stand kein Auto am Bahnhof; da war nur das leere, schwarze Feld und ganz fern die Lichter der Stadt. Nun, ich habe sie wohl doch erreicht, und auf einmal stand da ein Auto. Im Dunkel drin saßest du und sagtest: „Endlich! Wo bliebst du nur?“ Du wußtest es also schon, und ich dachte, wie wir dahinfuhren, inständig: Wenn wir nur gleich Doktor Rosen träfen! Richtig sah ich ihn dastehn, ließ gleich halten und rief ihm zu, und er war auch sofort bereit, mitzukommen, obgleich ich sagte, es wäre ja nur eine Ahnung von mir. Er ließ sogar bei einer Apotheke halten und holte einen von diesen großen Zylindern mit Sauerstoff zur Wiederbelebung heraus. Ich weiß nicht, wie lange diese entsetzliche Traumfahrt gedauert hat; endlich erschien in der dunklen Gartenstraße das Haus, auch ganz dunkel, und ich wußte, es war schon geschehn. Statt Mutters war aber in diesem Traum Vater schon lange gestorben. Es war also niemand

im Haus. Nun liefen wir durch den Vorgarten, die Haustür war unverschlossen. Doktor Rosen sagte: „In den Keller!" und wir stiegen hinunter; er leuchtete mit einer Taschenlampe. Unten war es so, wie hier in Bayern die Kuhställe sind, niedrige, flache Gewölbe auf Säulen, — und da hing Mutter, vor einer Säule, als ob sie stand; sie war ganz blau — ach, entsetzlich! Aber Doktor Rosen sagte: „Sie lebt noch", und er nahm sie herab und legte sie hin, bewegte ihre Arme und gab Anweisungen, schalt und fluchte auf seine bäurische Art, weil du mit dem Sauerstoffapparat nicht schnell genug fertig wurdest. Ich sah nun auch, daß sie noch lebte, meine Tränen liefen stromweis, und ich sagte immer wieder: „Muttchen, mein Muttchen!"

Dann nahm es ein Ende.

KLEMENS: Aber das war ein sehr schöner, vielmehr ein sehr guter Traum. Ebenso wahr gewiß, wie klar und befriedigend. Findest du nicht?

IRENE: Nein. Klar, das gewiß —

KLEMENS: Ja, und von einer Klarheit, die nur die Folge von Wahrheit sein kann. Er scheint sie dir nur zu verbergen, indem er sie dir gestaltet.

IRENE: Ich verstehe freilich so gut wie nichts. Zum Beispiel: wieso war es im Keller?

KLEMENS: Darauf würde dir ein Seelenarzt antworten, das sei ein Traumsymbol für Mutterleib; aber ich bin kein Seelenarzt.

IRENE: Und was soll es bedeuten, daß ich zuerst im Begriff war, die alte Bechlarn zu besuchen, an die ich seit Jahr und Tag nicht gedacht habe, und wieso lebte Mutter im Traum auf, die doch gestorben ist? Woher überhaupt dieser ganze Traum von Selbstmord — bei Mutters Lebensfestigkeit, da sie gestorben ist, ohne den Tod nur zu ahnen? Schließlich: daß ich sie „Muttchen" nannte, was ich gewiß im Leben niemals gesagt habe. Du weißt, wie ich mit ihr

stand. Hassen kann man seine Mutter wohl nicht, aber auch nicht ihr fremder sein als ich ihr, wie sie mir. Solange ich Kind war, bin ich ihr gleichgültig gewesen. Später kamen die furchtbaren Zerwürfnisse, als ich ihr ins Kloster entlief, und nur während meiner Ehe mit Otto war es eine Weile zwischen uns gut, weil ich vernünftig in ihren Augen war und er reich. Aber dann kamst du, kam meine in ihren Augen heillose Unvernunft und die Ehe mit dem Habenichts, der du warst — bis, ja bis endlich zu Agathes Geburt...

KLEMENS: Wo sie allerdings zu dir reiste, um dir beizustehn.

IRENE: Ja, immer sicher in ihren Pflichten.

KLEMENS: Wie sie sagte.

IRENE: Welch ein Tohuwabohu von Traum und Wahrheit!

KLEMENS: Aber nein!

IRENE: Getraust du dir, es zu ordnen?

KLEMENS: Von der wissenschaftlichen Traumdeutung verstehe ich das wenigste; wir werden aber auch, glaube ich, das wenigste brauchen. Zuerst muß ich dich etwas fragen. Du warst noch im Anfang deiner Erzählung, als mir etwas einfiel, von dem du selber mir freilich erst sagen mußt, ob es hieher gehört. Erinnere dich, bitte: als ich vor vierzehn Tagen einige Wochen lang verreist war, schriebst du mir, deine Nichte Klara habe dich besucht.

IRENE: Klemens! Wie kommst du jetzt darauf?

KLEMENS: Ah, merkst du schon etwas? Sie habe dir, schriebst du, etwas Schauriges erzählt, das du nicht wiedergeben könntest; ich sollte dich daran erinnern, wenn ich zurückkäme. Du ahntest also schon, daß du es vergessen würdest, — und wie es so geht, habe ich es auch vergessen.

IRENE: Daß ich das konnte! So schrecklich, wie es war — es machte mich nächtelang schlaflos. Höre es nur: Du erinnerst dich wohl, daß ich dir vor einer entfernten Ver-

wandten erzähle, die Frau eines Vetters von Papa. Sie lebten in der glücklichsten Ehe zusammen, so daß sie bei allen Leuten als Muster galt, und es hieß, die beiden seien in dreißig Jahren keine zwei Tage getrennt gewesen und niemals entzweit. Aber im Laufe der Jahre fiel sie in Schwermut; es waren Anfälle, die sie ganz verschatteten und stumm machten. Was es im Kern war, sagte sie niemand, sie bat nur alle in ihrer Nähe, ihr zu helfen und sie vor ihr selber zu schützen. In den letzten Jahren bekam sie eine Pflegerin, die sie nie verließ. Und nun, zuletzt, wollte das Ehepaar auf einer Reise an die See, von Berlin aus, die Eltern von Klara besuchen. Im letzten Augenblick mußte der Mann, aus geschäftlichen Gründen glaube ich, zurückbleiben; statt seiner fuhr die Pflegerin mit im Schlafwagen. Die erwachte früh am Morgen; sie konnte nicht wieder einschlafen, kleidete sich leise an, weil meine Tante zu schlafen schien, und trat auf den Gang hinaus. Der Schaffner bot ihr Kaffee an, sie trank, und als sie das Abteil wieder öffnete, war es leer. Auf dem Bett lag ein Zettel, mit den Worten bekritzelt: sie könne nun nicht mehr widerstehn, sie müsse sich töten . . .

Oh, du verstehst, Klemens, was mir so grauenvoll war! Das eine, daß die Pflegerin in das leere Abteil kam; und das andere, daß der Mann sie ein einziges Mal allein reisen ließ.

KLEMENS: Ein einziges Mal, ja, wenn etwas geschehen soll, müssen die Menschen sich fügen. Aber für dich war die Vorstellung des Unheils so schaurig, daß du sie vergessen mußtest; und ohne dein Vergessen hätte sie dein Traum nicht ergreifen können, um dir eine Tiefe deines Lebens zu öffnen.

IRENE: Ja, begreifst du denn, Klemens, was diese so viel Jahre lang zum Sterben genötigte Frau gemein hat — mit meiner lebenswilligen Mutter?

KLEMENS: Denke daran, wie dir deine Mutter gestorben ist. Anderthalb Jahre lang war ihr, ohne daß sie es ahnte, der Tod sicher, den alle in ihrer Nähe ihr verheimlichten,

und sie hat so gelitten, daß alle so wie du ihr nur die eine Erlösung wünschten und aufatmeten, als sie kam. Rechnest du hiezu die Fremdheit von ihr und dir, so ergibt sich, daß deine Mutter, oder sagen wir klarer: daß eine Mutter starb, ohne Schmerz, ohne Trauer der eigenen Tochter. Ja, scheint dir das recht? Scheint dir das natürlich?

IRENE: Wie sollte es, Klemens!

KLEMENS: Darum hat nun dein Traum es ins Rechte gelenkt. Er hat seine Pflicht als Traum erfüllt, die darin besteht, uns alles vollenden zu lassen. Er läßt uns alles nachholen, was wir im Wachen versäumten, freiwillig oder unfreiwillig, das Vergessene, Unterlassene, Verhinderte. Die volle Angst und das Mitleid, das du am Krankenbett nicht empfinden konntest, im Traum empfandest du's endlich.

IRENE: Aber sie lebte im Traum, warum lebte sie denn?

KLEMENS: Ja, hast du nicht, als sie damals starb, die Todeserlösung nur deshalb gewünscht, weil du keine andere wußtest? Wäre es dein Wunsch heute nicht, daß sie noch lebte?

Schweigen.

IRENE: Aber daß ich sie „Muttchen" nannte ... Verzeih, ich muß beinah lachen, es ist so undenkbar.

KLEMENS: Dann hast du es im Leben vielleicht einmal gesagt, als du nicht denken konntest.

IRENE: Was sagst du da!

KLEMENS: Nun? Fällt dir etwas ein?

IRENE: Als Agathe geboren wurde, da kam sie ...

KLEMENS: Immer sicher in ihren Pflichten.

IRENE: Sie saß am Bett so gerade wie immer, und jedes Mal, wenn ich schreien wollte, sagte sie: „Nimm dich zusammen! Man schreit nicht, ich habe auch nicht geschrien." Nur als es vorüber war, da sah ich, daß ihre Nase ganz weiß

an der Spitze war, und da wußte ich —, da sagte ich: Muttchen.

KLEMENS: Geburt und Tod, Leben und Sterben — dein Traum sah sie in eins, in der Tiefe.

Schweigen.

IRENE: Warum wollte ich die alte Bechlarn besuchen?

KLEMENS: Dein Traum wußte es wohl. Wie sagtest du doch von ihr? „Für mich hatte sie viel Verstehn und Verzeihn." Deine Mutter hatte das nicht für dich, darum fand sie dein Traum bei seinem Tasten in der Tiefe nach deinen ältesten Vergessenheiten, nach einer Gestalt deines Lebens, einer alten, wahren Verbundenheit, an die er dich knüpfen wollte, um dich dann loszureißen, aus der Mutterferne heraus in die Mutternähe. Denn — weißt du es nicht? Nichts was entsteht in der Schöpfung, entsteht allein aus sich selber. Es braucht einen Widerstand, um die Kraft zu gewinnen, die es recht in das Leben treibt. Wo kein Widerstand ist, da ist Willenlosigkeit, da kann noch Nichts werden; Leben ist Überwindung.

Und — um den Schmerzenstod einer Ungeliebten mitzusterben, darum tauchte dein Traum dich in den untersten Grund deiner Natur: in das eigene Sterben, in deinen Schoß, in dein Kind, in deine Mutter zurück.

Nachwort

Der Aufforderung Herrn Professor Freuds folge ich gern, der vorstehenden Darstellung eines Traumes und seiner Auslegung ein Wort über die realen Lebensbeziehungen nachzuschicken. Bündig kann ich zunächst sagen, daß dieser Traum so geträumt und bald danach im Gespräch so untersucht und aus dem Leben abgeleitet wurde, wie es in meiner Darstellung zu sehen ist. Denn gerade die

einfache Ordnung und Klarheit des Traumes und seiner Lebenszusammenhänge, dazu die schönen seelischen und Schicksalstiefen, in die er hinableuchtet, diese verlockten und bewogen mich, die zarte, flüchtige und dennoch so tief und kräftig gebundene Erscheinung mit geringer Anwendung von Kunst in festere Form zu fassen. Die Anwendung von Kunst hatte denn freilich ein paar geringfügige, das Wesen der Dinge nicht verletzende Veränderungen zur Folge, insofern eine Kardinaleigenschaft jeglicher Kunstübung Vereinfachung ist. Also wurde das untersuchende Gespräch in Wirklichkeit nicht in so geradlinig einfacher Weise geführt, und im Traum war es so, daß die Träumende „Klemens" nicht gleich im Auto, sondern erst später unterwegs traf; auch der Bahnhof verlangte eine etwas sinnfälligere, traumhafter anmutende Beschreibung. Klemens und Irene selber sind keine für dieses Gespräch erfundene Figuren, sondern entstammen ursprünglich meinem Roman „Helianth" und wurden seither schon mehrmals von mir — als in mir lebendige, in guter seelischer und geistiger Gemeinschaft stehende Gestalten — zur Formung von ähnlichen Gesprächen benutzt. Zur Folge hatte dies, daß die Beziehungen der Träumenden zur Mutter nicht ihrem eigenen, sondern dem Leben Irenens, aus dem „Helianth", gewonnen wurden, d. h. daß die Wirklichkeit nur in anderen Bildern vorgeführt wird, ohne hierdurch eine Wesensänderung zu erleiden. Noch sei bemerkt, daß der Arzt des Traums keiner von den Ärzten war, welche die Mutter in ihrer Krankheit behandelten, sondern der jetzige Hausarzt der Träumenden.

Eine einzige Abweichung von gewichtigerer Art betrifft die „alte Bechlarn", die im Traum selber nicht die Institutsvorsteherin der Träumenden war und überhaupt zu ihr in keiner tieferen Beziehung stand. Auch hier war es ein künstlerischer Grund, der mich veranlaßte, die Beziehung zu vertiefen, um die Evidenz der Erscheinung zu erhöhen. Für den Wahrheitswert des Traumes genügte es ja, daß die Träumende, um zu ihrer Mutter den Pflichtweg zu finden, aus einer anderen Lebensrichtung, von einem eigenen Willensziel abgewendet werden mußte, und ich habe, wie gesagt, diesem Ziel nur mehr Gestalt und Farbe gegeben — für das Auge des Lesers, indem ich eine Jugendfreundin der Träumenden an eine

Stelle fügte, wo im wirklichen Traum eine — trotz allerlei Bemühungen des Nachforschens — gleichgültige Erscheinung stand. Es war in Wirklichkeit nur eine der Träumenden gutbekannte alte Dame, Mutter einer Freundin, zu der sie aber niemals in persönliche Beziehung getreten ist.

Der Schülerselbstmord in André Gides Roman „Die Falschmünzer"

Von

Dr. Editha Sterba

Wien

Aus dem im Herbst 1929 erschienenen Sonderheft „Selbstmord" der (von Dr. Heinrich Meng in Frankfurt a. M. und Professor Dr. Ernst Schneider in Stuttgart herausgegebenen) „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik". Das Sonderheft „Selbstmord" enthält u. a. Beiträge von Federn, Meng, Schneider, Bernfeld, Kalischer, Sadger, Chadwick, Friedjung, Lorand usw. über das Problem des Selbstmords, über Selbstmordprophylaxe, über Todes- und Selbstmordphantasien, über einzelne Selbstmordfälle, über Selbstmordversuche, Abschiedsbriefe usw. (Preis des Sonderheftes M. 3.—, Abonnement der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" jährlich M. 10·—; der IV. Jahrgang beginnt im Januar 1930.)

Man wird gewiß nicht fehlgehen, wenn man versucht, einen Beitrag zum Problem des Selbstmords bei den Dichtern zu erhalten, die uns auf so vielen andern Gebieten der Psychopathologie wertvolle Winke oder Bestätigungen gegeben haben. „Dichter verfügen vor allem über die Feinfühligkeit für die Wahrnehmungen verborgener Seelenregungen bei andern und den Mut, ihr eigenes Unbewußtes laut werden zu lassen" (Freud, Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens, Ges. Schriften, Bd. V).

Im Mittelpunkt von André Gides großem psychologischen Roman „Die Falschmünzer" steht ein unter besonders merkwürdigen Umständen ausgeführter Selbstmord eines Jugendlichen. Bevor man aber untersucht, ob der Versuch der Analyse dieses

Selbstmordes irgend einen Beitrag zum Problem des Selbstmordes liefern kann, wird man sich der Beantwortung einer andern Frage zuwenden müssen. Gides Roman „Die Falschmünzer" ist sowohl im Inhalt als auch in der Form der Darstellung deutlich von der Psychoanalyse beeinflußt. Man darf vielleicht die Vermutung wagen, daß sogar die Entstehung dieses Romans in engstem Zusammenhang steht mit dem Bestreben der Psychoanalyse, zum Verständnis des künstlerischen Schaffensprozesses zu gelangen.

Man wird sich also die Frage vorlegen müssen, ob ein Werk, dessen Verfasser an und für sich mit dem Rüstzeug der Analyse an die Wiedergabe der seelischen Konflikte herantritt und analytische Aufschlüsse über die Psychologie von Kindern und Jugendlichen in seinem Werk verarbeitet, der Psychoanalyse überhaupt noch irgend eine Erkenntnis vermitteln kann. Haben nicht Werke, die sozusagen von einem Tiefenpsychologen geschaffen werden, so wenig Beziehung zu dem „naiven Tagtraum" des Dichters, den wir sonst als Grundlage des Kunstwerks annehmen, daß sie gar keine Hinweise auf das Unbewußte enthalten, daß sozusagen alles bewußt gemacht und gedeutet ist? Wenn wir uns aber vor Augen halten, daß der Schaffensprozeß, die künstlerische Umformung des „naiven Tagtraums" immer im Unbewußten vor sich geht, werden wir erwarten dürfen, daß auch der unter dem Einfluß der Psychoanalyse schaffende Künstler nicht imstande sein wird, alles so klar und bewußt gemacht darzustellen, daß der psychoanalytischen Durchleuchtung des Kunstwerks nichts mehr zu tun übrig bliebe.

Der dreizehnjährige Boris, dessen Selbstmord den Gegenstand dieser kleinen Studie bilden soll, ist das Kind einer russischen Klaviervirtuosin und eines Franzosen. Der Vater starb, als Boris noch klein war. Der Knabe verbrachte seine Kindheit meist bei der Mutter, die sich ihren Lebensunterhalt zuerst als Pianistin und dann als Sängerin in Music-halls erwarb. Der Kleine war „von seiner Mutter in einem Zustand dauernder Überreizung erhalten worden, in einem Zustand, der den Ausbruch schlimmer nervöser Störungen provoziert". (Dieses und die folgenden Zitate nach der deutschen Übersetzung von F e r d i n a n d H a r d e k o p f, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Da er an „einer Menge von

Störungen, Ticks und Manien litt", hatte ihn die Mutter über Sommer einer polnischen Ärztin, Frau Sophroniska, anvertraut. Diese unterzog ihn einer Behandlung, die wie folgt geschildert wird: „...sie besteht darin, ihn sprechen zu lassen! Ich verbringe jeden Tag ein oder zwei Stunden mit ihn allein. Ich frage ihn, aber nur sehr wenig... Ich muß alles wissen und besonders das, was er am ängstlichsten zu verheimlichen pflegt... Ich lasse ihn erzählen, was er des Nachts geträumt hat. Wenn ich früh morgens mit Boris allein bin, so träumt er sozusagen mit sprechendem Mund weiter". Man wird die Behandlung des kleinen Boris nach dieser Charakteristik wohl nur als psychoanalytische Kinderanalyse bezeichnen können.

Bronja, die fünfzehnjährige Tochter der polnischen Ärztin, von der es heißt: „ihr Blick aber und ihre Stimme scheinen eher einem Engel anzugehören, als einem Menschen", scheint durch ihren guten Einfluß auf den kleinen Boris sehr zum Erfolg der Behandlung beizutragen. Am Ende der Ferien erklärt die Ärztin, nachdem sie „das gesamte Räderwerk seines geistigen Organismus auseinandergenommen", daß sie ihn als geheilt betrachte und er nach Paris in ein Pensionat kommen dürfe. Dort fühlt sich der kleine Boris sehr einsam und verlassen; die Kameraden verspotten ihn alle, und es gelingt ihm nicht, Anschluß an irgend jemanden zu finden. Auch sein Großvater, der im Pensionat Aufsichtsperson ist und ihn zärtlich liebt, bleibt ihm ganz fremd. Als dann eines Tages Frau Sophroniska ins Pensionat kommt und Boris den Tod seiner geliebten Bronja mitteilt, fühlt er sich vollkommen vereinsamt.

Drei Knaben im Pensionat, Ghéridanisol, Georges und Phiphi, Sitznachbarn des kleinen Boris, begründen die „Brüderschaft der starken Männer" mit dem Wahlspruch „Der starke Mann hängt nicht am Leben". Georges spielt Boris, der in seiner völligen Verlassenheit „nach Freundschaft und Achtung lechzt", eine Freundschaftskomödie vor und nimmt ihn, nachdem alle drei den Plan ausgeheckt haben, Boris einen Schabernack zu spielen, in die Brüderschaft auf. Das Los bestimmt, daß Boris, getreu dem Wahlspruch der Brüderschaft, sich mit der Pistole seines Großvaters zu einer bestimmten Zeit im Arbeitssaal während der Nachmittagsarbeitsstunde, bei der gerade sein Großvater die Aufsicht hat,

erschießen soll. Der Kleine unterwirft sich bedingungslos der Forderung seiner Kameraden, um ihre Achtung zu gewinnen. Nur Ghéridanisol weiß, daß die Pistole wirklich geladen ist. Die beiden andern Jungen wissen es nicht und wollen Boris nur Schrecken einjagen. Und am Nachmittag, zur festgesetzten Stunde, vor den Augen seines entsetzten Großvaters, erschießt sich der kleine Boris.

Es wäre nun ganz verfehlt, anzunehmen, daß der kleine Boris sich wirklich erschießt, um von seinen Kameraden nicht als Feigling angesehen zu werden. Denn wir wissen, daß die lebenserhaltende Kraft des menschlichen Ichtriebs so stark ist, daß es ganz gewaltiger Verschiebungen im Libidohaushalt bedarf, damit die lebenserhaltende Kraft vom Zerstörungstrieb überwältigt werde. Wir werden also tiefergehende, wenn auch vielleicht unbewußte Motive für den Selbstmord des kleinen Boris annehmen müssen und sie aus dem vorliegenden Material herauszuschälen versuchen.

Den Kern der seelischen Krankheit des kleinen Boris haben wir in der Geschichte seines „Talismans“ und seiner „magischen Praktiken“ zu sehen. Der Knabe besaß ein kleines Stück Pergament, den „Talisman“, den er „neben heiligen Medaillen, die seine Mutter ihm umgehängt hatte, in einem seidenen Täschchen auf der Brust trug“. Dieser Talisman hatte eine rätselhafte Inschrift „Gas — Telefon — hunderttausend Rubel“. Als Neunjähriger lernte Boris in der Schule einen Jungen kennen, „der ihn in geheime Praktiken, in magische Künste, wie die Knaben es nannten, einweihte“. Jener Junge hatte Boris zur Onanie verleitet, von ihm stammte jener Zettel, der „Talisman“, der „gleichsam eine Beschwörungsformel darstellte, das ‚Sesam öffne dich‘ des schändlichen Paradieses, in das die Lust sie entführte“. „Als ‚Magie‘ empfanden die naiv verzauberten Kinder ihr Laster, weil sie gehört oder gelesen hatten, die Magie erlaube, auf geheimnisvolle Weise in den Besitz dessen zu gelangen, was man begehre, sie verleihe unbegrenzte Fähigkeiten usw. Sie glaubten wirklich, ein Geheimnis entdeckt zu haben, das über ein reales Fernsein durch imaginäre Gegenwart hinwegtröstete; sie schwelgten in Selbsttäuschung und berauschten sich an einem Vacuum, das einer überreizten, lustgenährten Phantasie tausend märchenhafte Visionen bot.“

Wenn die Knaben die Onanie als Magie bezeichneten, die über

„reales Fernsein durch imaginäre Gegenwart hinwegtröstet", so bedeutet dies, daß sie ihre Onaniephantasien so überschätzen, daß sie ihnen sogar geheimnisvolle Wirkungen zuschreiben. Die Onanie erfolgt dabei sichtlich in einer Einstellung, die der Phase der „Allmacht der Gedanken" entspricht, sie läßt sie alles in der Phantasie erreichen, was ihnen in der Realität noch versagt bleiben muß. Anderseits ist die Auffassung der Onanie als Magie wohl auch ein unbewußter Versuch, durch diese Überschätzung und die Einkleidung als magische Kunst Schuldgefühle und Gewissensskrupel unterdrückt zu halten.

Zur Zeit der Behandlung hatte der kleine Boris die „Magie" schon aufgegeben. Er war nämlich von der Mutter dabei ertappt worden. Der krankhafte Zustand entstand erst in der Folge: „... Ich denke es mir so, daß die Mutter den Knaben wahrscheinlich gescholten, ermahnt, angefleht hat. In diese Zeit fiel der Tod des Vaters. Boris redete sich ein, seine geheimen Gewohnheiten, die man ihm als so lasterhaft hinstellte, hätten ihre Strafe empfangen; er hielt sich für schuldig am Tode seines Vaters; er hielt sich für einen Verbrecher, einen Verdammten. Er bekam Angst. Und da hat, einem gehetzten Tier gleich, sein schwacher Organismus diese Unzahl kleiner Ausflüchte erfunden, in denen sein innerer Schmerz sich läuterte, und die ebensoviele Geständnisse sind."

Es ist nun klar, daß der kleine Boris, wie aus seiner Auffassung der Onanie als Magie hervorgeht, ganz besonders an die „Allmacht seiner Gedanken" glaubte und überzeugt war, daß er durch die magische Kraft der Onanie und der damit verbundenen Phantasien, die sicher Todeswünsche enthielten, den Tod des Vaters verursacht habe. Und gleichzeitig mit dem Schuldgefühl und der Angst wegen dem Tode seines Vaters entstanden im Abwehrkampf all die kleinen Symptome, derentwegen man ihn in Behandlung gab.

Nachdem Sophroniska dem kleinen Boris alles gedeutet und erklärt hatte, trennt er sich nach großen Schwierigkeiten von seinem „Talisman" und übergibt ihn der Ärztin, wodurch der Bann endgültig gebrochen erscheint.

Die Charakterveränderung des kleinen Boris während seiner Analyse kommt am deutlichsten in seinem Verhalten zur kleinen

Bronja zum Ausdruck, die ja nach Ausspruch der polnischen Ärztin das „beste Heilmittel“ für Boris ist. Bei der ersten Schilderung des Beisammenseins der beiden Kinder zeigt jeder Ausspruch des kleinen Boris seine starke ambivalente Einstellung. Er sagt in einem Atem „ja, meinetwegen — nein, ich will nicht“, oder „es ist zu warm — es ist zu kalt“. Oder: (Bronja:) „Wo hast du nur wieder deinen Hut hingelegt?“ — (Boris:) „Vibroskomenopatof. Blaf, blaf.“ — „Was bedeutet das?“ — „Nichts.“ — „Warum sagt du es dann?“ — „Damit du es nicht verstehen sollst.“ — „Wenn es nichts bedeutet, so ist es mir ganz egal, ob ich's verstehe oder nicht.“ — „Wenn es aber etwas bedeutete, so würdest du es auch nicht verstehen.“ — „Aber man spricht doch, um verstanden zu werden!“ — „Willst du, wir wollen spielen Worte machen, allein für uns beide zu verstehen?“ — „Gib dir lieber erst Mühe, gut Französisch zu lernen.“ — „Meine Mama, die spricht französisch, englisch, römisch, russisch, türkisch, polnisch, italoskopisch, spanisch, Zopfsprache und Xixitu.“ („Dies alles sprudelte er mit einer Art Leidenschaft hervor.“) Dieses Gespräch zeigt wieder deutlich die Ambivalenz des kleinen Boris. Einerseits will er offenbar *Bronja kränken, indem er Worte sagt, die sie nicht verstehen soll,* dann aber wieder heißt es: „Bronja, du bist nicht böse, deshalb kannst du auch die Engel sehen! Aber ich werde immer ein Bösewicht bleiben.“ Bronja ist für ihn das Ideal des Guten und Reinen, er kommt sich neben ihr offenbar wegen seiner „magischen Praktiken“ als Bösewicht vor. Darum fürchtet er auch, daß seine Berührung Bronja beflecken könne: „Ja. Nein. Hör: wir wollen uns einen Stock suchen. Du nimmst das eine Ende und ich das andere. Ich schließe die Augen und verspreche dir, daß ich sie nicht eher wieder aufmache, als bis wir dahingekommen sind, wo wir hin wollen.... Ja. Nein, nicht dieses Ende! Wart', ich will es erst abwischen!“ — „Warum?“ — „Ich hab es angefaßt.“ Bronja ihrerseits ist eifrig bemüht, Boris gut zu machen, sie will ihm beten helfen, damit ihm vergeben werde. „Warum versuchst du nicht, nicht mehr böse zu sein? Willst du, daß wir zusammen nach (hier nannte sie einen mir unbekannten Ort) gehen und dort zusammen Gott und die heilige Jungfrau bitten, daß sie dir helfen, nicht mehr böse zu sein?“

Ein kleines Ereignis auf einem gemeinsamen Spaziergang der beiden Kinder in dieser Zeit zeigt, daß der kleine Boris noch weit entfernt davon ist, „die Engel sehen zu dürfen“ ... „Mit geröteten Gesichtern und ganz außer Atem kamen sie an. Bronja warf sich gleich stürmisch in die Arme ihrer Mutter; sie schien in Weinen ausbrechen zu wollen. ‚Mama‘, rief sie, ‚du mußt Boris schelten! Er wollte sich nackt in den Schnee legen!‘ Sophroniska sah Boris an, der, mit gesenktem Kopf und einem starren, fast feindseligen Blick an der Tür stehen geblieben war. Sie schien das sonderbare Wesen des Kindes nicht bemerken zu wollen, sondern sagte mit bewunderungswürdiger Ruhe: ‚Hör', Boris, des Abends darf man so etwas auf keinen Fall tun! Wenn du willst, gehen wir morgen früh wieder dorthin. Und dann kannst du erst einmal versuchen, ein bißchen im Schnee zu gehen ...‘ Sie streichelte ihrer Tochter sanft das Haar. Doch plötzlich fiel Bronja zu Boden und wälzte sich in Zuckungen. Wir erschraken sehr. Sophroniska hob sie auf und bettete sie auf den Diwan. Regungslos, mit großen leeren Augen sah Boris alles mit an.“ Dieses Sich-nackt-in-den-Schnee-legen des kleinen Boris bedeutet natürlich einen Verführungsversuch der kleinen Bronja gegenüber. Ihre Reaktion darauf sind die Zuckungen, die wir als einen Ausdruck ihrer Abwehr auffassen müssen.

Boris war von der über alles geliebten Mutter getrennt worden. Er überträgt nun seine ganze Liebe und Zärtlichkeit auf die kleine Bronja: „Vom Morgen bis zum Abend lassen die beiden Kinder sich nicht aus den Augen. Und sie benehmen sich so reizend zu einander, daß niemand etwa auf die Idee verfiele, sich über sie lustig zu machen.“ Bronja ist dem kleinen Boris gegenüber, der ihr aufs Wort folgt, durchaus mütterlich. Sie ist also für den kleinen Boris eine Mutterimago, die aber vor der echten Mutter noch etwas voraus hat. Die kleine Bronja ahnt nichts von seinen „Praktiken“, von seiner Onanie, für sie existiert so etwas gar nicht und die Mutter hat ihn dabei ertappt. So kann er durch Bronjas Reinheit vielleicht doch Erlösung finden von seinen besonders schweren Onanieschuldgefühlen und dadurch auch von der Mutter Verzeihung erlangen. In seiner Liebe zu Bronja beginnt er immer mehr, sich ihr anzugleichen, sie nachzuahmen, und er verliert seine Symptome

wohl ebenso durch die Aufdeckung und Bewußtmachung der Behandlung als auch durch die Identifizierung mit Bronja. Gerade in dieser Identifizierung, die Boris zu einem ganz realitätsfremden, „in kindlichem Mystizismus" schwelgenden Schwärmer macht, liegt eine große Gefahr für die Zukunft:

„Sophroniska beteuert, der kleine Boris sei nunmehr geheilt... Ich erkenne an, daß die Ticks, die unsicheren Gesten des Zurücknehmens, des Bereuens, das verstockte Abbrechen mitten im Satz so ziemlich verschwunden sind. Aber es kommt mir vor, als habe die Krankheit (wie, um dem forschenden Blick des Arztes auszuweichen) sich einfach in tiefere Regionen des Seins zurückgezogen, und als sei nunmehr die Seele selbst angegriffen. Ebenso wie der Masturbation die nervösen Erscheinungen gefolgt waren, so räumen diese jetzt einer unsichtbaren Entrücktheit das Feld. Allerdings ist Sophroniska selbst beunruhigt darüber, daß Boris, unter Bronjas Einfluß, einer Art von kindlichem Mystizismus verfallen zu sein scheint. Sophroniska ist zu intelligent, um nicht einzusehen, daß die neue Seligkeit des Herzens, der Boris sich jetzt ergeben hat, alles in allem nicht sehr verschieden ist von der, die er früher künstlich hervorrief, und daß die neue Verzauberung, mag auch der Organismus weniger gefährdet sein, ihn darum nicht minder ablenkt von jeglichem Willen zur Realisierung. Doch wenn ich mit ihr darüber spreche, so erklärt sie, Naturen wie Boris und Bronja könnten eine gewisse chimärische Nahrung nicht entbehren, und nähme man sie ihnen weg, so würde Bronja in Hoffnungslosigkeit versinken und Boris einem niedrigen Materialismus anheimfallen... Mit Bewegung spricht sie von der Frömmigkeit der beiden Kinder, die zusammen die Offenbarung Johannis lesen und in gemeinsame Ekstase geraten und ihre Seelen in himmlische Gewandung kleiden."

Man kann also von einer wirklichen Heilung im analytischen Sinne gar nicht sprechen, es ist gleichsam nur eine Verschiebung da. Die zwangsneurotischen Symptome und die Ambivalenz sind von einer übermäßigen Frömmigkeit und einem unnatürlichen Mystizismus abgelöst worden. Diese Veränderung erfolgt bei Boris auf dem Wege der Identifizierung mit Bronja, der idealisierten Mutterimago. Diese Identifizierung mit der Mutter be-

inhaltet natürlich auch eine passiv-feminine Einstellung gegenüber dem Vater, die durch die wenn auch unbewußten aber noch immer wirksamen Schuldgefühle, „den Vater getötet zu haben“, und durch die Angst vor der Strafe noch verstärkt wird[1].

Aus diesem in Mystik schwelgenden Beisammensein mit Bronja wird Boris nun herausgerissen und kommt in das Pensionat nach Paris. Er versucht vergeblich, zu den andern Knaben in Beziehung zu treten; er kann es aber nicht, schon ihre Unterhaltung beleidigt sein überzartes Gewissen. „... Sein großes Sympathiebedürfnis trieb ihn zu dem Versuch, es ihnen gleichzutun. Doch seine empfindliche Natur widerstrebte. Die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. Seine Verlegenheit machte ihn wütend auf sich selbst; er quälte sich ab, sich nichts merken zu lassen, und zwang sich, um jeglichem Spotte zuvorzukommen, sogar zum Lachen. Aber es half alles nichts. Inmitten der andern machte er den Eindruck eines Mädchens, fühlte es und ward verzweifelt.“ Auch an seinen Großvater, der nur allzugerne bereit wäre, sich seiner anzunehmen, vermag er nicht, sich anzuschließen. Er ist eben durch seine Beziehung zu Bronja so sehr jeder Realität entrückt, daß er es nicht zuwege bringen kann, eine ganze normale Beziehung zu gleichaltrigen Knaben anzuknüpfen. Dabei empfindet er sein realitätsunfähiges, passiv-feminines Wesen im Vergleich mit den andern als etwas Krankhaftes und ihn Belastendes, aber er ist eben viel zu passiv, um sich selbst helfen zu können. Anderseits ist aber die Beziehung zu Bronja auch von größter Bedeutung für ihn. Sie ersetzt dem einsamen Knaben die Mutter und die Familie und ist auch der einzige Halt, den er überhaupt hat.

Da kommt nun eines Tages die polnische Ärztin und bringt ihm die Nachricht von Bronjas Tod: „Nun erschien dem kleinen Boris die ganze Welt wie eine schreckliche Einöde. Seine Mutter war weit weg und kam niemals zu ihm; sein Großvater war zu alt.... Eine zarte Seele wie die seine braucht jemand, dem sie ihren Adel und ihre Reinheit zum Opfer bringen kann. Er war

[1]) Es sei hier daran erinnert, daß eine ähnliche Wendung von Reizbarkeit und Ängstlichkeit zu übermäßiger Frömmigkeit, die mit einer passiven Hingabe an den Vater verbunden ist, auch von Freud in der „Geschichte einer infantilen Neurose“ berichtet wird. (Ges. Schriften. Bd. VIII.)

nicht stark genug, um ganz für sich allein bleiben zu können. Aber er hatte Bronja viel zu sehr geliebt, als daß er je wieder auf solche Hingebungsmöglichkeit wie er sie mit ihr verlor, hätte hoffen dürfen. Die Engel, die er so inbrünstig zu erblicken gewünscht hatte, wie sollte er künftig ohne Bronja auch nur an ihre Existenz glauben können? So ward selbst der Himmel ihm verwaist und leer." Dieser Verlust mußte den ganz vereinsamten Boris ganz besonders schwer treffen. Bronja, bei der er Befreiung von seinen Schuldgefühlen und Vergebung für seine bösen Praktiken durch die gemeinsame Frömmigkeit gefunden hatte, verläßt ihn. „Der Himmel ward verwaist und leer." — Boris, dessen Selbstvorwürfe nur mühsam unterdrückt waren, faßt Bronjas Tod als Strafe des Himmels für seine in Erfüllung gegangenen Todeswünsche gegen den Vater auf. Die dauernde Beziehung zu Bronja, seiner Mutterimago, darf er nicht haben, sie wird ihm vom Himmel offenbar nicht gegönnt.

Und nun bricht über den kleinen Boris, bei dem der ganze Scheinerfolg der Behandlung durch Bronjas Tod ins Wanken gekommen ist, ein Ereignis herein, das ihn schließlich zum Selbstmord treiben muß. Ghéridanisol kann den kleinen Boris nicht ausstehen: „...er ist zart, graziös, fast mädchenhaft. Das alles reizt und erbittert den lebenskräftigen Ghéridanisol. Es ist, als empfände er beim Anblick des subtilen Kindes jenen instinktiven Widerwillen, der in einer Herde das starke Tier gegen das schwache treibt... Wie dem auch sei: Ghéridanisol empfindet seine Antipathie gegen Boris als etwas Aufregend-Beglückendes." Sein Vetter Strouvilhou ist der Mann, dem die polnische Ärztin einst den „Talisman" des kleinen Boris gegeben hat. Strouvilhou, von Ghéridanisol bestürmt, überläßt ihm nun den Talisman „mitsamt der Anweisung, wie man sich seiner zu bedienen hätte".

Nun findet der arme kleine Boris „beim Eintreten in den Arbeitssaal, auf seinem Platze jenes Stück Pergament, an das er sich kaum noch erinnerte. Er hatte es aus seinem Gedächtnis verbannt, ebenso alles andere, was sich auf die Magie seiner ersten Gymnasialjahre bezog, auf diese bedenkliche Magie, deren er sich jetzt schämte. Er erkannte seinen alten Talisman zunächst gar nicht wieder, denn Ghéridanisol hatte die Zauberformel ‚Gas—Telephon—Hundert-

tausend Rubel' mit einer breiten, rot und schwarzen Umrahmung versehen, auf deren Ecken und Linien allerlei frivole, leidlich gut gezeichnete Miniatur-Teufelchen umherkletterten. Diese Vignetten verliehen dem Pergament ein phantastisches Aussehen, „etwas Infernalisches", dachte Ghéridanisol, „einen giftigen Reiz, der auf den kleinen Boris sicherlich wirken werde..."

„Vielleicht sollte diese ganze Machination kaum mehr sein, als ein etwas gewagtes Spiel. Aber dieses Spiel gelang über alle Erwartungen gut. Boris (der sich im Arbeitssaal allein befand) ward brennend rot, blickte verwirrt nach links und rechts und sah Ghéridanisol nicht, der ihn, hinter der Tür verborgen, beobachtete. Boris konnte keinerlei Verdacht auf ihn haben, konnte sich überhaupt nicht im geringsten erklären, wie der Talisman hierhergekommen war. Diese böse Reliquie schien vom Himmel gefallen oder vielmehr aus der Hölle wiederaufgestiegen zu sein... Nun hätte Boris, bei seiner Intelligenz, zweifellos die innere Fähigkeit gehabt, derartige Pensionats-Konspirationen mit einem spöttischen Achselzucken von sich zu weisen: Hier aber tauchte eine gefährlich bannende Vergangenheit mit all ihren Phantasien wieder vor ihm auf... Boris nahm den Talisman und ließ ihn in seine wollene Matrosenbluse gleiten. Während des ganzen übrigen Tages blieb er von der Erinnerung an jene magischen Praktiken wie besessen. Bis zum späten Abend kämpfte er gegen eine satanische Versuchung. Dann, in seinem Zimmer, unterlag er, da er nirgends einen Halt mehr fand in seinem verzweifelten Kampfe."

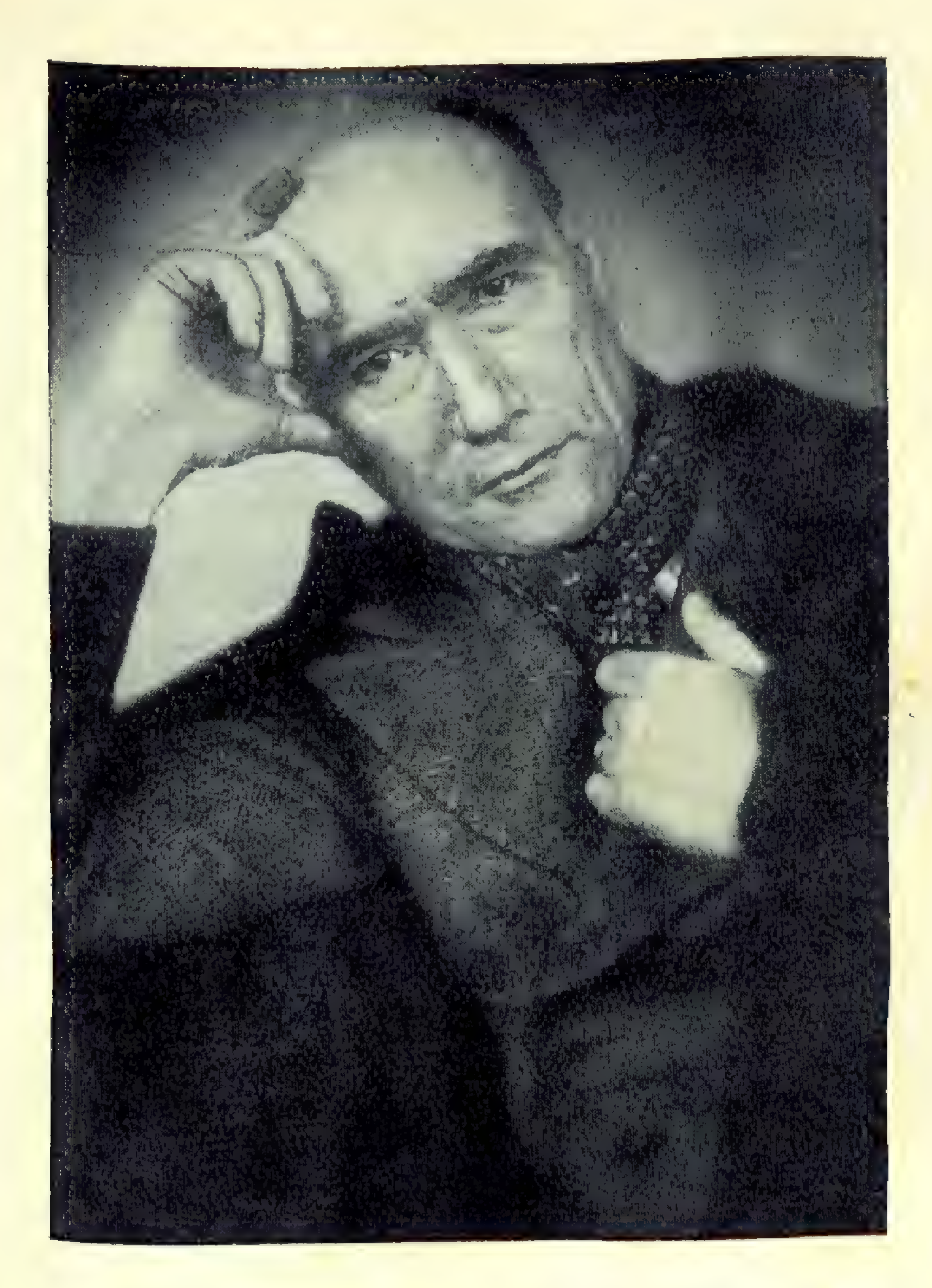
„Ihm war zumute, als müsse er nun ins Verderben gehen, als versinke er in einen Abgrund, unendlich fern von den Regionen der Engel. Aber es war ihm eigentlich nur erwünscht, so betäubt ins Ungewisse zu fallen, und er schuf sich, gerade aus dieser Sensation des Unterganges, seine bittere Lust."

Durch Bronjas Tod ist Boris aus dem Himmel verdammt, er grollt dem Himmel, der ihm ja auch nicht verziehen hat, und genießt masochistisch die Qual dieses Rückfalles. Nun sieht es in der Darstellung des Selbstmordes wirklich so aus, wie wenn sich der kleine Boris nur, um die Achtung seiner Kameraden zu erringen, der lebensvernichtenden Tapferkeitsprobe unterwerfen würde: „Und trotz aller Herzensnot bewahrte er, in der Tiefe seiner Verdamm-

nis, einen solchen Drang nach Hingabe, einen solchen Schmerz über das geringschätzige Benehmen seiner Kameraden, daß er sich jeder, wenn auch noch so absurden Gefahr ausgesetzt hätte, nur um ein bißchen Achtung von ihnen zu erringen." Das ausschlaggebende Motiv zum Selbstmord ist aber sicher im Rückfall zur Onanie zu sehen, wenn auch sein Verhältnis zu den Kameraden und die narzißtische Kränkung über die Verachtung, mit der sie ihn behandeln, ihn diesen Rückfall viel härter empfinden läßt.

Boris glaubte ja durch seine magischen Praktiken den Tod des Vaters verschuldet zu haben. Eine Wiederholung dieser Magie bedeutet also eine Wiederholung der Tat, die er jetzt in der Einstellung der passiv-femininen Hingabe an den Vater, die aus seiner Mutteridentifizierung resultierte, doppelt todeswürdig empfinden mußte. Als die Kameraden an Boris herantreten und ihm die Forderungen der „Starken Brüderschaft" mitteilen: „Der starke Mann hängt nicht am Leben", da fühlte „Boris einen brausenden Taumel in seinem Kopfe. Aber er zwang sich zur Kaltblütigkeit". Er ahnt also schon, daß er den Beweis der Tapferkeit wird liefern müssen. Und als das Los entscheiden soll, wer den Beweis der Tapferkeit erbringen soll, da „argwöhnte Boris, daß Betrug im Spiele sei; aber er sagte kein Wort. Warum hätte er auch protestieren sollen? Er wußte, daß er verloren sei. Er rührte keinen Finger zu seiner Rettung. Ja, selbst wenn das Los einen der drei andern bezeichnet hätte, so würde er sich erboten haben, an dessen Stelle zu treten, so groß war seine Verzweiflung". Boris fühlt also schon von vornherein, daß er dem Selbstmord verfallen ist, und man darf wohl annehmen, daß er aus dem ungeheuren Schuldgefühl und aus Angst vor den Folgen seines durch die Onanie erneuten Verbrechens in die Selbstzerstörung flüchtete, um sich dasselbe anzutun, was er dem Vater zum zweitenmal zugefügt hatte. Daß er es also vorzog, die einzig adäquate Bestrafung an sich selbst zu vollziehen, statt verlassen von seiner Mutterimago, deren bloße Existenz ihm Verzeihung seiner Schuld bedeutete, allein, verachtet wegen seiner Mädchenhaftigkeit in angstvoller Qual und Reue zu leben.

Form und nähere Begleitumstände des Selbstmordes hängen auch mit der Femininität des kleinen Boris eng zusammen, denn wenn



phot. M. Schmiegelski, Berlin

André Gide

Aus der deutschen André-Gide-Gesamtausgabe
der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart)



er auch selbst von vornherein fest davon überzeugt ist, daß er sterben muß, so läßt er sich aus seiner Einstellung heraus doch von andern sozusagen zum Selbstmord zwingen.

Nun wissen wir, daß „das Ich nur unter ganz bestimmten Bedingungen seiner Selbstzerstörung zustimmen könne, das heißt das Ich kann nur dann sich selbst töten, wenn es sich selbst wie ein Objekt behandelt, wenn es die Feindseligkeit gegen sich richten darf, die einem Objekt gilt, und die die ursprüngliche Reaktion des Ichs gegen Objekte der Außenwelt vertritt" (Freud, Trauer und Melancholie, Ges. Schr. Bd. V.). Beim kleinen Boris ist von irgend einer Haßregung, die dann im Selbstmord gegen ihn selbst rückgewendet würde, gar nichts zu bemerken. Aber die zuerst im Verhalten gegen Bronja gezeigte Ambivalenz läßt den Schluß zu, daß Boris auch einmal von starken gegensätzlichen Empfindungen, also von Haß und Liebe, beherrscht war. Daß er auch starke Todeswünsche gegen den Vater hatte, geht daraus hervor, daß er sich selbst wegen seiner Praktiken am Tode des Vaters die Schuld gibt. Man kann daher annehmen, daß der Rückfall in die Onanie zuerst wieder die Todeswünsche belebt und er dann einerseits die Mordimpulse aus Angst gegen sich selbst wendet, anderseits sich selbst mit dem Gegenstand seiner Todeswünsche identifiziert, also gleichsam den Vater durch seinen Selbstmord noch einmal tötet. Dabei spielen auch sicherlich unbewußte Haßtendenzen des kleinen Boris gegen seine Kameraden mit, die er eben aus seiner passiv-femininen Einstellung heraus gegen sich selbst kehrt. Der Selbstmord ist auch in gewissem Sinn ein Racheakt an den Kameraden, die ihm so übel mitgespielt haben.

Man darf also das wesentlichste Motiv für den Selbstmord des kleinen Boris in dem durch den Rückfall zur Onanie und dessen Bedeutung als neuerlicher Vatertötung ungeheuer verstärkten Schuldgefühl, in der Angst, den Selbstbestrafungstendenzen und den, wenn auch unbewußt gegen sich selbst gewendeten Todeswünschen sehen; besondere Bedeutung kommt dabei dem Tod der kleinen Bronja zu, deren Verlust Boris das einzige Liebesobjekt raubt.Die Identifizierung mit Bronja ist wiederum die Ursache für den völligen Mangel an Realitätsanpassung des kleinen Boris, für seine Unfähigkeit mit gleichaltrigen Kameraden in normale Beziehung zu treten,

wodurch wieder der unter ganz besonderen Umständen erfolgende Selbstmord gefördert wird.

Aus dem bei der Analyse des Selbstmordes des kleinen Boris gewonnenen Material geht die Beantwortung der eingangs gestellten Frage von selbst hervor, ob nämlich ein deutlich unter dem Einfluß der Psychoanalyse stehendes Kunstwerk noch irgend etwas zu einem Problem der Psychoanalyse beitragen könne. Wenn auch die hier aufgedeckten Motive dieses Kinderselbstmordes zur Psychologie des Selbstmordes nichts Neues beitragen können, so sind sie doch im Kunstwerk selbst nur angedeutet und ohne Zuhilfenahme des Instrumentes der Analyse nicht aufzuzeigen und bringen immerhin eine Bestätigung bereits bekannter Ergebnisse.

Wenn man gewöhnt ist, immer nach dem „Warum" zu fragen, drängt sich bei der Lektüre dieses Kunstwerkes noch eine Frage auf, deren Beantwortung besonders reizvoll erscheint. Woher kommt die starke und intensive Wirkung, die von der Person des kleinen Selbstmörders ausgeht? Warum erweckt er gerade so besondere Anteilnahme?

Wir wissen ja, daß in solchen Fällen, abgesehen von der rein ästhetischen Lustwirkung unsere Anteilnahme am Kunstwerk darauf zurückzuführen ist, daß uns die Identifizierung mit dem Helden ganz besonders leicht fällt, daß wir also durch diese Identifizierung mit dem Helden offenbar instand gesetzt werden, besonders lustvolle „Phantasien nunmehr ohne jeden Vorwurf und ohne Schämen zu genießen" (Freud, Der Dichter und das Phantasieren, Ges. Schr. Bd. X). Es ist ja klar, daß die Erlebnisse des kleinen Boris, sein innerer Kampf wegen seiner „Praktiken", seine Angst und sein Schuldgefühl, sein Verhältnis zur kleinen Bronja bei jedem von uns ein Stückchen verdrängter Kindheitsphantasien und -wünsche zum Wiedererleben bringen müssen, und daß gerade die Identifizierung mit dem kindlichen Helden so besonders lustvoll ist, weil wir uns eben als Erwachsene die Befriedigung infantiler Phantasien in der Identifizierung mit einem Kind viel eher gestatten können. Und wenn sich der kleine Held im Selbstmord zu wahrhaft tragischer Größe erhebt, so wird unser warmes Mitempfinden und Mitleiden sicherlich auch nur ein Ausdruck der Befriedigung über die Realisierung so vieler verborgener Phantasien und Wünsche sein.

Der Selbstmord des Knaben Boris

von

André Gide

Bruchstücke aus dem Roman „Die Falschmünzer" (übersetzt von Ferdinand Hardekopf). Mit freundlicher Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sophroniska hat mit mir wieder über Boris gesprochen, den sie zu einem völligen Geständnis gebracht zu haben meint. Das arme Kind hat in seinem Innern nicht mehr den kleinsten Winkel, wo es sich vor den Blicken der Doktorin verstecken könnte; es ist nun aus dem letzten Zufluchtsort verdrängt worden. Sophroniska hat das gesamte Räderwerk seines geistigen Organismus auseinandergenommen und im hellsten Lichte ausgebreitet, wie ein Uhrmacher die einzelnen Teile des Uhrwerks, das er reinigen will, auf seinem Arbeitstisch ausbreitet. Wenn der Knabe, nach so viel forschender Bemühung, nicht „richtig schlägt", so wäre es allerdings mit Sophroniskas Latein zu Ende... Sie hat mir folgendes erzählt:

Als Boris etwa neun Jahre alt war, kam er aufs Gymnasium in Warschau. Dort schloß er sich besonders an einen Mitschüler aus derselben Klasse an, einen gewissen Baptistin Kraft, der ein oder zwei Jahre älter war, als er selbst. Dieser Baptistin weihte ihn in geheime Praktiken ein, in „magische" Künste, wie die Knaben es nannten. Als „Magie" empfanden die naiv verzauberten Kinder ihr Laster, weil sie gehört oder gelesen hatten, die Magie erlaube, auf geheimnisvolle Weise in den Besitz dessen zu gelangen, was man begehre, sie verleihe unbegrenzte Fähigkeiten usw. Sie glaubten wirklich ein Geheimnis entdeckt zu haben, das über ein reales Fernsein durch imaginäre Gegenwart hinwegtröstete; sie schwelgten in Selbsttäuschung und berauschten sich an einem Vacuum, das einer überreizten, lustgenährten Phantasie tausend märchenhafte Visionen bot. — Natürlich hat Sophroniska sich dieser Ausdrücke nicht bedient; ich hätte gewünscht, daß sie mir die Äußerungen des Knaben wörtlich berichtet hätte, aber sie behauptet, daß sie das Mitgeteilte (für dessen unbedingte Richtigkeit sie jedoch einstehen könne) erst aus einem Knäuel von Ver-

heimlichung, Verstellung und Verwischung habe herauswinden müssen.

„Ich habe damit endlich die langgesuchte Erklärung gefunden", fügte sie hinzu, „für die Bedeutung des Stückes Pergament, das Boris (neben heiligen Medaillen, die seine Mutter ihm umgehängt hat) in einem seidenen Täschchen stets auf der Brust trug, und auf das, mit sorgfältiger Kinderhand, folgende Worte, nach deren Sinn ich ihn vergebens fragte, geschrieben waren:

GAS—TELEPHON—HUNDERTTAUSEND RUBEL.

‚Das bedeutet gar nichts; das ist Magie', antwortete er jedesmal, wenn ich ihn drängte. Mehr konnte ich aus ihm nicht herausbringen. Jetzt weiß ich, daß diese rätselhafte Inschrift von der Hand jenes Baptistin Kraft, Großmeisters und Professors der Magie, herrührt, und daß die, scheinbar sinnlosen Worte für die Knaben gleichsam eine Beschwörungsformel darstellten, das ‚Sesam öffne dich' des schändlichen Paradieses, in das die Lust sie entführte. Boris nannte dies Stück Pergament: seinen *Talisman*. Nur mit größter Mühe habe ich ihn bewegen können, es mir zu zeigen; und noch größerer Überredung hat es bedurft, bis er es von sich abtat (das war zu Beginn unseres hiesigen Aufenthaltes). Denn ich wollte, daß er es ablegte, gleichwie er sich — das weiß ich jetzt auch — schon früher von seinen schlechten Gewohnheiten befreit hatte. Ich hegte die Hoffnung, daß mit diesem „Talisman" auch die Ticks und Manien, an denen er leidet, verschwinden würden. Doch er krampfte sich daran fest, und auch die Krankheit hielt sich daran geklammert, wie an eine letzte Zuflucht."

„Sie sagten aber doch, er habe sich von seinen Gewohnheiten befreit..."

„Das nervöse Leiden hat erst in der Folge eingesetzt. Höchstwahrscheinlich ist es entstanden aus dem Zwange, den Boris auf sich selbst hat ausüben müssen, um frei zu werden. Ich habe von ihm erfahren, daß seine Mutter ihn eines Tages bei der ‚Magie' überrascht hat. Warum hat sie nie mit mir darüber gesprochen?... Aus Scham?..."

„Offenbar auch, weil sie wußte, daß er es nicht mehr tat."

„Jedenfalls war es sehr töricht von ihr... Und deshalb habe ich so lange im Dunkeln tappen müssen! Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich Boris für durchaus rein hielt."

„Sie haben mir sogar gesagt, gerade das sei Ihnen unbequem."

„Sie sehen, ob ich recht hatte!... Die Mutter hätte mir einen Wink geben müssen. Boris wäre schon gesund, wenn ich von Anfang an hätte klar sehen können."

„Sie sagten, dieser krankhafte Zustand habe erst in der Folge eingesetzt..."

„Ich sagte, er sei gewissermaßen aus Protest entstanden. Ich denke es mir so, daß die Mutter den Knaben wahrscheinlich gescholten, ermahnt, angefleht hat. In diese Zeit fiel der Tod des Vaters. Boris redete sich ein, seine geheimen Gewohnheiten, die man ihm als so lasterhaft hinstellte, hätten ihre Strafe empfangen; er hielt sich für schuldig am Tode seines Vaters; er hielt sich für einen Verbrecher, einen Verdammten. Er bekam Angst. Und da hat, einem gehetzten Tiere gleich, sein schwacher Organismus diese Unzahl kleiner Ausflüchte erfunden, in denen sein innerer Schmerz sich läuterte, und die ebenso viele Geständnisse sind."

„Wenn ich Sie recht verstehe, meinen Sie, es wäre für Boris weniger schädlich gewesen, wenn er sich der Ausübung seiner ‚Magie' ruhig weiter hingegeben hätte?"

„Ich meine, es wäre, um ihn davon zu heilen, nicht nötig gewesen, ihn zu ängstigen. Die Änderung der Lebensweise, die der Tod seines Vaters mit sich bringen mußte, hätte zweifellos genügt, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, und die Abreise von Warschau entzog ihn ja auch dem Einfluß jenes gefährlichen Freundes. Durch Schrecken erreicht man nichts Gutes. Als ich sah, wie die Sache stand, habe ich ihm, auf Vergangenes zurückgreifend, gesagt, es sei wenig ehrenvoll, daß man den Besitz eingebildeter Dinge dem der wahren Güter vorziehe, welche sich nur als Belohnung einer Mühe einstellten. Ich habe sein Laster durchaus nicht übertrieben schwarz gemalt, sondern es ihm einfach als eine Form der Faulheit dargestellt; und ich glaube in der Tat, daß es eine solche ist: die raffinierteste und perfideste Form der Faulheit..."

*

Sophroniska beteuert, der kleine Boris sei nunmehr geheilt. Diese Kur wird sie in ihrer Methode wohl noch bestärken. Dennoch fürchte ich, daß sie der Wirklichkeit etwas vorauseilt. Natürlich will ich ihr nicht widersprechen. Ich erkenne an, daß die Ticks, die unsicheren Gesten des Zurücknehmens, des Bereuens, das verstockte Abbrechen mitten im Satz so ziemlich verschwunden sind. Aber es kommt mir vor, als habe die Krankheit (wie, um dem forschenden Blicke des Arztes auszuweichen) sich einfach in tiefere Regionen des Seins zurückgezogen, und als sei nunmehr die Seele selbst angegriffen. Ebenso, wie der Masturbation die nervösen Erscheinungen gefolgt waren, so räumen diese jetzt irgendeiner unsichtbaren Entrücktheit das Feld. Allerdings ist Sophroniska selbst beunruhigt darüber, daß Boris, unter Bronjas Einfluß, einer Art von kindlichem Mystizismus verfallen zu sein scheint. Sophroniska ist zu intelligent, um nicht einzusehen, daß die neue ‚Seligkeit des Herzens', der Boris sich jetzt ergeben hat, alles in allem nicht sehr verschieden ist von der, die er früher künstlich hervorrief, und daß die neue Verzauberung, mag auch der Organismus weniger gefährdet sein, ihn darum nicht minder ablenkt von jeglichem Willen zur Realisierung. Doch wenn ich mit ihr darüber spreche, so erklärt sie, Naturen wie Boris und Bronja könnten eine gewisse chimärische Nahrung nicht entbehren, und nähme man sie ihnen weg, so würde Bronja in Hoffnungslosigkeit versinken, und Boris einem niedrigen Materialismus anheimfallen. Übrigens meint Sophroniska, sie habe nicht das Recht, die religiöse Zuversicht der Kinder zu erschüttern; obwohl sie ihren Glauben für trügerisch hält, will sie doch eine Verfeinerung der Instinkte in ihm sehen, eine sittliche Erhebung, einen Aufschwung, einen Schutz, und was weiß ich noch!... Sophroniska glaubt, ohne an die Dogmen der Kirche zu glauben, an die Wirksamkeit des Gläubigseins.. Mit Bewegung spricht sie von der Frömmigkeit der beiden Kinder, die zusammen die Offenbarung Johannis lesen und in gemeinsame Ekstase geraten und mit den Engeln reden und ihre Seelen in himmlische Gewandung kleiden. Wie alle Frauen, ist sie voll von Widersprüchen. Aber darin hatte sie recht: ich bin sicherlich kein Mystiker ... und ebensowenig ein Anhänger der Faulheit. Ich rechne stark auf die

Atmosphäre der Pension Azaïs und der großen Stadt, um aus Boris ein arbeitsames Kind zu machen und ihn endlich von seinem Trieb zum Imaginären zu befreien. Dort liegt für ihn die Rettung! Sophroniska scheint sich allmählich mit dem Gedanken zu befreunden, mir den Knaben anzuvertrauen. Aber sie wird ihn gewiß selbst nach Paris begleiten, um seiner Aufnahme in die Pension beizuwohnen und auf Grund dessen die Mutter beruhigen zu können, auf deren Einwilligung sie mit Bestimmtheit zählt.

* * *

„Ich kann Boris nicht ausstehen", sagte Ghéridanisol zu Strouvilhou. „Warum bestehst du eigentlich darauf, daß ich ihn in Ruhe lassen soll? Ihm selbst scheint gar nicht soviel daran gelegen zu sein, in Ruhe gelassen zu werden!... Dieses Muttersöhnchen schleicht andauernd um mich herum . . . Neulich mußten wir alle über ihn lachen, weil er sich unter dem Begriff ‚Schnepfen' wirklich Mitglieder der Ornithologie vorstellte. Georges hatte sich, zum Spaß, dieses Ausdrucks ihm gegenüber bedient. Und als Boris merkte, daß wir uns über ihn lustig machten, da wäre er beinahe in Heulen ausgebrochen, wie eine hysterische Jungfrau!"

Darauf bestürmte Ghéridanisol seinen Vetter mit Fragen. Schließlich lieferte ihm dieser den „Talisman" des kleinen Boris aus, mitsamt der Anweisung, wie man sich seiner zu bedienen hätte.

Einige Tage später fand Boris, beim Eintreten in den Arbeitssaal, auf seinem Platze jenes Stück Pergament, an das er sich kaum noch erinnerte. Er hatte es aus seinem Gedächtnis verbannt, ebensowie alles andere, was sich auf die „Magie" seiner ersten Gymnasialjahre bezog, auf diese bedenkliche „Magie", deren er sich jetzt schämte. Er erkannte seinen alten Talisman zunächst gar nicht wieder, denn Ghéridanisol hatte die Zauberformel:

GAS — TELEPHON — HUNDERTTAUSEND RUBEL

mit einer breiten, rot und schwarzen Umrahmung versehen, auf deren Ecken und Linien allerlei frivole, leidlich gut gezeichnete Miniatur-Teufelchen umherkletterten. Diese Vignetten verliehen

dem Pergament ein phantastisches Aussehen, etwas „Infernalisches", dachte Ghéridanisol, einen giftigen Reiz, der auf den kleinen Boris sicherlich wirken werde . . .

Vielleicht sollte diese ganze Machination kaum mehr sein, als ein, etwas gewagtes Spiel. Aber dieses Spiel gelang über alle Erwartung gut. Boris (der sich im Arbeitssaal allein befand) ward brennend rot, blickte verwirrt nach links und rechts und sah Ghéridanisol nicht, der ihn, hinter der Tür verborgen, beobachtete. Boris konnte keinerlei Verdacht auf ihn haben, konnte sich überhaupt nicht im Geringsten erklären, wie der Talisman hierhergekommen war: diese böse Reliquie schien vom Himmel gefallen, oder vielmehr aus der Hölle wiederaufgestiegen zu sein . . . Nun hätte Boris, bei seiner Intelligenz, zweifellos die innere Fähigkeit gehabt, derartige Pensionats-Conspirationen mit einem spöttischen Achselzucken von sich zu weisen: hier aber tauchte eine gefährlichbannende Vergangenheit mit allen ihren Phantasien wieder vor ihm auf . . . Boris nahm den Talisman und ließ ihn in seine wollene Matrosenbluse gleiten. Während des ganzen übrigen Tages blieb er von der Erinnerung an jene „magischen" Praktiken wie besessen. Bis zum späten Abend kämpfte er gegen eine satanische Versuchung. Dann, in seinem Zimmer, unterlag er, da er nirgends einen Halt mehr fand in seinem verzweifelten Kampfe.

Ihm war zu Mute, als müsse er nun ins Verderben gehen, als versinke er in einen Abgrund, unendlich fern von den Regionen der Engel. Aber es war ihm eigentlich nur erwünscht, so betäubt ins Ungewisse zu fallen, und er schuf sich, gerade aus dieser Sensation des Unterganges, seine bittere Lust.

Und trotz aller Herzensnot bewahrte er, in der Tiefe seiner Verdammnis, einen solchen Drang nach Hingabe, einen solchen Schmerz über das geringschätzige Benehmen seiner Kameraden, daß er sich jeder, wenn auch noch so absurden Gefahr ausgesetzt hätte, nur um ein bischen Achtung von ihnen zu erringen.

Die Gelegenheit dazu sollte sich bald bieten.

Nachdem sie auf den spannenden Nervenkitzel hatten verzichten müssen, falsches Geld unter die Leute zu bringen, blieben Ghéridanisol, Georges und Phiphi doch nicht lange müßig. Einige kleine Streiche, die sie in den ersten Tagen vollführten, mochten in ihren

Augen als Zwischenspiele gelten. Dann erdachte sich Ghéridanisols Einbildungskraft etwas Reizvolleres.

Die *„Brüderschaft der Starken Männer"* hatte zunächst als alleinigen Daseinszweck das Vergnügen, das es zu bereiten schien, den kleinen Boris nicht in sie aufzunehmen. Bald aber verfiel Ghéridanisol auf die Idee, es müsse im Gegenteil eigentlich interessanter sein, Boris doch zum Mitgliede zu machen. Damit bekäme man ein ausgezeichnetes Mittel in die Hand, ihn zur Übernahme gewisser Verpflichtungen zu bewegen, auf Grund deren man ihn dann, im weiteren Verlauf der Sache, zu irgend einem ungeheuerlichen Akt treiben könnte. Dieser Perspektive wohnte etwas Fascinierendes inne; und, wie es häufig bei fragwürdigen Unternehmungen geht, so dachte Ghéridanisol weit weniger an die Sache selbst, als an die Mittel zu ihrem Gelingen. Eine solche Differenzierung mag unwesentlich erscheinen; dennoch bietet sie einen Fingerzeig zur Deutung so manchen Verbrechens. Übrigens war Ghéradinisol ein böser Mensch; aber er empfand das Bedürfnis, seine Bosheit, wenigstens in Phiphis Augen, zu verbergen. Phiphi hatte nichts Grausames in seinem Wesen: er blieb bis zum letzten Moment überzeugt, daß es sich bei der ganzen Sache nur um ein Spiel handle.

Jede Brüderschaft braucht einen Wahlspruch. Ghéridanisol, in dessen Kopf sich ein Plan abzuzeichnen begann, schlug vor: „Der starke Mann hängt nicht am Leben". Dieser Wahlspruch wurde angenommen (und dem Cicero zugeschrieben). Als Erkennungszeichen schlug Georges eine Tätowierung am rechten Arme vor. Aber Phiphi, der sich vor dem Schmerze fürchtete, machte den Einwand, gute Tätowierer gebe es nur in den Hafenstädten. Und Ghéridanisol gab zu bedenken, eine Tätowierung lasse unverwischbare Spuren zurück, die einen späterhin in allerlei Verlegenheiten bringen könnten. Schließlich war ein Erkennungszeichen ja auch nicht unbedingt notwendig; die Verschworenen konnten sich mit einer feierlichen Verpflichtungsformel begnügen.

Als es sich um die Machenschaften mit dem falschen Geld gehandelt hatte, war von „Unterpfändern" die Rede gewesen, und im Hinblick darauf hatte Georges die Briefe seines Vaters ausgeliefert. Aber dann hatte man nicht weiter an ein solches Erfordernis ge-

dacht: glücklicherweise zeigen Kinder in solchen Dingen ja wenig Consequenz. Und bei der neuen Brüderschaft sah man in der Hauptsache von allen Statuten ab, sowohl was die „Aufnahmebedingungen", wie die „zur Aufnahme erforderlichen Eigenschaften" betraf. Wozu auch, da es ja von vornherein ausgemachte Sache war, daß die drei Kameraden „dazugehören" würden, während Boris, wenigstens anfänglich, demonstrativ „nicht dazugehören" sollte! Nur das eine ward dekretiert, daß „derjenige, der im entscheidenden Moment versagte, als Verräter betrachtet und für ewige Zeiten aus der Brüderschaft ausgestoßen werden sollte". Auf diese Bestimmung legte Ghéridanisol, der in bezug auf die Aufnahme von Boris seine eigenen Absichten hatte, besonderen Wert.

Die Verschworenen waren sich bald darüber einig, daß das Spiel ohne Boris langweilig sein und der erhabene Sinn der Brüderschaft unerprobt bleiben werde. Um Boris zu umgarnen, war Georges besser qualifiziert als Ghéridanisol. Dieser hätte vielleicht Mißtrauen erregt. Phiphi aber war nicht durchtrieben genug und suchte jedem Risiko auszuweichen.

Und das scheint mir an dieser grauenvollen Geschichte das Ungeheuerlichste zu sein: die Freundschaftskomödie, die Georges nunmehr aufzuführen begann. Er tat so, als habe er plötzlich eine heftige Neigung zu Boris gefaßt (während man bisher hätte glauben können, er habe ihn überhaupt nicht bemerkt). Fast möchte ich vermuten, daß er selbst von seinem Spiel ergriffen wurde, daß die Gefühle, die er heuchelte, beinahe aufrichtig wurden, ja, daß sie es vielleicht wirklich geworden waren von dem Augenblick an, wo Boris sie erwiderte . . . Mit allen Anzeichen zärtlichen Interesses machte Georges sich an Boris heran; nach Ghéridanisols Rezepten sprach er auf ihn ein . . . Und wie berauscht von dem süßen Gift, ließ Boris, der solange gelechzt hatte nach etwas Freundschaft und Achtung, sich gewinnen.

Dann arbeitete Ghéridanisol die Einzelheiten seines Planes aus, von denen er Phiphi und Georges Mitteilung machte. Es handelte sich darum, eine „Probe" zu ersinnen, welcher dasjenige von den Mitgliedern unterworfen werden sollte, das durchs Loos dazu bestimmt werden würde. Um Phiphi von vornherein zu beruhigen,

gab Ghéridanisol zu verstehen, es werde alles so eingerichtet werden, daß das Loos mit absoluter Bestimmtheit auf Boris fallen müsse. Die „Probe“ sollte ihm Gelegenheit bieten, seinen Mut zu beweisen.

Worin diese Probe eigentlich bestehen sollte, darüber machte Ghéridanisol vorläufig noch keine Andeutungen. Er sah wohl voraus, daß Phiphi seiner Idee einen gewißen Widerstand entgegensetzen würde.

„Nee, da mache ich nicht mit!“ erklärte Phiphi in der Tat, als, etwas später, Ghéridanisol durchblicken ließ, bei dieser Gelegenheit könne man recht gut die Pistole des „Père Lapère“ einmal in Aktion treten lassen.

„Was für ein Dummkopf du bist! Es ist doch alles nur zum Scherz!“ rief, bereits völlig gewonnen, der kleine Georges.

„Wenn dir an der Rolle des Spielverderbers soviel gelegen ist“, fügte Ghéri hinzu, „so brauchst dus nur zu sagen! Wir kommen auch ohne dich aus!“

Ghéridanisol wußte, daß solche Argumente ihren Eindruck auf Phiphi niemals verfehlten. Und da er das Blatt mit der Verpflichtungsformel vorbereitet hatte, unter die jedes Mitglied der Brüderschaft seinen Namen setzen sollte:

„Nur müßtest dus dann gleich sagen! Denn wenn du einmal unterzeichnet hast, so ists zu spät!“

„Na, sei man nicht böse!“ sagte Phiphi. „Gieb das Blatt her.“ — Und er unterschrieb.

„Soweit es auf mich ankommt, liebes Kind: ich wollte es ja gern!“ sagte Georges und schlang seinen Arm zärtlich um den Nacken des kleinen Boris; „aber Ghéridanisol will dich nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil er kein Vertrauen zu dir hat. Er sagt, du würdest Angst kriegen.“

„Was weiß er davon?“

„Er sagt, du würdest bei der ersten Gelegenheit Reißaus nehmen.“

„Das wird man sehen!“

„Also du hättest wirklich den Mut, dich dem Loos zu unterwerfen?“

„Wenn dus immer noch nicht glaubst! . . .“

„Und du weißt auch, wozu man sich verpflichtet?"

Boris wußte nicht. Aber er wollte wissen. Da erklärte es ihm der andere. „Der starke Mann hängt nicht am Leben." Das mußte bewiesen werden.

Boris fühlte einen brausenden Taumel in seinem Kopfe. Aber er zwang sich zur Kaltblütigkeit:

„Ist es wahr, daß ihr unterschrieben habt?"

„Da, sieh her!" Und Georges reichte ihm das Blatt, auf dem Boris die drei Namen lesen konnte.

„Aber ...?" begann er ängstlich.

„Aber was?" unterbrach ihn Georges so brutal, daß Boris nicht fortzufahren wagte. Was er hatte fragen wollen, das war Georges ganz klar: ob diese Unterschriften wirklich ernsthaft gemeint seien, und ob man sicher sein könne, daß auch die andern sich der Bestimmung des Looses, falls es auf sie fiele, nicht entziehen würden.

„Ach, nichts! ..." sagte Boris. Aber in diesem Augenblick begann er, an den drei Verschworenen zu zweifeln. Er begann zu vermuten, daß sie kein ehrliches Spiel mit ihm trieben, und daß sie sich selbst außerhalb aller Gefahr zu halten beabsichtigten. — „Doch was kommt schließlich darauf an?" dachte er gleich darauf; „was ist daran gelegen, ob sie es aufrichtig meinen oder nicht? Ich werde ihnen beweisen, daß ich mehr Mut habe, als sie!" Und Georges fest in die Augen blickend, erklärte er:

„Sag Ghéri, daß man auf mich zählen kann."

„Also du unterschreibst?"

Oh, war das noch nötig, da man doch sein Wort hatte? Er sagte schlicht:

„Wenn du willst." Und, unterhalb der Namenszüge der drei *Starken Männer*, schrieb er, in großen, sorgfältig hingemalten Buchstaben, seinen eigenen Namen auf das verhängnisvolle Blatt.

Georges brachte es triumphierend den beiden andern. Sie räumten ein, daß Boris sich tapfer benommen habe. Darauf wurde Beratung abgehalten.

Selbstverständlich würde man die Pistole nicht laden. Man hatte ja auch gar keine Patronen. Eine gewisse Befürchtung, der Phiphi sich nicht entschlagen konnte, rührte daher, daß er hatte sagen hören, manchmal genüge eine allzu heftige Gemütsbewegung, um

den Tod eines Menschen zu verursachen. Sein Vater, erzählte er, habe wiederholt von einer Hinrichtung gesprochen, die nur den Schein der Wirklichkeit hätte haben sollen, bei der aber ... Doch Georges war mit der Antwort prompt bei der Hand:

„Dein Vater ist aus dem Süden, wo man gern fabuliert!"

Nein, Ghéridanisol würde die Pistole nicht laden. Es war nicht mehr nötig. Die Patrone, die La Pérouse eines Tages hineingetan hatte: La Pérouse hatte sie nicht wieder herausgenommen. Dies hatte Ghéridanisol constatiert, aber er hütete sich, den andern davon Mitteilung zu machen.

Man tat die Namen in einen Hut. Vier kleine Zettel von gleichem Aussehen und gleichmäßiger Faltung. Ghéridanisol, dem das „Ziehen" oblag, hatte nicht versäumt, den Namen „Boris" noch auf einen fünften Zettel zu schreiben, den er heimlich in der Hand behielt; und, wie durch Zufall, wurde der Name „Boris" denn auch gezogen. Boris argwöhnte, daß Betrug im Spiele sei; aber er sagte kein Wort. Warum hätte er auch protestieren sollen? Er wußte, daß er verloren sei. Er rührte keinen Finger zu seiner Rettung; ja, selbst wenn das Loos einen der drei andern bezeichnet hätte, so würde er sich erboten haben, an dessen Stelle zu treten, so groß war seine Verzweiflung.

„Armer Kerl, du hast kein Glück!" glaubte Georges sagen zu müssen. Aber seine Stimme klang so falsch, daß Boris ihn nur traurig ansah.

„Das war ja vorauszusehen", sagte er.

Hierauf kam man überein, eine Regieprobe zu veranstalten. Doch da Gefahr bestand, daß man dabei überrascht würde, so ward beschlossen, auf die Mitwirkung der Pistole noch zu verzichten. Erst im letzten Moment, kurz vor der „richtigen" Aufführung, wollte man sie aus ihrem Kasten holen. Man mußte alles vermeiden, was Verdacht erwecken konnte.

Für heute begnügte man sich also damit, Zeit und Ort der Handlung festzusetzen. Der Ort wurde durch einen Kreis markiert, den man mit Kreide auf den Fußboden zog. Es war jene Nische in einer Ecke des Arbeitssaals, welche, zur Rechten des Katheders, durch eine außer Gebrauch gesetzte Tür gebildet wurde, die früher in den Hausflur geführt hatte. Und als Zeit des Geschehens wählte

man die regelmäßige Nachmittags-Arbeitsstunde des morgigen Tages. Vor den Augen aller Schüler sollte die Scene sich abspielen: der Bande würde mal Respekt eingeflößt werden!

Im Saale befanden sich, während man probierte, nur die Teilnehmer der Verschwörung selbst. Aber im Ganzen hatte diese Probe eigentlich nicht viel Sinn. Höchstens, daß man feststellte, daß es von der Bank, auf der Boris saß, bis zum Kreidekreis genau zwölf Schritte waren.

„Wenn du Courage hast, machst du keinen Schritt über das Dutzend hinaus!" sagte Georges.

„Ich werde keine Angst haben", antwortete Boris, den dieser beharrliche Zweifel irritierte. Immerhin begann die Haltung dieses Kindes auf die andern doch Eindruck zu machen. Phiphi wagte sogar zu fragen, ob man es jetzt nicht genug sein lassen wolle des grausamen Spiels. Aber Ghéridanisol zeigte sich entschlossen, die Komödie bis ans Ende zu treiben.

„Also auf morgen!" sagte er mit einem seltsamen Lächeln, das nur einen Mundwinkel bewegte.

„Wie wärs, wenn wir ihn umarmten!" rief Phiphi plötzlich begeistert aus. Er dachte wohl an gewisse Ceremonien der Ritterzeit; und mit linkischem Ungestüm schloß er Boris in seine Arme. Dieser spürte zwei dickende, schmatzende Küsse auf seinen Wangen und konnte die Tränen kaum zurückhalten. Aber weder Georges noch Ghéri folgten Phiphis Beispiel. Georges fand dessen Benehmen nicht besonders würdig. Und Ghéri: der scherte sich den Teufel um romantische Sentimentalitäten!...

*

Am Nachmittag des folgenden Tages hatte das Glockenzeichen die Zöglinge der Pension, wie gewöhnlich, im Arbeitssaal versammelt.

Auf einer und derselben Bank saßen Boris, Ghéridanisol, Georges und Philippe. Ghéridanisol nahm seine Uhr aus der Tasche und legte sie zwischen sich und Boris. Sie zeigte 5 Uhr 35 Minuten. Die Arbeitszeit hatte um 5 Uhr begonnen und sollte um 6 zu Ende sein. Um 5 Uhr 55, so war ausgemacht worden, sollte Boris zur Tat schreiten, kurz vor dem Auseinandergehen der Schüler; das war die beste Zeit; man konnte sich dann gleich hinterher bequem

aus dem Staube machen. Eben sagte Ghéridanisol zu Boris, mit halb-lauter Stimme, und ohne ihn anzusehen (was seinen Worten noch mehr düstere Bedeutsamkeit geben sollte):

„Du hast nur noch eine Viertelstunde vor dir!"

Boris dachte an einen Roman, den er kürzlich gelesen hatte. Da war ein Auftritt gewesen, worin Straßenräuber eine Frau, die sie ermorden wollten, aufgefordert hatten, ihr letztes Gebet zu sprechen: das sollte ihr das Unentrinnbare ihrer Lage zum Bewußtsein bringen. Und wie ein Reisender angesichts eines Grenzübergangs seine Papiere zusammenrafft, so suchte Boris in seinem Hirn und Herzen krampfhaft nach einem Gebet. Er fand keins. Aber er war so erschöpft und zugleich so überreizt, daß ihm das keinen übermäßigen Kummer machte. Er vermochte an nichts zu denken. Die Pistole lastete in seiner Tasche: er brauchte sie nicht mit der Hand anzufassen, um sie zu fühlen.

„Noch zehn Minuten!"

Georges, zur Linken von Ghéridanisol, folgte der Entwicklung mit verkniffenem Seitwärtsschielen, tat aber so, als sähe er nichts. Er schien eifrig zu arbeiten. Noch nie war eine Arbeitsstunde so ruhig verlaufen, wie diese. La Pérouse erkannte seine Quälgeister gar nicht wieder und wagte zum ersten Mal, aufzuatmen. Dagegen befand Phiphi sich in ängstlicher Sorge: Ghéridanisols Benehmen machte ihm Angst; er fürchtete, daß dieses Spiel schlimm enden könne; es war ihm beklommen zu Mute, und unversehens stieß er einen Seufzer aus. Dann faßte er einen Entschluß: er riß aus dem Geschichtsheft, das vor ihm lag (und dessen Jahreszahlen ihm wirr vor den Augen tanzten), ein halbes Blatt heraus, auf das er die Worte kritzelte: „Weißt du auch bestimmt, daß die Pistole nicht geladen ist?" Dieses Blatt gab er Georges, der es an Ghéri weiterreichte. Dieser las es flüchtig, zuckte mit den Achseln und, ohne Phiphi auch nur eines Blickes zu würdigen, knetete er das Papier zu einem Kügelchen zusammen, das er mit geschickter Handbewegung gerade bis zu der Stelle schnippsen ließ, wo die Kreide den fatalen Kreis gezogen hatte. Darauf lächelte er, vor Stolz, so gut gezielt zu haben. Dieses Lächeln der Genugtuung blieb bis zum Ende der Scene wie festgebannt um seinen Mund haften.

„Noch fünf Minuten."

Diese Worte wurden fast laut gesprochen. Sogar Phiphi konnte sie hören. Dieser war der ängstlichen Spannung nicht mehr gewachsen, und, obwohl die Arbeitsstunde sehr bald zu Ende sein mußte, hob er, ein dringendes Bedürfnis simulierend oder vielleicht auch wirklich empfindend, eine Hand hoch und erzeugte mit den Fingern jenes schnalzende Geräusch, durch das die Schüler allerorten die Aufmerksamkeit ihrer Lehrer auf sich zu lenken wissen. Dann verließ er die Bank, ohne die Ermächtigung von La Pérouse abzuwarten. Um zur Tür zu gelangen, mußte er am Katheder vorbei, wo der Alte thronte. Phiphi geriet ins Laufen und wäre beinahe hingefallen.

Fast unmittelbar, nachdem Philippe sich aus dem Arbeitssaal entfernt hatte, erhob sich Boris. Der kleine Passavant, der hinter ihm saß und angestrengt arbeitete, blickte auf. Später erzählte er seiner alten Séraphine, Boris sei „entsetzlich blaß" gewesen; aber derlei sagt man in solchen Fällen ja immer. Er sah übrigens kaum eine Sekunde nach Boris hin und vertiefte sich dann gleich wieder in seine Arbeit. In der Folge machte er sich deswegen die heftigsten Vorwürfe: hätte er irgendwie ahnen können, was sich da abspielen sollte, so würde er es sicherlich zu verhindern gewußt haben, äußerte er späterhin, unter Tränen. Aber er ahnte nichts.

Boris ging langsamen Schrittes bis zu der bezeichneten Stelle. Mit den Augen ins Leere starrend, setzte er einen Fuß vor den andern: wie ein Automat, oder wie ein Nachtwandler. Seine rechte Hand hatte die Pistole gefaßt, hielt sie aber noch in der Jackentasche verborgen; erst im letzten Moment zog er sie hervor. Der verhängnisvolle Ort befand sich, wie erwähnt, vor jener unbenutzten Tür, durch welche, rechts vom Katheder, eine zurückspringende Nische gebildet wurde, derart, daß der aufsichtführende Lehrer nur, wenn er sich von seinem Katheder vorbeugte, in diese Nische hineinsehen konnte.

La Pérouse beugte sich vor. Und zunächst begriff er nicht, was sein Enkel da vorhaben mochte, obwohl die seltsame Feierlichkeit seiner Bewegungen etwas Beunruhigendes hatte. Mit lauter Stimme, der er einen gebieterischen Klang zu geben suchte, rief er:

„Monsieur Boris, ich fordere Sie auf, unverzüglich Ihren Platz wiedereinzu . . ."

Da, mit einem Mal, erkannte er die Pistole. Eben hatte Boris sie bis an seine Stirn erhoben. La Pérouse begriff ... und empfand einen Kälteschauer, als ob ihm alles Blut in den Adern gerönne. Er wollte aufspringen; er wollte zu Boris hinlaufen, ihm die Pistole aus der Hand reißen, schreien ... Eine Art heiseren Röchelns drang aus seinem Munde; er blieb wie gebannt sitzen, erstarrend im Fieberfrost.

Der Schuß ging los. Nicht augenblicklich fiel Boris hin: eine kurze Weile hielt sich der Körper noch, wie festgehakt in der Türnische. Dann riß der Kopf, der auf die Schulter gesunken war, die ganze Gestalt zu Boden. Das Kind brach in sich zusammen.

»Kinder können furchtbar schweigen . . .«

Episoden aus der Kindheit eines Proletariermädchens

Im Doppelheft Februar-März 1929 der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (das als Sonderheft auch einzeln erhältlich ist) veröffentlicht Dr. S. Ferenczi (Budapest) die „Aufzeichnungen einer neunzehnjährigen Selbstmörderin über ihre ersten zehn Lebensjahre". Es handelte sich um eine besonders schöne, intellektuell hochentwickelte Bureauangestellte, die — offenbar aus neurotischen Gründen — von Selbstmordabsichten erfüllt war und von Ferenczi einer psychoanalytischen Behandlung unterzogen werden sollte. Bevor jedoch die Analyse überhaupt beginnen konnte, beging der Schwager der Unglücklichen, der in ihrem Unbewußten offenbar eine Rolle spielte, Selbstmord und einige Tage später erschoß sich auch die Patientin mit demselben Revolver, der das Leben des angeblich nur gehaßten Schwagers ausgelöscht hatte. Vorher hatte sie Dr. Ferenczi ihre Aufzeichnungen über ihre ersten zehn Lebensjahre zur Verfügung gestellt. Sie sind nicht nur psychologisch von Interesse, sondern gewähren auch in sozialer Hinsicht Einblick in die Verhältnisse einer düsteren Proletarierkindheit. Aus den erschütternden Aufzeichnungen (die Dr. Michael Josef Eisler aus dem Ungarischen übersetzt hat und die Dr. Ferenczi mit einem „Vorbericht" und mit „Schlußbemerkungen" versehen hat) geben wir hier einige Bruchstücke wieder:

Der Mann mit dem Koffer

Zuweilen, wenn er schulfrei war, spielte mein achtjähriger Bruder mit mir. Das war ein mit allen Salben geschmierter Junge. Er konnte sich jedem anpassen und es gab keine Situation,

aus der er nicht einen Vorteil für sich herauszuschlagen wußte. Alle Welt liebte ihn und für mich war er die höchste Autorität. Ich gehorchte ihm blind in allem und war glücklich, wenn er mich seiner Aufmerksamkeit würdigte.

Eines Tages lungerten wir vor dem Obertor herum, gerade als ein Mann vorüberging, der das Aussehen eines Handwerkers hatte. Er schleppte auf seinem krummen Rücken einen Handkoffer, wie ihn die Soldaten besitzen. Er rief meinen Bruder beiseite und flüsterte ihm etwas zu. Hierauf ging mein Bruder auf einen Kastanienbaum los, scharrte dort das trockene Laub zusammen, machte ein weiches Lager bereit und forderte mich zum Niederlegen auf. Ich gehorchte ohne nach dem Grund zu fragen. Der Mann kniete sich vor mich hin, hob meine Kleider in die Höhe und befahl mir, mit beiden Händen mein . . . . auseinanderzuziehen. Ich blickte meinen Bruder an, der mich ermunterte, alles zu tun, wie befohlen wurde. Ich war folgsam, worauf sich der Mann ganz über mich legte und ich spürte, daß etwas Feuchtes auf mich rann. Jemand kam, da sprang der Mann auf. Mein Bruder zog mich hinter einen Baum. Nachher, als niemand mehr da war, verlangte der Mann neuerlich, daß ich mich hinlege. Ich empfand ein unaussprechliches Grausen, doch in meiner Angst tat ich's. Da floß es wie ein Bach an mir herunter, so daß alle meine Kleider durchnäßt wurden. Ich fing an zu weinen, was Mutter dazu sagen würde. Auch mein Bruder war bestürzt, er hielt mir den Mund zu und beruhigte mich auf solche Weise. Der Mann gab ihm sodann Geld, das er auf einem Steine sitzend nachzählte. Wie ich mich erinnere, waren es 66 Heller, aber es schien mir ungeheuerlich viel, denn seine Hand war voll davon; waren es doch lauter Kupferkreuzer.

Mein Bruder sprach mir Trost zu, nicht zu weinen; es würde nichts passieren, auch die Mutter brauche von der Sache nichts zu wissen.

Ich werde dieses Weinen niemals vergessen. Seither habe ich nur ein einziges Mal ein Kind so weinen gehört; damals hat es mein Herz schier zerrissen, denn mir fiel mein eigenes Elend ein. Es gibt nichts herzzerreißenderes auf der Welt, als w e n n e i n K i n d o h n e H o f f n u n g w e i n t. Mein damaliges Weinen war

solcherart gewesen. Kaum war ich imstande, mich zum Garten zu schleppen. Da die Sonne schön warm schien, entkleidete mich mein Bruder bis auf's Hemd, daß ich mich trockne.

Bald darauf kam die Mutter hinzu und wunderte sich über unser Treiben. Mein Bruder sprach allerlei wirres Zeug zusammen, am Ende gab er das Geld her und sagte, er hätte es auf der Gasse von einem Mann bekommen. Mutter war darüber erfreut und ging der Sache nicht weiter nach. Ich aber fühlte immerwährend die Flüssigkeit auf meinem Körper, wie sehr ich mich auch reinwischte. Ich wurde vom Entsetzen gepackt, daß ich niemals trocken sein werde.

Dieses furchtbare Erlebnis konnte ich nie, auch auf kurze Momente nicht vergessen. Es begleitet meine Kinderjahre wie ein dunkler Fluch. Ich erinnere mich, daß mein Bruder nachher ähnliches mit mir treiben wollte, wozu er mich auch zweimal verleitete.

Oh, hätte meine Mutter nur einen Augenblick lang geahnt, was ihrem zarten kleinen Kinde widerfahren war, sie wäre darüber entsetzt gewesen; aber die Arme war zu Tode geplagt und stolz, daß sie uns vor dem Hunger bewahren konnte. Kinder können furchtbar schweigen, und ich zählte zu ihnen. Zu ewigem Schweigen erzogen und mit diesem entsetzlichen Geheimnis belastet, entwickelte sich eine so staunenswerte Verschwiegenheit in mir, daß ich mich dessen heute noch wundere.

Der Weg ins Wirtshaus

Häufig wurde ich ins Wirtshaus geschickt, Vater zu holen, und das war die größte Qual für mich. Die Männer, die dort saßen, waren ohne Ausnahme verkommen; vollgetrunken, fluchten sie mit heiserer Stimme, schlugen um sich und johlten.

Diese Wege ins Wirtshaus werde ich niemals vergessen. Ich ging langsam, um das gefürchtete Ziel je später zu erreichen; mir selbst schien es eine Ewigkeit zu dauern und dabei sprach ich mir fortwährend Mut zu, damit ich meine Angst verringere. In meinem großen Leid begann ich zu beten. Ich sagte das Abendgebet, das

Tischgebet her, alles, was mir durch den Kopf ging. So gelangte ich vor's Wirtshaus. Am meisten hatte ich doch nur vor dem Vater Furcht, wiewohl er mir nie was antat. Aber er schrie mich jedesmal an und schlug bei meinem Anblick auf den Tisch, so daß das Blut in mir stockte. „Wie unterstehst du dich, deinen Vater zu stören, du verfluchte Kanaille“, und er hob eine Flasche gegen mich. Ich zitterte an allen Gliedern, daß er sie auf mich schleudern würde, aber um nichts auf der Welt hätte ich geweint, denn es war uns nicht erlaubt, vor dem Vater zu weinen. Unter großer Anstrengung, damit meine Stimme nicht versage, erklärte ich, daß Mutter mich geschickt habe.

„Sie wird sich schon eine Weile gedulden. Übrigens sage ihr, daß ich unterwegs bin. Jetzt aber hinaus mit dir!“ Ich flog wie ein Pfeil davon, wiewohl mir Mutter aufgetragen hatte, mich nicht abschütteln zu lassen und ihm solange zuzureden, bis er kommen werde.

Meine arme Mutter wußte es nur zu gut, was es bedeutete, daß Vater unterwegs sei. Bis Abend sahen wir nichts von ihm. Bei solcher Gelegenheit erhob sie verzweifelnd die Hände: „Oh, du mein Gott, erlöse mich!“ Gerne hätte ich sie damit getröstet, daß Vater diesmal doch kommen würde, denn ich hätte ihn noch ganz nüchtern gefunden, aber ich sah, daß alle meine Mühe umsonst war und ich konnte mir nicht vorstellen, warum das Leben so furchtbar sei.

Ein besonderes Leid wurde es für mich, wenn wir zur Faschingszeit alle zusammen in Vaters Kneipe gingen. Der Anblick der Leute war mir schon ein Graus, noch mehr, zu sehen, wie sie sich vergnügten. Die meisten waren natürlich betrunken, Vater allen voran, sie johlten und tanzten und ich empfand es geradezu als Heiligenschändung, daß meine sanfte, gute Mutter mit ihnen tanzen mußte.

Einmal hielt ich es nicht länger aus und verlangte den Wohnungsschlüssel von meiner Mutter, die Vaters wegen sich nicht getraute, mit mir zu kommen. Ich schlich allein nach Hause und setzte mich im Dunkeln müde und abgehetzt nieder. Ich dachte ans Sterben. Es war mir am Leben nichts gelegen, so wenig lockten mich Leid und Freud dieser Welt. Ich weinte sehr lange,

bis alle meine Tränen versiegt waren. Darauf zündete ich die Lampe an und schaute in den Spiegel, aus dem mich ein erschreckend verzweifeltes Antlitz anblickte. Ich hielt es für unmöglich, mit einem solchen Gesicht leben zu können. Indem ich zur Erde sank, betete ich laut: „Mein Gott, warum muß ich denn leben!" In solchen Stunden habe ich das Ziellose und Bittere eines ganzen Lebens durchlitten; Gefühle, die nur ein Kind haben kann, das im zartesten Alter gleich mir den gräßlichsten Einflüssen ausgesetzt ist.

Meine Eltern kamen viel später heim und erfuhren mein unendliches Elend nie.

Der hilfreiche Bauer

Jetzt mußte ich öfter auf Befehl der Mutter Einkäufe in der Stadt machen. In den Geschäftsläden lachte man, wenn ich mich mit einem großen Korbe einstellte, denn ich hatte Sachen für eine ganze Woche nach Hause zu schleppen.

Einmal kaufte Mutter etwa 8 bis 10 Kilogramm Gemüse, das sie für den Winter wegzulegen gedachte, zugleich hatte sie zwei große Brote zu tragen, die sie bei einem bekannten Krämer ließ, um sie nachträglich zu holen. Doch gab es immer eine unaufschiebbare Arbeit und sie kam nicht dazu, in die Stadt zu laufen. Da hatte ich den Einfall, es selber zu tun. Mutter war zunächst dagegen, aber schließlich konnte ich gehen. Sie nannte mich voll Zärtlichkeit ihr gutes Lieschen, das ihr helfen wolle, und fragte wohl an die zehnmal, ob ich die Brote in der Tat bringen könne. Darauf trug sie mir genau auf, daß ich unterwegs achtsam sei und oft ausruhe, ich dürfe sogar den Sack ein wenig nachziehen, falls ich müde werde.

So begab ich mich denn auf den Weg. Die ganze Zeit war ich freudig bewegt, daß ich doch zu etwas tauge, da ich meiner Mutter diesen großen Dienst erweisen konnte.

Im Laden verwunderte man sich sehr, daß ich den Sack fortschaffen wolle, aber ich versicherte auch dort auf das lebhafteste, es tun zu können; größere Lasten seien mir auch nicht fremd. Die

Krämerin betrachtete mich mit großem Mitleid und gab mir für meine Opferwilligkeit Bonbons um einen Kreuzer.

Unter großer Anstrengung nahm ich den Sack auf meine Schultern und entfernte mich mit festen Schritten. Mein kecker Mut hielt aber nicht lange an, denn der Sack lastete furchtbar schwer auf mir. Immer öfter mußte ich ihn absetzen und am Ende sah ich die quälende Last mit wahrem Haß an. Verzweifelnd dachte ich daran, daß ich bis Abend nicht heimgelangen werde. Was wird mit mir geschehen, was wird mit mir geschehen, und Tränen rollten über mein Gesicht. Manche der Vorübergehenden fragten, was mir fehlte, aber aus meiner Anstrengung errieten sie es bald. Als einer sagte: „Welch grausame Mutter, die ihr Kind so quält!" flossen meine Tränen noch reichlicher. Geholfen hat mir keiner. Ich stellte mich mitten im Wege auf und als eine Kutsche vorüberfuhr, schwang ich mich hinten hinauf und zog den Sack auf der Erde nach. Ein gutes Stück fuhr ich so mit. Zu meinem Unglück bemerkte mich aber der Kutscher und holte mit der Peitsche nach mir aus. Ich war fast einer Ohnmacht nahe, als ich den schneidenden Schmerz empfand. Meine Stirne war vom Peitschenhieb aufgerissen und schwoll zu einem dicken Streifen an. Das Blut floß daraus. Am Wegrand stand der gekreuzigte Christus, dorthin setzte ich mich mit dem Sack und verfiel in eine vollkommene Teilnahmslosigkeit. Jetzt mochte was immer kommen, mir war's gleich.

Bald darauf kam eine Fuhre heran und der Bauer, der oben saß, fragte mich, ob ich aufsitzen wolle. Als ich nur mit dem Kopf nickte, stieg er herunter, nahm meinen Sack auf und ich stieg zu ihm auf den Kutschbock.

Ich fühlte die Schmerzen nicht mehr und freute mich, daß ich endlich nichts mehr zu schleppen hatte. Voll Behagen machte ich es mir auf dem Sitze bequem.

Die Pferde trabten gleichmäßig schön dahin. Der Bauer forschte mich nach meinen Familienverhältnissen aus und ich antwortete ihm zumeist mit einem kurzen Ja und Nein. Ich war so mißtrauisch geworden und hielt jeden Großen für so teilnahmslos, daß ich nicht einmal die Geschichte mit dem Kutscher erzählte.

Wir fuhren schon am Friedhof vorbei und die Dunkelheit begann, als der Bauer zu mir sagte: „Willst du mir dein rotes kleines ... nicht zeigen?"

Wie ein Pfeil flog ich auf, warf den Sack mit einem Ruck herab auf die Erde und sprang selbst nach. Zum Glück passierte mir nichts. Der Bauer lachte roh dazu, schlug zwischen die Pferde und rollte davon.

Ich nahm alle meine Kräfte zusammen und als ich zu Hause ankam, war Vater ausnahmsweise schon daheim. Ich nahm einige Bissen zu mir und legte mich wortlos nieder, da wir vor Vater nie zu sprechen pflegten.

Jüdische Freundinnen

Meine liebste Freundin war Joli Bittmann. Sie war ein kleines Mädchen aus guter Familie, aber ein wenig verkrüppelt. Sie konnte nur kleine Schritte machen und auf dem Heimweg ließen sie alle Kinder weit hinter sich. Ich stellte mir vor, wie sehr sie das schmerzte, und gesellte mich oft zu ihr. Einmal erzählte sie mir, sie sei Jüdin und ich war verwundert, daß sie es so ganz ungeniert sagte, denn ich selbst hielt die Sache aus mir unbekannten Gründen für sehr beschämend. Ich dachte bisher, daß „Jude" eine Art Gemeinheit sei, wie es Hochwürden lehrte, und daß die Juden nicht selig werden, nur die Angehörigen der römisch-katholischen Kirche.

Mein Herz tat mir weh um diese kleine Joli, die so gut und wahrscheinlich ohne ihre Schuld Jüdin war. Ich erzählte ihr von Jesus, über den sie nichts wußte. Auch sie fand alles sehr schön, nur daß Jesus ein Gott war, wollte sie mir nicht glauben. Ich bat sie, nicht daran zu zweifeln, da ihr sonst die Verdammnis drohe, wogegen sie behauptete, daß ich eine Sünde begehe, wenn ich glaube, daß es außer dem einen guten Gott noch einen anderen Gott gäbe. Sie und ihre Eltern wären gute Menschen, die Gott nicht verdammen werde. Ich sah dies ein und hätte es nicht für gerecht befunden, daß dieser Fall eintreten könne.

Bei meinen Freundinnen fand ich einen tiefen Judenhaß und sie warfen mir die Freundschaft mit einer Jüdin vor.

Meine zweite Freundin war die Tochter des Wächters im jüdischen Friedhof, die den übrigen als Jüdin galt. Die Lore leugnete das vor mir, aber ich begriff es nie ganz klar und um nichts auf der Welt hätte ich Brot von ihr angenommen. Trotzdem konnte ich mit ihr nicht brechen. Jeder verachtete sie, die Lehrerin verwies sie in die letzte Bank, was sie, weiß Gott, gar nicht behelligte. Sie war sehr lustig und mutwillig und verstand sich auch in der letzten Bank zu vergnügen. Oft kam sie blau und grün geschlagen oder mit blutigem Kopf zur Schule. Die kleinen Mädchen höhnten sie, zu Hause Schläge bekommen zu haben, aber sie blieb trotzdem lustiger Dinge und erzählte dann mir allein, welch eine schlechte Mutter sie habe. Ich dachte an mein gutes, sanftes Mütterchen und sah, daß sie noch unglücklicher war als ich. Dies begründete wahrscheinlich meine Neigung für sie.

Sie hatte immer viel zu erzählen, ihr Mund stand nie still und immer wußte sie Geheimnisse. Sie war in die Familienereignisse der Lehrerin, des Direktors eingeweiht und ich konnte mich nicht genug wundern, woher sie dies alles hatte. Ich mußte ihr meist unter Eid ein ewiges Schweigen geloben, worauf sie mit erregenden Neuigkeiten kam.

Einmal brachte sie nach langen Umschweifen vor, sie hätte mir noch etwas zu sagen, doch befürchte sie, ich würde ihr die Freundschaft kündigen, sie Schwein nennen usf. Ich versicherte sie des Gegenteils, da erzählte sie mir, was ihre Eltern in der Holzkammer gemacht hätten und seufzend fügte sie hinzu: „Jetzt kommt wieder ein Balg, den ich wiegen kann, so ist's bei uns". Ich wurde starr, als ich diesen Zusammenhang hörte und zweifelte daran, aber sie machte mich klein: „Red' kein dummes Zeug, das weiß ich schon besser, übrigens kannst du ja andere auch fragen." Sie kam später darauf noch mehrmals zurück, um mich zu überzeugen, aber ich wollte ihren Gedankengang nicht verstehen und insgeheim stellte ich mir die Sache ganz anders vor.

Auch die anderen Mädchen taten sehr geheimnisvoll, da sie fürchteten, man könnte sie verklagen. Als ich einmal aus der Schule blieb, erzählte mir Lori tags darauf, was passiert war. Sie gingen alle zusammen auf der Gasse, da kamen die Buben zu

ihnen, nahmen mit Gewalt ihren Arm und erzählten Schweinereien. Die Mädchen verteidigten sich, worauf die Buben schrien: „Auch ihr sagt Schweinereien und das wird morgen angezeigt."

Die Luft war mit lauter solchen Dingen voll und die Lori hatte einen dämonischen Einfluß auf mich. Wir kannten ein 4jähriges Mädchen und Lori sagte, was würde sein, wenn wir ihr gemeine Worte sagten. Wir besprachen die Sache und trafen uns noch am selben Tage mit dem kleinen Mädchen. Sie schaute uns verwundert an und versuchte fortwährend von anderen Dingen zu reden. Uns machte diese Verstellung erbost, weil wir nicht denken konnten, daß man so was nicht begreife.

Nachher bekam ich Gewissensbisse, ich empfand Abscheu vor mir. Mich wunderte, daß ich mich dazu hergeben konnte und ich betete zu Gott, er möge mich von Lori befreien, denn ich wollte um jeden Preis gut bleiben.

Eine Krone Trinkgeld

Es wurde Herbst und die Herrschaften zogen in die Stadt. Das Zeitungsaustragen nahm auch ein Ende und mein Bruder zählte schon im vorhinein auf das Trinkgeld, welches er zu erhalten dachte. Wenn seine Rechnung stimme und er auch mein Trinkgeld dazunehme, so reichte es hin für einen schönen Anzug.

An diesem Tag gingen wir natürlich spät, um den Herrschaften zu begegnen.

Um ganz sicher zu sein, schrie mir mein Bruder nach, ich möge nur ganz frei verlangen, wenn man mir nichts gäbe, denn es käme uns von Rechts wegen zu. Ich erschrak vor dieser Möglichkeit, aber darauf ermutigte ich mich, es würde dazu nicht kommen und so reiche Leute würden sicherlich etwas geben. Trotzdem stellte ich mich im ersten Haus sehr beklommen ein und verlangte das Zeitungsgeld. Der Herr zählte für die Zeitung sechs Kronen auf meine Hand und fügte dann noch eine hinzu. Ich jubelte, daß alles so glatt ging und das zweitemal hatte ich keine Furcht mehr.

Dort empfing mich die Gnädige. Ich küßte ihre Hand, um sie

geneigter zu stimmen und verlangte das Geld, doch las ich kein Wohlwollen aus ihrem Gesicht. Sie musterte mich von oben bis unten und fragte, ob jedesmal ich die Zeitung gebracht habe. Ich bejahte, worauf sie zurückgab, man sei überhaupt nicht zufrieden gewesen, da die Zeitung immer zu spät gebracht worden sei. Mein Gott, das war ihnen zu spät, wo ich im Halbschlaf hergetrabt war, zu einer Zeit, da sie gewiß noch gut schlief. Ich schnitt eine haßerfüllte Grimasse, als sie sich umwandte, und dachte mir, sie sage dies nur, um nichts geben zu müssen, ich werde jedoch verlangen. Sie zahlte mir sechs Kronen und tat, als ob sie mich abgefertigt hätte.

Ich zauderte ein wenig und fragte, ob mir so viel zukäme? Da herrschte sie mich unfreundlich an: „Wissen Sie denn nicht, wieviel Sie zu bekommen haben?" Ich fühlte, daß ich bis zu den Ohren rot wurde, und schlich beschämt wie ein geschlagener Hund davon. Kaum vermochte ich das Weinen zurückzuhalten, das mir die Kehle zuschnürte, aber vor ihr wagte ich es nicht, erst als ich zum Tore hinaus war, brach es hervor. Mein Gott, wie werden mich mein Bruder und meine Mutter schelten! Ich haßte mich wegen meiner Feigheit, setzte mich auf einen Stein und hielt es für unmöglich, so nach Hause zu gehen. Es waren furchtbare Minuten, die ich durchlebte, zehnmal vielleicht stand ich auf, um zurückzugehen, aber ich schämte mich so sehr, ein Trinkgeld zu verlangen, daß ich trotz meines Elends darauf verzichtete. Mich befiel die Hoffnung, ich könne eine Krone finden und begann zu suchen, doch es war vergebens. Da kam ich auf eine Idee:

Ich werde die eine Krone verstecken, dann zurückgehen und ihr sagen, sie hätte mir zu wenig gegeben. Ich steckte also das Geld in mein Hemd und ging auf das Tor zu, aber es brannte mich derart und ich empfand das Sündhafte meines ganzen Tuns, daß ich meine Absicht nicht durchführen konnte.

Nein, das Geld darf nicht bei mir bleiben, dann werde ich viel mutiger sein, dachte ich, und so verfiel ich darauf, das Geld zu vergraben, bis ich zurückkam. So tat ich, aber daß ich nicht von der furchtbaren Aufregung krank wurde, ehe ich vor die Gnädige kam, das wundert mich noch jetzt.

Ich sah schon von weitem ihre antipathische Gestalt. Sie saß in einem Gartenstuhl bei der Handarbeit und blickte mich voll Mißtrauen an. Als sie meine Angaben angehört hatte, stand sie indigniert auf: „Das ist ja unglaublich! Sie haben es doch selbst nachgezählt!" Es war in der Tat so und ich fühlte mich dem Tode nahe. Ich stand vor Scham wie vernichtet, meine Tränen rannen und sagte nur, ich wisse nicht, wie es kam, aber mir fehlt eine Krone. Ärgerlich ging sie ins Haus, brachte das Geld und rief mir nach: „Jetzt aber kommen Sie mir ja nicht mehr zurück!"

Den ganzen Weg fühlte ich mich wegen meiner Sünde tief unglücklich und am liebsten wäre ich in den Graben gesprungen, um meinem Elend ein Ende zu bereiten.

Mein Bruder erzählte uns lebhaft, wie es ihm ergangen war, an manchen Plätzen hätte er ungeniert verlangt, wie denn nicht, hätte er es ihnen schenken sollen, aber man gab ihm auch zwei-drei Kronen ohne ein Wort.

Ich erzählte von meinem Abenteuer kein Sterbenswörtchen und übergab die zwei Kronen. Mein Bruder neckte mich, man könne mich nicht zum Reden bringen, wahrscheinlich hätte ich dort blöde gestanden, deshalb gab man mir so wenig. Erbost antwortete ich ihm, er möge mich in Ruhe lassen. Auch Mutter hielt seine Partei, ich lasse kein Wort mit mir reden, es sei schon schrecklich, worauf ich weit davon rannte bis ans Ende des Obstgartens, wo ich unter einem Baum weinend zusammenbrach. Ich umarmte meinen Baum und wiederholte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Ich sah das Qualvolle des Lebens und verzweifelt suchte ich zu begreifen, warum mir dies alles widerfuhr. Warum war ich nur so unmöglich, so verdammt, bisher habe ich noch niemanden gefunden, der unglücklicher war als ich. Ich allein habe keine glückliche Minute gehabt und mußte leiden, wenn nicht für mich, so für einen anderen. Es schien mir unmöglich, so weiter zu leben und ich bat Gott, mir ein Zeichen zu geben, was ich zu tun habe, um seinen Schlägen auszuweichen, aber alles war vergebens, Gott blieb mir gegenüber unerbittlich.

Bei Bankdirektors

Im Frühjahr bezog die Familie des Bankdirektors Braun die Villa. Sie hatten ein vierjähriges Mäderl.

Herr Braun sagte zu ihr: „Siehst du, da ist ein schönes kleines Mädchen, sie wird deine Spielkameradin sein.“ Sie war ein ungemein lebhaftes Mädchen und ich war von der in Aussicht gestellten Freundschaft gar nicht entzückt.

Bald machte ich die Entdeckung, daß Gretel viele Märchenbücher besaß, die ich noch nicht gelesen hatte und denen zuliebe ich sie oft oben besuchte. Sowie man mich ein wenig aus den Augen ließ, nahm ich ein Buch zur Hand und las die herrlichen Feengeschichten. Aber das kleine Mädchen liebte es nicht, daß ich las. Gleich lief sie zur Mutter mit der Klage, ich käme zu ihr der Bücher zuliebe, nicht um mit ihr zu spielen. Ihre Mama ließ mir keine Ruhe und mit leidender Stimme gab sie mir zu verstehen, daß ich Gretel sich nicht langweilen lassen und ihr keinen Kummer bereiten möge. Was wußte Gretel von Kummer! Ich stand widerwillig auf und spielte jene sinnlosen Komödien zu Ende, die sie ein Spiel nannte und die ihren Kummer verscheuchten.

Wir spielten Papa-Mama, wozu nach ihren Begriffen sogleich Köchin, Stubenmädchen und Kinderfrau gehörten, die ich alle darstellen mußte. Im Sinne dieser Rollen hatte ich ihr, der Mama, allerlei Antworten zu geben.

Ich begriff nicht, welche Antworten eine Köchin oder ein Stubenmädchen zu geben hat, weshalb sie mir sie vorsagte. So wurde das Spiel noch langweiliger. Dann zerrten wir die Puppe hin und her, die war das Kind, dem wir alles gute lehren, es mit der Kinderfrau spazieren schicken und vor den Gästen artig antworten lassen mußten. Mir wurde es jedesmal leicht ums Herz, wenn diese Dummheiten ein Ende nahmen.

Ich liebte es niemals, mit der Puppe zu spielen; mir war jedes solche Spiel geziert und als ganz kleines Kind besaß ich auch keine Puppe, nur die, die ich mir selbst aus einem Kochlöffel und Fetzen gemacht hatte.

Um diese Zeit bekam ich von der Tante Marie eine wirkliche kostbare Puppe geschenkt. Ich freute mich ein wenig, endlich

auch eine zu haben, aber später langweilte sie mich und ich schenkte sie einer Schulfreundin weiter. Mein ganzes Verlangen war nach einem Reifen oder Ball gerichtet, die einen Sinn hatten und mit denen man spielen konnte.

Gretels Mutter fuhr im Sommer weg und legte mir sehr ans Herz, ich möge recht viel mit dem kleinen Mädchen spielen und sie sich ja nicht langweilen lassen. Sie würde mir nach ihrer Heimkehr einen Silbergulden schenken, wenn ich es tun wolle. Mutter sagte sie es ebenfalls und diese erinnerte mich stets an den Gulden, wenn ich mal nicht hinaufging.

Jetzt, wo Gretels Mutter fort war, wagte ich eher zu lesen. Ich versank ganz in den Herrlichkeiten und blieb halbe Tage lang oben. Mutter freute sich über meinen Eifer.

Wie sehr schämte ich mich aber vor meiner Mutter, als ich nur eine Krone bekam und mir gesagt wurde, dies sei darum, weil die Kleine über mich geklagt hätte, es wäre langweilig mit mir gewesen. Ich las aus Mutters Augen den Vorwurf, daß ich nicht einmal zum Spielen tauge.

Sexualpädagogik und Psychoanalyse

von

Heinrich Meng

Wir geben hier den Vortrag wieder, den Dr. Heinrich Meng (Frankfurt a. M.) im Juli 1928 auf dem II. Kongress der Weltliga für Sexualreform gehalten. (Wir verweisen hier auf den ausführlichen Bericht über diesen Kongress im Januarheft 1929 der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik".) Die Kongressvorträge (mitsamt den anschließenden Diskussionsäußerungen) sind jetzt auch in Buchform gesammelt erschienen, im Verlag Levin & Munksgaard, Kopenhagen, mit dessen Genehmigung wir den Vortrag Mengs hier wiedergeben.

Jedes Kind bedarf der Führung, ja es verlangt dieselbe. In bezug auf die Sexualität dachte man aber bis vor kurzem, daß das Kind erst in den Jahren der Pubertät einer Führung bedarf. Neu ist daher für viele diese Seite der Erkenntnis, daß gerade die Er-

ziehung in ganz frühen Jahren die Freude und Arbeitsfähigkeit des Erwachsenen entscheidend beeinflußt. Die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Sexualpädagogik wird damit gerechtfertigt. Berthold, Brown-Séquard, Claude Bernard, Sigm. Freud, Havelock Ellis,. Magnus Hirschfeld, E. Steinach haben den Beweis erbracht, wie zentral Sexus und Eros den Charakteraufbau beeinflussen. Denken wir beispielsweise an den von Tandler-Gross beschriebenen Eunuchoidentyp durch Hodenunterentwicklung oder an die mangelhafte Fixierung am Genitale bei schizoider Konstitution oder an die Anästhesie bei der psychosexuell infantilen Frau, bei der eine einheitliche Reifung im Triebleben und in der Persönlichkeit mißlang oder an einzelne andere mangelhafte Zusammenfassungen der Partialtriebe. Von solchen Extremen müssen sich viele Übergänge zum Normalen finden lassen. Es wird eine unserer Aufgaben sein, gesetzmäßige Zusammenhänge in der normalen und nichtnormalen Entwicklung zu erfassen und darauf eine Prophylaxe anzubahnen, die das gesamte, wenn auch noch unvollständige tiefenpsychologische und biologische Wissen benützt.

Mit der Erkenntnis der biologischen Konstitution des endokrinen Apparats als Fundament aller somatischen und seelischen Entwicklungen ist doch nur eine Teilansicht von dem gegeben, was im realen Leben entscheidend wirkt.

Andernteils lieferten Freud und seine Schule Beweise dafür, daß das Milieu die Auswahl unter den phylogenetisch erworbenen Reaktionsformen auf Triebspannung und Trauma entscheidet. Freud und Jung haben schon sehr früh erkannt, daß bestimmte Individuen so eigenartig konstitutionell beschaffen sind, daß sie eine besondere „Neigung" haben, Traumen zu erleben. Die Psychoanalyse ist deshalb bemüht, eine sexuelle Pädagogik anzubahnen, die den gesamten konditionalen Tatsachen des einzelnen begegnet und den Einflüssen des Milieus.

Wir sehen aber vor allem deshalb in Freud den Schöpfer einer biologisch fundierten sexuellen Pädagogik, weil er einen neuen Weg fand, zum Instinktiven des Menschen vorzudringen. In seinen klassischen Arbeiten „Drei Abhandlungen

zur Sexualtheorie" und „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose" hat Freud sich schon eine Aufgabe gestellt, die noch niemals vorher in Angriff genommen wurde, die Beschreibung frühester Phasen und tiefster Phasen und tiefster Schichten des menschlichen Seelenlebens. Es wäre auch unmöglich, eine Prophylaxe zu treiben, wenn die Gesetze der Entwicklung des Menschen noch so ungeklärt wären, wie vor 1900, also vor Freud. Im Grunde läuft doch jede Sexualpädagogik darauf hinaus, soweit als möglich Perversitäten einerseits, Neurosen des Kindes und des Erwachsenen anderseits zu vermeiden, die Degeneration und die Atavismen in beiden und in ihren wichtigsten Formen, zum Beispiel Kriminalität, Dissozialität, zu erkennen. Sie sind ja die Hauptfeinde des kulturellen und sozialen Friedens und die Störenfriede beim Ausreifen der Persönlichkeit. Alle Heilerziehung hat die Aufgabe, diese Entwicklungsstörungen zu beseitigen oder sie der Gemeinschaft anzupassen.

Freud vertritt die Anschauung, daß das Kind mitgebrachte „Schemata" in sich trägt und eine „Art von schwer bestimmbarem Wissen", das eben wie eine Vorbereitung zum Verständnis beim Kind mitwirkt und das einem „instinktiven Wissen der Tiere" vergleichbar ist. „Dieses Instinktive wäre der Kern des Unbewußten, eine primitive Geistestätigkeit ..., die vielleicht bei allen die Kraft behielte, höhere seelische Vorgänge zu sich herabzuziehen." Ohne Kenntnis der Verschiedenheit von Bewußt und Unbewußt im Leben des Kindes und des Erwachsenen ist eine sexuelle Pädagogik nicht mehr denkbar. Freud hat gezeigt, daß alle Erlebnisse des Erwachsenen in der Tiefe verbunden sind mit dem durch das ganze Leben fermentativ wirkenden Fühlen, Denken und Erleben des Kindes. Freud konnte in zahlreichen Arbeiten, vor allem in den genannten, zeigen, daß jede Neurose des Erwachsenen sich auf einer infantilen aufbaut.

Es ist selbstverständlich, daß die frühere Frage „Wie sag' ich's meinem Kind?" nicht mehr eine Grundlage der modernen Sexualpädagogik sein kann, ja, sie hat ihre Bedeutung fast ganz verloren, wie heftig sie auch in der Seele der früheren Generation brannte und eine Art Weltschmerz war. Wer es seinem Kinde früher oder später sagt, verhütet keineswegs schon

damit eine Neurose, das heißt, an dem Wissen als solchem ist es nicht gelegen. Bedenken Sie doch stets, daß das Kind jeder Erziehungsmaßnahme, auch der Aufklärung, seine eigenen Wünsche und seine eigene Phantasiewelt entgegenstellt. Sein Unbewußtes nimmt oft gar keine Notiz von den Versuchen der Erwachsenen, ihm Wissen beizubringen. Je kleiner das Kind ist, um so stärker greifen seine Sinne und Triebe in die logische Verarbeitung der inneren und äußeren Erlebnisse ein.

Die sexuelle pädagogische Einstellung muß die Erfahrung ausnützen, daß die sexuellen Lügen des Erwachsenen vorwiegend deshalb das Kind schädigen, weil ihr Inhalt diametral entgegengesetzt ist der vom Kind selbst ausgehenden Sexualforschung, und weil diese Lügen das Vertrauen zum Erwachsenen herabsetzen. Das Kind nimmt sehr früh durch eigene Forscherarbeit seine inneren Probleme, darunter auch sein sexuelles, in Angriff, und es muß vorwiegend Sache der Erzieher sein, aufrichtig und einfühlend die Fragen zu beantworten, die das Kind aus bewußten oder unbewußten Quellen meist nur entstellt und angedeutet ausspricht, so daß sie nur durch Deutung verständlich werden. Die Aussprache wird sachlich, rechtzeitig und persönlich gehalten sein müssen. Voraussetzung wirklicher Liebe ist Vermeiden der Lüge und Heuchelei, deshalb sachliche Aufklärung. Rechtzeitig, weil Freud die Binetsche Beobachtung bestätigt hat, daß die Anlage zur Perversität in jedem vorhanden ist, so daß Sexualpädagogik bereits eine Frage der Wartung von Säugling und Kleinkind ist. Persönlich, weil jeder Mensch neben den kollektiven Engrammen auch eine persönliche Eigenart aufweist. Die „Aufklärung“ versucht das Kind mit seinem zeitlich verschiedenen Wissen in den Phantasien, die Manifestation und zweite Quelle für Perversität und Neurose sind, vor den prägenitalen Stufen auf wenigstens sexuell normale Inhalte abzulenken.

Das Kind legt besonders in der Spielzeit durch Worte und durch Agieren dem Erwachsenen seine Probleme vor, so daß er meist Anhaltspunkte erhält, wann und wie er mit ihm sprechen soll. Um dieses Vorgehen erfahrungsgemäß zu begründen, versuchen Ernst Schneider und ich in der „Zeitschrift

für Psychoanalytische Pädagogik", vor allem in einzelnen Sonderheften zusammen mit Ärzten, Eltern und Erziehern Beobachtungen zu sammeln und daraus Schlüsse zu ziehen. Da das Problem alle Menschen trifft, ist es selbstverständlich, daß wir für eine volkstümliche und allgemeinverständliche Aufklärung zu sorgen haben. Über die Notwendigkeit einer sexuellen Hygiene des Kindes und des Erwachsenen und der dabei waltenden Verantwortlichkeit versuchten Paul Federn und ich zusammen mit einer Gruppe von Mitarbeitern im Werk „Das ärztliche Volksbuch" und im „Psychoanalytischen Volksbuch" weiteste Kreise dafür vorzubereiten. Um Ihnen gerade den biologischen Gesichtspunkt der psychoanalytischen Sexualpädagogik näher zu bringen, sei auf folgendes hingewiesen: Nach Ewald Hering fallen Gedächtnis und Vererbung in einen Begriff zusammen, so daß Kinder Eigenschaften ihrer Vorfahren durch das „Gedächtnis der Materie" übernehmen. Ernst Mach schließt daraus, daß wir durch dieses Wissen verstehen, weshalb zum Beispiel die Amerikaner der Union die englische Sprache beibehielten und auch sonst manche Einrichtung, die typisch englisch ist. Wessely beobachtete, daß die Pflanzen der südlichen Hemisphäre bei uns dann blühen, wenn in ihrer Heimat Frühling ist, daß sie also eine Art „Gedächtnis" haben müssen. Wir müssen auch vom Menschenkind annehmen, daß es ein Wissen mit auf die Welt bringt vom Zeugen und Befruchtetwerden, Gebären und Geborenwerden. Die Psychoanalyse hat bei allen Fällen von spontanem Auftreten infantiler Sexualtheorien aufgedeckt, daß das Menschenkind die in der Mythologie niedergelegte Entwicklung der Sexualtheorien wiederholt, und zwar ganz im Sinne des biogenetischen Grundgesetzes. Biologisch zweckmäßig wird daher eine solche „Aufklärung" sein, bei der eine Klärung erfolgt durch Verständnis der im Kind dumpf aufsteigenden Vorstellungen, Gedanken und Gefühle. Außer der Aufklärung muß eine wirkliche Trieberziehung erfolgen, die nach vernünftigen Gesichtspunkten die Triebbeherrschung anbahnt.

Der Mensch hat schon sehr früh die Fähigkeit, den Gesichtsausdruck anderer Wesen zu „verstehen"; das kleine Kind deutet aus dem Benehmen und dem Ausdruck seiner Mitmenschen deren Gefühle. Ferner ahmt es sehr früh — schon in den ersten Lebens-

monaten — das, was es sieht, nach. Bedenken wir, daß das Kind nur ausnahmsweise im Spiegel sich selbst sieht, seine Bewegungen also nicht nach der wahrgenommenen Gleichheit zu kontrollieren vermag. Die Nachahmung kann daher nur geleistet werden, weil es ein bestimmtes Tun, Fühlen und Können bereits in sich trägt. Deshalb müssen wir einer Annahme von Hans Driesch zustimmen: Der Mensch hat eine angeborene Fähigkeit, auf Reize in bestimmter Form und von bestimmtem Rhythmus mit Handlungen von derselben Form und demselben Rhythmus zu reagieren.

„Sexuelle Aufklärung" ist daher vorwiegend nicht eine Angelegenheit des Wortes, sondern des gesamten Verhaltens der Umwelt. Biologisch gesehen, kann Vermittlung von intellektuellem Wissen sehr unwichtig oder falsch sein, wenn nicht das gesamte Verhalten des Erziehers, seine eigene „sexuelle Aufklärung", die von ihm ausgehenden Reize und die von ihm gezeigten Reaktionen den natürlichen Aufklärungsprozeß im Kinde fördern und erleichtern. Um dem Kind die Realitätsanpassung zu erleichtern, muß vorher auch die Anpassung an seine eigene Geschlechtlichkeit und an die Geschlechtigkeit der Wesen um ihn herum gelingen. Nun hat Freud gelehrt, daß das Verstehen und Nachahmen des Kindes einem Identifizierungsprozeß entspringt mit vorbildlichen und geliebten Personen. Durch Aufrichten von Idealen und Idealpersonen, die der Umwelt entnommen sind, im eigenen Ich wird der wichtige Anstoß zur Charakterbildung gesetzt. Identifizierung und Bindung an Objekte verhüten die Isolierung des Kindes und dadurch das Verweilen im Autoerotismus. Hiedurch wird die Zähmung der Triebe, ihre Beherrschung und Sublimierung erleichtert. Damit ist jeder aufklärenden Erziehung die Aufgabe gegeben, überhaupt sich nicht mit dem Ja oder Nein, mit dem Sprechen oder Nichtsprechen zu begnügen. Der Erzieher muß sich vielmehr leiten lassen von der Einsicht und Einfühlung in die Konflikte der Menschwerdung, er muß sein gesamtes Verhalten als Reiz werten, der das Kind zum Verstehen und Nachahmen anregt, und er muß sich für sein gesamtes Verhalten verantwortlich fühlen.

Sie sehen, die psychoanalytische sexuelle Pädagogik legt den Hauptwert darauf, nicht zu schaden, nicht zu stören im autono-

men Aufklärungsprozeß im Kinde selbst und auf die Fähigkeit des Erziehers, sachlich klar und rechtzeitig sich um die Probleme beim Kinde zu kümmern. Sie verlangt, daß wer mit Erziehung überhaupt zu tun hat, Bescheid weiß über die gesicherten, jedermann verständlichen Ergebnisse der Psychoanalyse, vor allem über die Rolle der Verdrängung und der frühen Konflikte des Kindes in ihrer Bedeutung für die Charakterentwicklung des Erwachsenen. Jeder Erzieher müßte die Rolle kennen, die Angst, Strafbedürfnis und Schuldgefühl im Aufbau des Ichs spielen, und sich darüber klar sein, daß das Ersparen von Schuldgefühl bei der Erziehung des Kindes eine unserer wichtigsten Forderungen ist, denn wir wissen, daß Schuldgefühle die Stärke der zu verdrängenden und zu beherrschenden Triebe nicht verringern, sondern steigern. Schuldgefühle und soziale Angst steigern die Bereitschaft zur Neurose, sie steigern die Gewissenszweifel und damit die Ambivalenz, welche die Quelle des Zwangs und des zwanghaften Charakters ist.

Der Erzieher müßte sich auch immer wieder einprägen, daß die ersten fünf Lebensjahre die wesentlichsten für Charakter und Schicksal des Erwachsenen sind. Wie notwendig die frühe Erziehungsarbeit ist, wird Ihnen klar werden, wenn Sie die Veröffentlichung von Prof. W. Hofmann und Prof. William Stern lesen „Sittlichkeitsvergehen an höheren Schulen und ihre disziplinare Behandlung". Es sind zwei Gutachten auf Grund amtlichen Materials, deren Veröffentlichung angeregt und eingeleitet ist, vom preußischen Minister Becker. Das Material dieser Arbeiten zeigt, wie wenig die heutige Schule der Krise gewachsen ist, in der Heranwachsende und Erwachsene stehen. Mit geschlossenen Sinnen wie bei den drei japanischen Frauen, deren Darstellung in der östlichen Kunst sich oft findet: geschlossener Mund, geschlossenes Ohr, geschlossenes Auge, gehen viele Erzieher durch die Reihen ihrer Schüler, vergessend, was ihnen selbst als Halberwachsenen Problem, vielleicht Schicksal wurde. Suchen Sie einen Beweis, wie dringend notwendig und selbstverständlich für die Zukunft eine sexual-pädagogische Vorbereitung in den Seminarien, Hochschulen und Universitäten sein wird, in der Ärzte, Lehrer, Erzieher das notwendige Wissen erfahren, so greifen Sie zu dieser Broschüre

und dann lesen Sie die Vorschläge, die Aichhorn (Wien) in seinem Buch „Verwahrloste Jugend“ macht. Die Grundfrage dazu wird sein die Schaffung von Forschungsanstalten für Psychoanalyse.

Wie früh Freud die Not unserer Zeit und die Schwierigkeiten, die sich der Verringerung dieser Not entgegenstellten, erkannt hat, leuchtet aus seiner Arbeit hervor, die als offener Brief im Jahre 1907 unter dem Titel „Zur sexuellen Aufklärung des Kindes“ an Dr. M. Fürst gerichtet ist (Freud, Gesammelte Schriften, Band V). Ich werde mit einem Wort aus diesem Brief den Vortrag schließen, der durch die vorgeschriebene Zeit von 20 Minuten nur Andeutungen geben konnte über die psychoanalytische Pädagogik. Es sei noch besonders darauf hingewiesen, wie notwendig es ist, Sexualforscher, Pädagogen, Ärzte aller Länder zusammenzuschließen, um die Grundlagen einer dem jetzigen Stand der Wissenschaft und Erfahrung entsprechenden Sexualpädagogik aufzubauen. Freud sagt:

„Ich halte es für den bedeutsamsten Fortschritt in der Kindererziehung, daß der französische Staat an Stelle des Katechismus ein Elementarbuch eingeführt hat, welches dem Kinde die ersten Kenntnisse seiner staatsbürgerlichen Stellung und der ihm dereinst zufallenden ethischen Pflichten vermittelt. Aber dieser Elementarunterricht ist in arger Weise unvollständig, wenn er nicht das Gebiet des Geschlechtslebens mit umschließt. Hier ist die Lücke, deren Ausfüllung Erzieher und Reformer in Angriff nehmen sollten! In Staaten, welche die Kindererziehung ganz oder teilweise in den Händen der Geistlichkeit belassen haben, darf man allerdings solche Forderungen nicht erheben. Der Geistliche wird die Wesengleichheit von Mensch und Tier nie zugeben, da er auf die unsterbliche Seele nicht verzichten kann, die er braucht, um die Moralforderung zu begründen. So bewährt es sich denn wieder einmal, wie unklug es ist, einem zerlumpten Rock einen seidenen Lappen aufzunähen, wie unmöglich es ist, eine vereinzelte Reform durchzuführen, ohne an den Grundlagen des Systems zu ändern.“

Kindweib, die große Mode

Von

Fritz Wittels

I) Madonna

Es gibt Frauen, die den Vater ihrer Kinder verlassen, weil sie ihn nicht als Mitbesitzer ihrer Kinder anerkennen wollen. Sie wollen *Mütter* sein, aber *nicht Gattinnen*. Solche Frauen haben nach psychoanalytischen Erfahrungen regelmäßig eine starke homosexuelle Komponente. Häufig ziehen sie mit anderen Frauen zusammen und gestatten diesen ein Anrecht auf ihr Kind, das sie dem leiblichen Vater entzogen haben. Das Problem ist unlösbar. Man kann nicht Mutter werden ohne Zuhilfenahme männlichen Einflusses. Im mystischen Gewande allerdings ist dieses Problem gelöst worden. Die unbefleckte Empfängnis, die Madonna mit ihrem Kinde ist ein Ideal, das von der Kunst aller Zeiten verherrlicht worden ist. Die Maler, welche den Typus der jungfräulichen Mutter geschaffen haben, werden wir heute im Lichte des Oedipus-Komplexes zu verstehen haben. Sie sehnen sich nach ihrer eigenen Mutter, die nicht mehr in den fürchterlichen Händen des Vaters sich befindet, sondern mit dem Kinde allein ist. *Freud* sieht dieses Geheimnis in dem Lächeln um die Lippen von Leonardo da Vincis Frauen spielen. Es ist, als ob sie sagen wollten: „Es geht auch ohne den Vater. Du, mein Kind, und ich, bilden ein heimliches Paar. Das ist ein Geheimnis, von dem niemand außer dir und mir etwas weiß." — An *Raffaels* Madonnen ist von diesem Lächeln nichts zu finden. Sie sind erleuchtet von der ruhigen Sicherheit, daß sie recht tun. Die Mutter ist nicht narzißtisch, sondern hat ihr Interesse auf etwas außerhalb ihres eigenen Ichs konzentriert. Sie ist schön, aber sie ist sich ihrer Schönheit nicht bewußt. Die Schönheit der Mutter gleicht der Schönheit in der Natur, der von Tieren, Bäumen, Bergen und Seen. Wir finden diese Art von Schönheit auch bei Frauen, die weniger durch ihre leiblichen Kinder, als durch ihre geistigen berühmt sind. Die geistige Schön-

heit etwa der verehrten schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf oder der berühmten polnischen Gelehrten Madame Curie. Die Schönheit geistiger Frauen werden wir am ehesten *junonisch* nennen. Auf diesem Wege kommen wir zu den berühmten *Landesmüttern*, wie die Königin Semiramis von Babylon oder die Kaiserin Maria Theresia, die den mütterlichen Typus in sublimierter Form darstellt. Der sogenannte hundertprozentige Mann mag diesen Typus nicht. Er fühlt sich in seinem Narzißmus gekränkt, weil er sieht, daß dieser Typus bis zu einem hohen Grade ohne ihn auskommen kann.

Es sieht heute so aus, als ob der mütterliche Typus in allen Formen unmodern wäre. Die sixtinische Madonna gefällt nicht mehr. Selbst das entzückende Bild von Madame Lebrun mit ihrem Kinde, die Mutter, die ihr kleines Mädchen umarmt und dabei so glücklich ausschaut, verschwindet immer mehr aus den Schaufenstern der Kunsthandlungen. Die Träne in dem Auge der Mutter wird gefürchtet. Die moderne Frau traut sich ja schon deshalb nicht zu weinen, weil sie ihren Lidrand mit seifenhältiger Farbe bedeckt. Wenn sie weint, dann dringt Seife in ihre Augen und tut weh. Die Frauen von heute wollen nicht als Juno verehrt werden, noch weniger als Demeter, die Göttin der Fruchtbarkeit. Manche vielleicht ein wenig als Minerva, die Göttin der Weisheit. Aber alles will Venus spielen, will wunderbar schön sein, will Männer anziehen, wobei nichts so gefürchtet wird als das natürliche Ende dieser Anziehungskraft. Es ist so weit gekommen, daß in vielen Fällen die Männer mütterlicher sind, als die Frauen.

Niemand wird behaupten, daß die mütterliche Frau heute nicht existiert. Aber man sieht sie nicht so viel wie den anderen Typ. Die Madonna bleibt zu Hause, arbeitet, genießt vielleicht ein stilles Glück. Aber die Primadonna, wie wir den narzißtischen Typ der Frau nennen wollen, um ihn zur Madonna in Gegensatz zu stellen, macht einen fürchterlichen Lärm. Schließlich glaubt man, daß nur sie allein auf der Welt ist. Ein witziger Mann, den man fragte, warum man denn auf den Straßen der Großstädte fast nur diese bemalten und herausfordernden Frauen sieht, so daß man schließlich meint, es gäbe gar keine anderen, sagte: „Das kommt daher, weil sie eine größere Umdrehungsgeschwindigkeit haben."

II) Primadonna

Es scheint, als wäre Frauenschönheit für den Mann anziehender, wenn sie auf alle Mütterlichkeit verzichtet und entschlossen ist, das *ewige Kind* zu spielen. Gekleidet gehen die Frauen wie Kinder, mit unbedeckten Knien, kurzen Haaren, möglichst zartem Teint, mit dem runden einladenden Mund des Babys und großen erstaunten Augen, die man künstlich noch größer und noch erstaunter blicken läßt, als wäre man an dieser Welt interessiert wie ein Schulmädchen. Man ahmt einen Typ nach, der in der Natur wohl vorkommt, aber nicht häufig ist. Nämlich das Kindweib, welches aus Gründen seiner Konstitution zeitlebens ein Kind bleibt. Die Mode zwingt alle unsere Frauen, bis zu einem gewissen Grade diesen Typ zu pflegen. Sie müssen dünn sein, denn Kinder, im Wachstum begriffen, haben ja noch nicht die rundlichen Formen, die man vor gar nicht langer Zeit bei den Frauen bevorzugt hat. Auch geistig bemüht man sich kindlich zu erscheinen. Man ist womöglich niemals ernst. Man lacht immer, hat gute Zähne um lachen zu können und amüsiert sich über Dinge, die früher nach dem zwölften Lebensjahre kein weibliches Wesen hätten amüsieren können. Natürlich hat man auch heute Kinder und man liebt sie. Da aber der mütterliche Frauentyp nahezu lächerlich geworden ist, tut man seine Mütterlichkeit im Verborgenen ab. Die Kinder sind nicht mehr der Schmuck der Cornelia. Cornelia von heute bemüht sich so auszusehen, als ob sie keine Kinder hätte.

Gegen den Strom einer so selbstbewußten Mode zu schwimmen ist unmöglich. Die Frauen haben sich ihr zu unterwerfen, und man sieht ja, wie der Widerstand mancher Frau gegen die Mode immer mehr erstirbt. Wir haben vor einem Menschenalter gesehen, wie der Vollbart des Mannes fiel, bis ein bärtiger Mann zur lächerlichen Figur wurde. In den letzten Jahren sehen wir den Todeskampf des Zopfes der Frau. Es ist leicht möglich, daß wir in den nächsten Jahren einen noch vollständigeren Triumphzug des Lippenstiftes erleben werden als bisher. Wenn man um acht Uhr früh die Straßen von New York betritt, dann sieht man junge Mädchen zu ihren verschiedenen Berufen eilen. Viele von ihnen haben sich in diesen frühen Morgenstunden bereits geschminkt, auch Wangen

und Lippen, und das nicht aus einem besonders hohen Grad von Gefallsucht, sondern weil sie glauben, das müßte so sein. Man kann für oder gegen diese Mode sein, jedenfalls können sich die Frauen einer Gewalt nicht entziehen, welche sie zwingt schön sein zu wollen, und zwar in besonderer Art schön sein zu wollen, die noch vor kurzer Zeit durchaus nicht allgemein gefallen hat. Wenn man so ein ganz dünnes Wesen, bemalt und selbstbewußt, in ihrem dünnen Fähnchen einhergehen sieht, dann erinnert sich wohl noch jeder, der nicht mehr ganz jung ist, daß diese heute bevorzugten Typen ehemals die Aschenbrödel gewesen sind, die sich wegen ihrer Magerkeit und ihres vollständigen Mangels an Anziehungskraft in eine Ecke setzten und anderen Frauen den Vortritt ließen, die heute ein Minderwertigkeitsgefühl haben, weil sie rundlich sind. Irgend etwas scheint bei dieser Mode nicht zu stimmen. Eine ganz schlanke junge Dame, die bei den Männern sehr viel Glück hat, obgleich sie beinahe zu gescheit ist, um den Männern zu gefallen, hat mir ein sorgfältig gehütetes Geheimnis anvertraut: „Die Männer sagen nur, daß ihnen die Dünnen gefallen. Wirkliche sexuelle Anziehungskraft geht auch heute nur von den rundlichen Frauen aus. Beweis: Die Männer heiraten meistens rundliche.“ Wenn dem wirklich so ist, so könnte der Analytiker sich wohl einen Reim darauf machen. Man scherzt gerne mit dem kindlichen Weib, aber man heiratet infolge der natürlichen Gesetze lieber den mütterlichen Typ, mit dem man Kinder aufzuziehen gedenkt.

III) Körperliche und seelische Schönheit

Der Typ des kindlichen Weibes ist uralt. Wir finden ihn bei Homer und in den Hetärengesprächen des Lucian. Viel später finden wir ihn in den Engelsköpfen des Correggio. Die berühmte Jo in den Armen des Jupiter ist ein Kindweib, allerdings ein rundliches. Aber immer wieder ist der Typ des Kindweibes, der vornehmlich den Künstlern aufgefallen ist, in der Gesellschaft vom sittsamen, mütterlichen Typ verdrängt worden. So oft er in der Weltgeschichte in seiner Vollkraft auftrat, hat er allerdings seiner

Zeit genügend zu schaffen gemacht. Helena hat den trojanischen Krieg entfesselt. Gereizt von der Kurtisane Thais hat Alexander der Große den herrlichen Palast von Persepolis in Brand gesteckt. Eine andere Kurtisane, Phryne von Athen, war wegen Gotteslästerung angeklagt. Ihre Sache vor der Jury stand schlimm. Statt jeder anderen Verteidigung zog der Anwalt ihr Kleid ab. Als sie unbekleidet vor ihren Richtern stand, die doch dazu da waren, die Sittlichkeit ihrer Zeit zu schützen, wurde sie freigesprochen, wegen der unwiderstehlichen Gewalt ihrer Schönheit.

Die Schönheit ist in der Tat die einzige Macht, die sich neben der Macht des Geldes auch in unserer Zeit siegreich behauptet hat. Es ist schon oft vorgekommen, daß Recht und Gesetz von der Macht des Geldes gefälscht wurden. Auch die Schönheit kann der Sittlichkeit ein Schnippchen schlagen.

Schön ist, was gefällt. In verschiedenen Zeiten und verschiedenen Ländern hat immer ein bestimmter Typ den Vorrang vor allen anderen errungen. In frommen Zeiten wird die Schönheit des Gemütes der Schönheit des Körpers vorgezogen. Wenigstens lesen wir das so in Erbauungsbüchern. Welche Art von Schönheit man aber auch immer bevorzugt, sie ist jedesmal ein Geschenk des Narzißmus. Körperlich schön werden Menschen, die ihren Narzißmus zu Seelenadel sublimiert haben. Es gibt einen herrlichen Roman von *Anatole France*, dessen Heldin *Thais* auch in einer Oper von Massenet weiterlebt. Sie ist eine Kurtisane in Alexandrien, zur Zeit als das Christentum sich dort ausbreitete. Sie ist noch Heidin und wegen ihrer Sittenlosigkeit berühmt oder berüchtigt. Ein junger Mönch, der von ihrer Schönheit gehört hat, beschließt nach Alexandrien zu wandern und sie zu bekehren. Sie empfängt ihn in ihrer Marmorhalle, vollkommen nackt und von unwiderstehlicher Schönheit. Der Mönch spricht von Gott, dem Erlöser und dem Himmel. Er zeigt ihr, daß aller Tand dieser Erde wertlos sei und daß sie eine viel größere Schönheit vernachlässige, die sie sehr wohl in sich entwickeln könnte. Wirklich gelingt es ihm, Thais zu überzeugen. Sie schneidet ihr blondes Haar ab, das damals, vor etwa sechzehnhundert Jahren als ein besonderer Schmuck galt, zieht sich in ein Kloster zurück und wird die frömmste unter den Nonnen. Der Mönch seinerseits geht in die libysche Wüste und

dankt Gott, daß er ihm die Kraft zu dieser Leistung verliehen hatte. Es vergehen viele Jahre, da kommt es über den Mönch wie eine Erleuchtung, daß er nicht das Richtige getan habe. Er hat so viel Schönheit, die die Welt erfreuen konnte, vernichtet. In diesem öden Dasein hat er ein Stück Sonne beseitigen helfen, das siegreich durch das Grau strahlen konnte. Er empfindet seine Tat als eine schreckliche Sünde und macht sich eilends auf, um Thais mitzuteilen, was er erkannt hat. Die Schönheit der Thais hat sich durch die langen Jahre der Buße ins Geistige umgewandelt. Sie ist krank und empfängt ihn, eingehüllt von Kopf bis Fuß. Mit ungeheuerer Beredsamkeit versucht der Mönch, sie dem Leben wieder zurückzugewinnen. Es sollte doch schwerer sein, eine strahlende Schönheit aus der Mitte ihrer Triumphe zu reißen und zur Buße zu bringen, als, umgekehrt, eine schöne Büßerin der Sünde wieder zu gewinnen. Aber es gelingt nicht. Thais sieht in dem Mönch den Bösen und seine Verführung. „Apage Satanas!" — ruft sie ihm zu. Er muß fort und die geistige Schönheit hat sich der körperlichen weitaus überlegen gezeigt. Darin liegt ja die Überlegenheit des Christentums über der antiken Weltanschauung.

Der Wettstreit zwischen körperlicher Schönheit und geistiger, zwischen dem Genuß der Sinne und dem der im Verzicht liegt, wird durch das Folgende entschieden: Nicht alle Menschen sind schön, nicht alle Menschen werden begehrt wie Thais und selbst der Schönheit sind zeitliche Grenzen gesetzt; sie schwindet dahin. Seelische Schönheit ist jedem zugänglich, der sich um sie bemüht, und sie ist unabhängig von der Zustimmung irgend eines hergelaufenen Partners. Sie ist gottgefällig und das genügt. Wer also arm ist, schwach und häßlich, wird leichter in dieses Himmelreich gelangen. Wer schön ist wie Thais, wird diesen Weg schwerer finden. Ist er aber einmal gefunden, dann wird die zähflüssige Libido nicht so leicht den Weg zurück finden. Der analytisch Gebildete versteht, daß hier ein Kurzschluß zwischen dem Trieb-Ich und dem Über-Ich gelungen ist. Thais hat vielleicht einen besonders sittlichen Vater gehabt und der Mönch trat ihr bei seinem ersten Besuch als Repräsentant des Vaters entgegen, als die Stimme des Über-Ich. Das zweite Mal kommt er als Vertreter des Trieb-Ich und das Über-Ich weist ihm die Tür.

IV) Die letzten fünfzig Jahre

In früheren Zeiten war das Kindweib, das heute so häufig geworden ist, eine seltene Erscheinung unter vielen anderen Typen, die um die Herrschaft rangen. Ibsens *Nora* ist eine Frau, die nicht will, daß man sie als Puppe behandle. Sie will die Kameradin des Mannes sein. Da sie seelisch nicht anerkannt wird, geht sie fort. Ibsen hat für den Bühnengebrauch einen veränderten Schluß gedichtet. Im ersten Schluß fragt der Gatte, was sie denn auf ihrer Flucht finden will und sie verläßt ihn mit den Worten: „Das Wunderbare." Sie ist in ihrem Herzen ein Kind. Nur Kinder glauben, daß sie Wunderbares finden können. Im zweiten Schluß sagt der Gatte: „Denkst du denn nicht an deine Kinder?" Er öffnet die Tür zum Kinderzimmer, wo die beiden Kleinen schlafen. Mit dem Rufe: „Ja, die Kinder!" entschließt sich Nora zu bleiben. Diese zweite Lösung zeigt die Mütterlichkeit als Lösung der Frage.

Das Wunderbare wurde von den Figuren Maeterlincks im Mystischen gesucht. Wirklich hat es vor nicht allzulanger Zeit Frauen gegeben, blaue Blumen der Romantik, von denen ein mystischer Duft ausstrahlte. Verzauberte Prinzessinnen in einem Wundergarten, die sich nach Erlösung sehnten. Mimosen, die in höchster Sexualität erzitterten und deshalb gar nicht berührt werden durften. Sie waren von einer Schamhaftigkeit, die heute lächerlich wirken würde. Eine hochgespannte Schamhaftigkeit, die den Zweck hatte, vor den eigenen sexuellen Trieben zu schützen. Es hat auch damals schon üppige Orchideen gegeben, welche auf die geheimnisvolle Jungfräulichkeit verzichteten und alles versprachen, um nichts zu halten. Sie glichen einem prunkvollen Restaurant, in dem man sich voller Erwartung niedersetzt. Da man aber weder Speisen noch Trank bekommt, muß man das Lokal wieder verlassen, um sich anderswo satt zu essen.

Ein anderer Typ der Neunzigerjahre war das *Mannweib*. Das Mannweib kam aus dem slavischen Osten, trug schon damals Bubikopf und manchmal die abscheuliche Rockhose, die von der Mode sehr schnell wieder verschlungen worden ist. Diesem Typ verdanken die Frauen von heute alle Rechte, die sie besitzen und vor dreißig

Jahren noch nicht besessen haben: Die Freiheit, alle männlichen Berufe zu ergreifen, das Stimmrecht, die Freiheit überall hinzugehen, zu rauchen, zu turnen, im Strandbad aufzutreten wie ein Mann. Wenn die Frauen alle diese Rechte wie selbstverständlich hinnehmen, so mag man sie immerhin daran erinnern, daß sie damals, als die Emanzipation von einigen wenigen Frauen erkämpft wurde, eher gegen ihre Befreier waren. Niemand hat die Mannweiber jener Zeit mehr verlacht als gerade ihre Geschlechtsgenossinnen. So geht das immer. Reformen werden von einigen wenigen, mehr oder minder für abnorm gehaltenen Frauen erkämpft. Die Frauen von heute, die auf hohen trippelnden Absätzen zum Wahllokal schreiten, wissen nicht, daß dieses Recht und manches andere von Frauen mit niederen Absätzen und breiten Schuhen erkämpft worden ist.

Noch leben die Frauen, die in ihrer Jugend Nietzsches Ansicht von der Ehe auswendig gelernt haben und davon sehr begeistert waren. „Ehe, so nenne ich den Willen zu zweien, zu schaffen was größer ist, als die es schufen." Ist das nicht wunderbar gesagt? Aber einen vorläufigen Sieg erfochten hat dennoch eine andere Meinung. „Ehe, so nenne ich eine vorübergehende Form des Lebens zu zweien, wobei man sorgfältig achtgeben muß, nicht zu schaffen, was einem die Schönheit des Körpers zerstört, später garnicht mehr los zu werden ist und doch nur lästig wird."

Den Sieg erfochten hat in der Mode das Weib, welches nicht Kinder hat, sondern selber ein Kind sein will. Es ist unmöglich zu sagen, wann dieser Typus seinen Einzug in die Welt gehalten hat. Meine eigene Erinnerung geht zurück bis zu den *Five Sisters Barrison.* Das waren fünf Schwestern, die in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Welt des Varietés entzückten. Mit fliegenden blonden Locken, mit kurzem Kleidchen, das über dem Knie von einer Schärpe zusammengehalten wurde, in Kinderstrümpfchen flogen sie über die Bühne und sangen ihre Liedchen, die man noch heute nicht ganz vergessen hat: „Linger longer, Loo" und „Daisy, Daisy", waren darunter. Richard Muther verglich sie mit den Engeln des Correggio. Sie waren schlank und zierlich in einer Welt, die sich damals und noch geraume Zeit später von hochbusigen und üppigen Frauen, beinahe à la Rubens, entzückt

zeigte. Zolas Nana, die ja gleichfalls den Typ des narzißtischen Weibes verkörpert, war eine üppige Blondine, die ihre Taille schnürte, so daß die Hüften und alle andern weiblichen Vorsprünge um so mächtiger hervortraten. Wenn ich heute an die Sisters Barrison zurückdenke, so kommt mir vor, als wäre der Inhalt ihrer Gesänge eigentlich der gewesen: „Wir sind da, wir sind die Schönheit der Zukunft, so wie wir werden dereinst alle Frauen aussehen." Ich habe mir sagen lassen, daß der Stil der Barrisons von einem genialen Maler erfunden worden sei, der später eines der Mädchen geheiratet hat. Ein Stil wird immer von Einzelnen erfunden und triumphiert, wenn er aus undurchsichtigen Gründen der Zeit entspricht. Die ersten Vertreter des Stils sind echt. Wenn der Stil allgemein geworden ist, dann laufen die gefälschten Exemplare herum, deren Natur dem Stil, den sie verkörpern wollen, häufig ganz entgegenläuft. Sie hätten den Stil, den sie verkörpern wollen, sicher nicht ohne Nachhilfe gefunden. Man kann heute, umgeben von so vielen tausend Nachahmungen, das Echte vom Unechten kaum mehr unterscheiden. Mann muß ein Stück in die Vergangenheit zurückgehen, wenn man das Wesen des Kindweibes richtig erkennen will. Damals waren sie verachtet und verfolgt. Wenn sie sich trotzdem gegen die damalige Mode durchsetzten, so war ihnen das Leben gewiß nicht leicht gemacht. Es hat eine Zeit gegeben, in der das Kindweib unter seinen eigenen Eigenschaften furchtbar zu leiden hatte.

V) Das Kindweib

Die mehr oder minder pathologischen Voraussetzungen für die Entwicklung zum Kindweib, nämlich zum echten Kindweib, das sich auch gegen die Mode durchsetzt und das es immer gegeben hat, wenn auch viel seltener als heute, ist eine vorzeitig entwickelte Schönheit. Wenn das Kind zu schön und begehrenswert ist, dann hört es vorzeitig auf, ein Kind zu sein. Von innen drängt eine vorzeitig erwachte Sexualität, von außen fühlt es die Blicke auf

sich gerichtet. Begehrt zu werden ist so sehr die Idee des Weibes, daß es sich nicht länger entwickelt, als bis es begehrt wird. So haben wir zu der Bemerkung, daß es dann aufhört ein Kind zu sein, hinzuzufügen: es bleibt ewig ein Kind. Dieser scheinbare Widerspruch besteht in ein und derselben Person und macht deren Zauber aus. Schon im Wachstum bleiben solche Geschöpfe vielfach zurück. Kindweiber sind klein und zart und blicken aus großen erstaunten Kinderaugen in die Welt. In der Schule lernt es nicht viel und kommt sein ganzes Leben nicht so weit, daß es die Alpenpässe aufzählen oder einen geometrischen Lehrsatz beweisen könnte. Nur in Angelegenheiten der Liebe entwickelt es eine erstaunliche Fähigkeit und übertrifft darin die Erfahrensten. Es ist abergläubisch und furchtsam wie ein Wilder, der durch den Wald geht und die Welt voll Gespenster sieht. Es ist aber auch furchtlos, wie ein Nachtwandler, der auf dem Dache spaziert. Seine natürliche Unverschämtheit, wenn man nicht vorzieht zu sagen, Naivität, ist groß. Es ist ungezogen, in der wörtlichen Bedeutung.

Weil diese Kinder schön sind, werden sie immer schöner. Weil sie anziehend sind, werden sie immer anziehender. Was aber den Wert anderer Frauen ausmacht, das entwickeln sie nicht. Sie sind untreu in einem Grade, den man schon nicht mehr untreu nennen kann, weil sie gar nicht wissen, was das Wort treu bedeutet. Sie sind unintelligent, weil sie nicht eingesehen haben, wozu der Verstand gut sein soll. Sie wollen aber durchaus schön sein und deshalb sind sie es. Um ihrer Schönheit willen, die früh sexualisiert war, werden sie so viel begehrt, daß ihnen keine Zeit geblieben ist, selbst zu begehren. Sie haben nicht Zeit gefunden in Jahren der Sehnsucht, verschiedene Männer nach ihrem Werte abzuschätzen. Sie haben entsagen nicht gelernt und sie sind auch nicht lüstern. Wenn man sagt, daß sie unverschämt sind, so geschieht ihnen unrecht. Sie wissen nur nicht was Schamgefühl ist. Sie erröten niemals, weil sie keine lüsternen Geheimnisse zu verbergen haben. Sie genießen ohne Wahl. Ein Mann ist ihnen wie der andere. Der Vorgänger wird so schnell vergessen wie der Vater vom kleinen Kinde, wenn er drei Monat fort war und das Kind ihn bei seiner Rückkehr nicht erkennt. Dadurch wird das Kind-

weib, trotzdem es schon lange keine Jungfrau mehr ist, jedem Manne gegenüber wieder zur Jungfrau. Was ist ihm denn ein Mann? Es wird nicht in Gedanken den Mann betrügen, in dessen Armen es gerade liegt. Auch der autoerotische Säugling denkt nicht an den roten Gummischnuller, wenn er den schwarzen im Munde hat. Einer ist ihm wie der andere. Das Kindweib ist autoerotisch wie der Säugling, es befriedigt sich an sich selbst, und verwendet zu seiner Lust irgend ein Ding der Außenwelt, am besten einen Mann, so wie das Kleinkind den Daumen, die große Zehe, den Gummischnuller dazu benützt.

Während die Liebesfähigkeit anderer Menschen durch die vorangegangenen Freuden und Leiden immerwährend sinkt, weil die alten Wunden ja immer nur unter Defekt ausheilen und weil man auch den Mut verliert, so reicht die Liebesfähigkeit des Kindweibes von keinerlei Erinnerung bedrückt bis ins Unendliche. Das Kindweib steht nahe bei der Prostituierten. Es ist aber für die geschäftsmäßige Prostitution gar nicht zu brauchen. Freilich sieht man unter den Dirnen häufig Kindweiber, aber sie gehen schnell zugrunde. Sie sind zu narzißtisch für den Markt. Sogar der Zuhälter läßt sie im Stich. Er versteht sie nicht, so wie sie ihn und seine Notwendigkeit als moralische Stütze (als ihr Über-Ich-Ersatz) nicht versteht. Sie versteht überhaupt nichts von den Notwendigkeiten dieser realen Welt. Die Psychiater sprechen gerne von der geborenen Prostituierten und dem geborenen Verbrecher. Die Psychoanalyse teilt diesen Standpunkt nicht. Weder Prostituierte noch Verbrecher werden geboren. Geboren werden nur die Triebe, die dann im Laufe der Entwicklung verschiedene Schicksale haben. Wir wissen, daß man mit starken sadistischen Trieben ebensogut ein Wohltäter der Menschheit als ein Verbrecher werden kann. So kann man mit einer frühzeitig entwickelten Sexualität ebensogut eine *Nonne* werden, wie eine *Prostituierte.* Wirklich kann man in der analytischen Praxis oft Frauen sehen, die wie ein Rohr im Winde schwanken. Sie sagen: „Ich möchte in ein Kloster gehen oder eine Kurtisane werden. So oder so. Aber den Mittelweg kann ich nicht gehen." Zahlreiche Legenden haben diesen Sinn. Reinhardts „Mirakel" hat das Motiv in aller Welt bekannt gemacht. Eine Nonne verläßt das Kloster und sinkt von Stufe zu Stufe, bis

die reine Liebe sie erlöst. Die allerreinste Liebe aber findet sie bei ihrer Rückkehr ins Kloster. Dort hat man ihre jahrelange Abwesenheit gar nicht bemerkt, weil die Mutter Gottes selbst ihre Stelle gnädig vertreten hat. Es ist nicht ohne Sinn, daß die Legende tiefste Frömmigkeit und schrankenlosen Sinnengenuß durcheinander wirft.

Das Kindweib eine geborene Prostituierte zu nennen und sie mit dem geborenen Verbrecher zu vergleichen, was es beides im Sinne der Psychoanalyse gar nicht gibt, sollte mindestens ein Gegenstück finden im Vergleiche des Kindweibes als eines Genies der Liebe mit dem männlichen Genie, dessen Wesen ebenfalls in einer vorzeitigen Entwicklung besteht, nämlich in der Entwicklung des Geistes, in der Besetzung der Gehirntätigkeit mit Libido. Wirklich wird man finden, daß Frauen, welche die Weltgeschichte auf den Kopf gestellt haben, was ja nicht oft vorkommt, aber immerhin dann und wann, in Ägypten, in Griechenland und in Rom, in Rom zum zweitenmal im Zeitalter der Borgias, in Paris und anderwärts, gewöhnlich Kindweiber gewesen sind. Männliche Genies sexualisieren ihr Gehirn und weibliche Genies sexualisieren die Oberfläche ihres Körpers mit dem natürlichen Mittelpunkt in ihrem Beckenboden.

Lucretia Borgia war die Geliebte ihres Vaters, des Papstes Alexander und war auch die Geliebte ihrer beiden Brüder. Für das Kindweib gibt es keine Blutschande, weil sie ja den Partner gar nicht als solchen bemerkt. Alle Perversionen sind dem Kindweibe geblieben, wie sie in der kindlichen Anlage waren. Es legt infolgedessen auch kein entscheidendes Gewicht darauf, daß der, oder wie man besser sagen würde, daß „das", was es umarmt, überhaupt ein Mann sei. Es gibt sich beinahe ebenso gerne mit Frauen ab. Psychologischer Schlüssel: das Kind mit seiner Puppe.

Das Wesen des Kindweibes ist, daß es von sich selbst dauernd entzückt ist, auch in der gehobenen Stimmung eines Kindes sein Entzücken nach außen objektiviert. Wenn man sagen würde, das Kindweib sei nymphomanisch, so hätte man unrecht. Denn Nymphomanie ist Mannestollheit, und keinem anderen Weibe ist der Mann im Grunde gleichgültiger als dem Kindweib, da sie ihn nicht braucht und sich anders behelfen kann.

Stellen wir uns die Haupteigenschaften des Kindweibes möglichst deutlich vor Augen. Sie ist außerordentlich und fremdartig schön. Von jener Art Schönheit, die ihre Wirkung daher bezieht, daß sie zugleich ein Weib und ein Kind ist, also verbindet, was man unschuldige Schönheit und Sündhaftigkeit genannt hat. Man hört und sieht und liest, daß Männer ihr verfallen wie die Motten, die ins Licht flattern. Der Durchschnittsmann, der das Kindweib nicht kennt, kann die ungeheure Wirkung, die von diesem Typ ausgeht, gar nicht begreifen. Illustrierte Zeitungen, die ihr Porträt bringen, sind auch nicht im Stande, ihre Wirkungskraft wiederzugeben. Man muß aber den Typ nur einmal wirklich sehen und man versteht alles. Die Männer sind ja verschieden veranlagt und nicht alle sind der zerstörenden Kraft dieses Typs gleich stark ausgesetzt. Homer schildert den Augenblick, da Helena durch die Straßen von Troja geht und die Greise der Stadt sie erblicken. Unnennbares Elend hat diese Frau über Troja gebracht. Aber selbst die Alten mit ihren kalten Sinnen rufen aus: „Scheltet mir nicht die Troer und hellumschienten Achäer, die um ein solches Weib so lang ausharren in Elend."

*

Zur sexuellen Anziehungskraft, die wir als Voraussetzung des Kindweibes an die Spitze dieser Beschreibung gestellt haben, kommt die vollkommene Gleichgültigkeit dieser Frauen, was den Mann anbelangt. Die Männer verlieben sich in sie in Scharen. Aber die Männer bedeuten den Frauen nichts, wodurch sie nur umso gefährlicher werden. Der berühmte Wahlspruch einer griechischen Hetäre: „Ich besitze, aber man besitzt mich nicht." — Wiesen die Kindweiber ihre Freier einfach ab, so wäre die Sache noch nicht so gefährlich. Die Männer könnten sich dann darauf beschränken, die Schönheit dieser Wesen anzubeten. Plato lehrt ja, daß der Gott Eros, wenn man ihn desexualisiert, zur Erkenntnis der Schönheit führt. Aber das Kindweib ist nicht so. Es weist den Mann nicht zurück. Warum sollte es denn das tun? Er ist ja immerhin verwendbar, um ihr Lust zu bereiten. Soweit versteht sie schon die Welt, daß sie Geschenke annimmt, und soweit versteht sie auch den

Genuß der Liebe, daß sie sich mit Männern in ein Verhältnis einläßt. Ein Verhältnis bedeutet ihr nicht viel, und weil das Kindweib sich vor dem Manne nicht fürchtet, hat es einen ungeheuren Verbrauch an Männern. Sie, deren Schicksal ein einziger Mann niemals werden kann, wird mehr als irgend ein anderes Weib zum Schicksal von Männern. Nicht selten liegen Leichen auf ihrem Weg. Fürsten der Geburt und des Geldes heiraten sie, lassen sich von ihr scheiden, beschimpfen sie, beten sie dann von neuem an, und der Durchschnittsmensch kann sich alles das nicht erklären. Denn die Schönheit des Kindweibes kann man nicht mit Worten beschreiben, und was sie den Männern bietet, noch viel weniger. Natürlich ist das Kindweib ein kulturloser Lump. Sie leistet keinen Triebverzicht. Sie ist sich selbst nicht wichtig, wie sollten ihr andere wichtig sein?

Wer das Kindweib liebt, schöpft in ein Faß ohne Boden. Sie kennt keine Dankbarkeit. Mag einer noch soviel für das Geschöpf getan haben, er steht doch nicht höher in Gunst, als der erste beste, der daherkommt und mit dem sie unter Umständen davongeht. So kommt zur Wirkung der Schönheit eine *vollkommene Geringschätzung des Liebhabers.* Das Kindweib, ohne von Anfang an sadistisch zu sein, wird dem Liebhaber zur wollüstigen Qual, sie wird in der Tat eine Gottheit, denn nur die Gottheit kann Menschenwert so gering achten, kann so gleichgültig und unberührt Opfer empfangen und so heiter bleiben, wenn ihre Diener verbluten. Diese Frauen gelangen zur Macht, indem sie den Wert und die Würde des Mannes verachten.

VI) Das sadistische Kindweib

Bis hieher sind die Eigenschaften des Kindweibes beschrieben worden, die gewissermaßen ohne ihr Hinzutun von selbst entstehen, wegen ihrer frühzeitig entwickelten Schönheit. Da sie aber ein Mensch ist, mit einer lebendigen Seele, muß sie sekundäre Eigenschaften entwickeln, für die man sie dann verantwortlich macht, obgleich auch diese Eigenschaften zwangsläufig aus ihrem Schicksal stammen. Zunächst einmal versteht sie die Forderungen unserer Kultur gar nicht. Sie hat nicht gelernt, sich zu fügen, hat kaum

ein Über-Ich und müßte immerwährend in Verlegenheit sein, was sie eigentlich tun soll, wenn sie sich nicht daran hielte, immer gerade das zu tun, was die Menschen verlangen, in deren Umgebung sie gerade lebt. Deshalb wird das Kindweib zur Schauspielerin, ahmt alles nach. Unter Umständen ahmt sie auch den Zustand der Verliebtheit nach. Sie ist eine so vollständige Geliebte, daß der unverständige und aufgeblasene Mann glaubt, er sei noch nie so gut verstanden und so restlos geliebt worden. Er glaubt, nur diese hier sei die für ihn bestimmte Frau und Gefährtin. Er weiß nicht, daß sie die für viele bestimmte Frau und Gefährtin ist. Er kann gar nicht begreifen, wenn er schließlich an ihr bemerkt, was er Untreue nennt. Dann jammert er: „Wir haben uns doch so gut verstanden." — In Wirklichkeit hat sie ihn sehr gut verstanden durch die Kunst ihrer Einfühlungskraft, er aber sie gar nicht. Es ist das Schicksal des Kindweibes, daß sie immer dann eine Kanaille genannt wird, wenn der Mann sich selber einen Dummkopf nennen sollte.

Ich hatte einen Patienten, — aber ich habe ähnliche Geschichten schon oft gehört, — der mir von seiner großen Liebe vorschwärmte. Sie sei ein junges Mädchen gewesen, die von vielen umschwärmt war. Als sie ihm und offenbar nur ihm den Vorzug gab, hat das sein Selbstbewußtsein ungeheuer gehoben. Er begann zu dichten und las ihr seine Werke vor. Sie war von seiner Dichtkunst in einer Weise entzückt, daß es ihn selber in Erstaunen setzte. Um sie auf die Probe zu stellen, las er ihr Gedichte von Goethe und von sich selber vor, ohne den Autor zu nennen. Das Mädchen konnte keinen Unterschied finden. Er hypnotisierte sie, was großartig gelang, so daß sie schließlich sein Geschöpf wurde, das ihm vollkommen ausgeliefert war. Er konnte sie mit einem einzigen Blick und auf Distanz hypnotisieren, oder auch ohne sie überhaupt zu sehen, wenn er etwa in einer anderen Stadt war. Alles gelang, und er war fest überzeugt, daß das Mädchen ohne ihn nicht mehr leben könnte. Er sah sie täglich. Während seine Männlichkeit sonst manchmal zu wünschen übrig ließ, zeigte er sich im Verkehr mit diesem Mädchen unermüdlich, so daß ihm beinahe vor seiner eigenen Riesenstärke Angst war. Eines Tages rief sie ihn an und teilte ihm mit, daß sie sich mit einem anderen verlobt habe und demnächst heiraten werde. Er solle lieber gar nicht mehr kommen. Dieses Geschöpf, das er bis

in die geheimsten Fasern seiner Seele zu kennen glaubte, hatte alle Vorarbeiten, die zu einer Verlobung führen, durch Wochen so geschickt und dabei so frech geleitet, daß man nicht einmal sagen konnte, sie hätte das hinter seinem Rücken getan. Sie tat es vor seinen Augen und der verliebte Narr hat es nicht bemerkt. Als er so plötzlich abgeschüttelt wurde, verfiel er in eine Melancholie und hätte sich vielleicht getötet, wenn er nicht durch ärztliche Hilfe vor sich selbst beschützt worden wäre.

Das also ist die *Schauspielkunst* des narzißtischen Weibes. Große Künstlerinnen der Bühne sind häufig diesem Typus verwandt gewesen. Häufig sind weibliche Mimen schön, ungebildet und haben großen Verbrauch an Männern. Aber die Kunst wurzelt nur zur Hälfte im Instinktleben des Menschen. Zur anderen Hälfte wurzelt sie im Verstande. Deshalb spricht man ja von Kunstverstand. Der Künstler muß nicht nur sich selber geben, wie es von Natur aus in ihm quillt, sondern er muß dieses triebhafte Gebilde auch fixieren. Das Kindweib kann aber nichts fixieren, auch nicht eine Rolle. Es hat keinen Kunstverstand, und wird vielleicht einmal außerordentlich gut sein, aber ein andermal unbegreiflich schlecht. Erinnern wir uns daran, daß unser Ich aus dem Du entsteht. Das Ich des Kindweibes entsteht immer wieder aus dem Du, mit dem sie sich identifiziert, so lange es da ist. Es kann aber diese Identifizierung nicht fixieren und so kann es auch kein dauerhaftes Ich bilden. Bella M. war ein leichtsinniges Mädchen in Wien. Sie übernachtete täglich in einer anderen Kaserne. Das war lange vor dem Kriege, als das österreichische Völkergemisch in Wien eine Armee unterhielt, die aus den verschiedensten Nationen bestand. Wenn sie in der Kavalleriekaserne übernachtet hatte, dann sprach sie wegen der automatischen Identifizierung am nächsten Morgen den ungarischen Akzent der Husaren. Wenn sie aus der Infanteriekaserne kam, dann sprach sie mit tschechischem Akzent und von den Ulanen kam sie als Polin zurück. Ihre Libido strömte allzu reichlich auf die Objekte. Ihr Ich war nicht entwickelt. Sie lebte immer nur ein Eintagsdasein im Schatten ihres letzten Liebhabers, der am nächsten Abend schon wieder vergessen war. Sowie er aber vergessen war, konnte Bella nicht weiterleben. Wenn man nämlich kein Ich besitzt, dann muß man es draußen suchen, man muß so schnell als möglich einen

Partner finden, um die Libido zu placieren. Man kann das Ich des Kindweibes mit einer Photographie vergleichen, die scharf und deutlich ist, vielleicht noch schärfer als eine andere Photographie, die aber nicht fixiert ist. Deshalb schwindet das Lichtbild dahin, es schwimmt im Wasser davon und hinterläßt eine graue, gleichförmige Fläche.

Neben der schauspielerischen Fähigkeit des Kindes kann auch der *Sadismus* nicht ausbleiben. Das Kindweib steht im Mittelpunkt zahlreicher Männer, die im Kreise um sie herum knien. Was soll sie mit so vielen anfangen? Selbst wenn sie ein vollentwickeltes Kulturweib wäre und fähig der dauernden Liebe, müßte ihr die Wahl schwer werden. Sie ist wie sie ist, und weil Männer, die auf Kindweiber fliegen, offensichtlich leiden wollen, wird das Kindweib gezwungen, die Männer zu quälen. Etwas muß man doch mit ihnen machen, da man sie nicht alle lieben kann. Sicherlich nicht alle zu gleicher Zeit. Und da sie überdies glücklich werden, wenn man sie quält, so findet das Kindweib in seiner polymorph perversen Anlage sehr schnell die Fähigkeit zu genießen, indem sie quält. In dieser Kunst bringt sie es schnell zur Meisterschaft. Emile *Zola* schildert in seiner *Nana,* wie dieses schöne und ordinäre Weib die höchsten Würdenträger des Staates auf das Tiefste demütigt. Einer der mächtigsten Politiker von Frankreich muß vor ihr wie ein Hund auf allen Vieren laufen. Sowie das Kindweib einmal sadistisch geworden ist, hört es auf der reine Typ der Schönheit zu sein. Der grausame Zug wird immer bewußter in ihr und wenn ihr eigentliches Wesen das der unbewußten Schönheit ist, so wird sie im Laufe der Entwicklung immer mehr sadistisch und immer mehr narzißtisch. Solange sich Männer von ihr quälen lassen, bestätigt ihr eben das ihre Macht über Männer. Nun also muß sie schön und begehrenswert sein, um ihr perverses Sexualleben, das immer sadistischer wird, auch fortsetzen zu können. Die ruhige Sicherheit des Wertes in sich selber erlangt sie nie. Während das Kindweib, solange es nicht sadistisch geworden, ein rührendes Geschöpf ist, weil sie so gar nichts von den Notwendigkeiten dieser Welt versteht und deshalb regelmäßig zugrundegeht, wird das Kindweib später zur Megäre. Abbé Prevost hat in seiner *Manon Lescaut* das unschuldige Kindweib unsterblich gemacht. Sie betrügt ihren

Chevalier immer wieder, wobei sie ihm versichert, daß sie nur ihn allein liebe. Der Chevalier kann diese Art von Liebe mit seinem Verstande nicht begreifen. Da er sie aber wieder liebt und ihr völlig verfallen ist, versteht er sie mit dem Herzen. Andere Männer verstehen das Mädchen nicht so gut, rächen sich an ihr und lassen sie als Dirne deportieren. Der Chevalier reist freiwillig mit ihr nach Louisiana, wo sie unter dem Himmel der neuen Welt in seinen Armen stirbt. Das kommt ja noch dazu: Die Männer sind bereit, durch das Kindweib zu leiden, aber sie rächen sich an ihm, wenn sie können.

Das sadistische Kindweib ist weniger sympathisch. Die Freundin eines Königs von Ägypten, etliche dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, fuhr mit dem Pharao den Nil aufwärts, wo sie zu einem herrlichen Tempel kamen, den der König sehr bewunderte. Da bat die Kurtisane den König, er möge dieses Kunstwerk mit seinen ungeheuren Mauern und Säulen abbrechen lassen und stromabwärts im Garten ihres eigenen Palastes wieder aufstellen. Der König fürchtete, der Gott, dem dieser Tempel geweiht war, könnte sich an ihm und seinen Untertanen rächen. Aber wie Salome bei ihrem Verlangen nach dem Haupte des Propheten, so blieb auch die Kurtisane bei ihrer Bitte, bis der König nicht anders konnte, als nachgeben. Um ihr zu zeigen, wie sehr er sie liebte, befahl er, das Gotteshaus mit all seinen Granitblöcken, Obelisken, Sphinxen und Säulen möge abgebrochen und stromabwärts transportiert werden. Diese Arbeit dauerte ungefähr ein Jahr. Eines Tages kamen die Schiffe mit ihrer schweren Last vor dem Palaste der Schönheit an, und die Sklaven luden die Steine aus. Die Schönheit fragte, was denn das bedeute. Als man es ihr erklärte, war sie ganz verzweifelt, daß man ihren schönen Garten so verwüsten wolle. Ihren Wunsch hatte sie vergessen. Für das Gebäude hatte sie keinerlei Interesse. Weder damals noch jetzt. Ihr Ziel war nur, sich selbst zu beweisen, wie groß die Macht sei, die sie über den König besitze. Je größer das Opfer des Königs, je geringer der wirkliche Wert dessen, was sie von ihm verlangte, um so zufriedener wurde sie. Sachlich ist ja das Kindweib niemals. Aber sie wollte dem Pharao beweisen, daß sie ihn besitze, er aber nicht sie. Mit all seiner königlichen Macht, mit seinem starken Wunsche, sie zufrieden zu stellen

und glücklich zu machen, wobei er seiner Religion gemäß sogar sein Seelenheil riskierte, konnte er nicht einmal ein Lächeln der Befriedigung auf die Lippen der Schönheit zaubern.

Das Kindweib hat eine ungeheure *Macht*, aber in Wirklichkeit hat sie *nichts*. Sowie es von seinen Bewunderern allein gelassen wird, bleibt nichts übrig, was das Leben angenehm machen könnte. Was sie besitzt, gleicht dem Teufelsgeld in Hauffs Märchen: Ein Bauernbursch schloß einen Pakt mit dem Teufel, daß er immer doppelt soviel Geld in der Tasche haben sollte, als der reichste Bursch im Dorfe. Eines Tages spielte er mit dem reichsten Burschen Karten und gewann immerfort. Schließlich hatte der reiche Bursch sein ganzes Geld verspielt, und da er weiterspielen wollte, bat er seinen Partner, den Teufelsbraten, daß er ihm etwas Geld borgen möge. Dieser erbleichte, er hatte keinen Pfennig in der Tasche. Er sollte immer doppelt so viel haben als der andere. Der Andere hatte nichts mehr, und zweimal nichts ist wieder nichts. Da alle gesehen hatten, wie der Gewinner immer wieder Geld in seine Tasche gesteckt hatte, kam der Umgang mit dem Bösen auf und führte zu einem vorzeitigen Ende des Burschen, den der Teufel zur Hölle schleppte. So geht es auch dem Kindweib und so geht es allen Narzißten. Man stopft sie voll mit Liebe, das Ende ist, daß sie nichts haben. Man kann wohl verstehn, daß abergläubische Zeiten annahmen, der Teufel habe dabei seine Hand im Bunde.

VII) Die Gefahren des Kindweibes

Man liest häufig, daß ein junges Mädchen sich *umgebracht* hat und man könne keinen Grund dafür finden. Sie sei schön und allgemein bewundert worden, vielleicht ein gefeierter Filmstar. Ihre Schönheit habe ihr auch frühzeitigen Reichtum erworben, sie sei gesund gewesen und noch am Abend vor dem Selbstmord habe sie gelacht, gescherzt und getanzt. Solche Fälle sind gewöhnlich Kindweiber, narzißtische Geschöpfe, über die die Welt zwar alles ausschüttet, was sie zu geben hat, die aber dennoch von der Welt immerwährend wie durch eine Nebelmauer getrennt sind. Das Kindweib, wie ich es hier geschildert habe, ist ja nur ein Begriff, eine

theoretische Konstruktion, die allerdings von der Wirklichkeit abgezogen ist, aber dennoch die Wirklichkeit selten oder niemals vollkommen trifft. Auch das Kindweib hat seinen Oedipuskomplex, weil es Vater und Mutter gehabt hat. Es weiß aus früher Erinnerung, was Mütterlichkeit ist und es weiß auch wie die männliche Komponente ausschaut, die vom Vater stammt. Es fühlt also, daß andere Frauen, die weit weniger schön und weit weniger triumphal durchs Leben gehen, etwas besitzen, was sie nicht hat. Und es scheint ihr, als ob gerade nur dieser Besitz Glück auf Erden garantieren könne. Wenn das Kindweib in diese Gasse kommt, dann ist es oftmals verloren. Da sie sehr narzißtisch ist, muß sie ein starkes Minderwertigkeitsgefühl entwickeln, und dieses treibt sie manchmal in den Tod.

Das Kindweib ist ein *Rausch*wesen und deshalb der Gefahr des *Alkohols* und anderer *Rauschgifte* besonders ausgeliefert. Der Alkohol spielt in der Sexualität des Kindweibes eine ganz besondere Rolle, weil er unter allen Gegenständen der ist, in den man sich am leichtesten verlieben kann. Das klingt scherzhafter als es ist, denn der Alkohol ist gerade wegen dieser Eigenschaft zum schlimmsten Feind der Menschheit geworden. Zwischen Sexualität und Trunksucht besteht ein besonderer Zusammenhang. Der Alkohol hebt alle Hemmungen auf und die unterdrückten Sexualtriebe kommen zum Vorschein.

Wegen der körperlichen Zartheit des Kindweibes ist auch die *Schwindsucht* eine Gefahr und häufig sterben die Frauen jung an dieser Krankheit. Auch zwischen Schwindsucht und Sexualität besteht ein rätselhafter Zusammenhang, der von den Ärzten oft beschrieben, aber nie recht begründet worden ist. Wahrscheinlich wirkt das Gift der Tuberkulose direkt stimulierend auf die Geschlechtsdrüsen. Man sehe den kranken Mädchen ins Gesicht. Wieviele von ihnen mögen Kindweiber sein mit dem Kinderblick, dem ätherischen Wesen, der großen Entrückung und der Zufriedenheit sogar im Tode?

Aber der Tod ist nicht das Schlimmste. Griechische Philosophen haben den frühzeitigen Tod für das höchste Glück der Erdenkinder erklärt. Die Tragödie des Kindweibes findet ihren sichbarsten Ausdruck in den *Geschlechtskrankheiten*, denen es unterliegt. Sie

kann bei ihrer Unachtsamkeit und dem großen Verbrauch an Männern der Ansteckung kaum entgehen. Da sie meistens ärztlichen Ratschlägen nicht folgt, wird sie schwerer zerstört als andere. Sie wird auch psychisch schwerer zerstört als andere, da sie ja narzißtisch ist. Von Natur aus ist sie schamlos, aber ihrer Krankheit schämt sie sich und wird *hysterisch.* Kinder müssen geführt werden. Aber das Kindweib läßt sich nicht führen. Zwar sind viele da, die sich in sie verlieben, aber keiner ist da, der sie führt. Es wäre noch besser, wenn man sie unbeachtet ließe. Aber dieselben Mäner, die vorgeben, daß sie ohne sie nicht leben können, werden zu ihren schlimmsten Feinden. Erst plagen sie sie mit ihrer Eifersucht und dann plagen sie sie mit ihrem Haß. Daß sie, die stolzen Männer, nicht mehr gelten sollen als ein Objekt, ist eine zu kränkende Erkenntnis. So sinkt das Kindweib nach kurzem, blendenden Aufstieg meistens immer tiefer, teilweise von ihren eigenen Dämonen getrieben, teilweise hinabgestoßen, und man findet sie in der tiefsten sozialen Schichte, wenn man sie nicht gelegentlich in der allerhöchsten findet.

Außerordentlich schwer fällt es dem Kindweib zu *altern.* Sie gleicht ja dem Burschen, der sich dem Teufel verschrieben hat. Innerlich hat sie nichts aufgebaut, alle ihre Werte trägt sie auf der Oberfläche der Haut. Sie ist das Musterbeispiel des Menschen, der in der Bibel gemahnt wird, er möge sein Herz nicht an Güter hängen, die die Mäuse fressen. Man sieht manchmal stolze Schönheiten, die angeblich aus unglücklicher Liebe schwer leiden, zusammenbrechen, einen Selbstmordversuch unternehmen. „Doktor“, sagte eine von ihnen zu mir, „ich muß Ihnen ein Geheimnis anvertrauen. Ich bin vierzig Jahre alt.“ Dann weinte sie zum Herzzerbrechen, als ob sie die erste und einzige Frau wäre, der so ein Unglück zustößt. Ich war wirklich erstaunt, denn sie sah ungefähr so aus wie achtundzwanzig. Sie hatte keine Runzel im Gesicht und keine Unze überflüssigen Fettes an ihrem Körper. Ihre Augen waren groß und strahlend und hinter den Tränen kam immer wieder ein entzückendes Lächeln zum Vorschein. Dann erzählte sie ihre Geschichte: Erst sei sie Lehrerin gewesen, aber für diesen Beruf war sie zu schön. Sie ging zum Theater und hatte große Erfolge. Was die Liebe anbetrifft, so hatte sie sich, wie sie sagte, immer

den Mann genommen, der ihr gefiel. Männer, die ihr nicht gefielen, denen sie aber wohl gefallen haben mag, beachtete sie gar nicht. Oft hatte sie sich einen Mann genommen gegen den Willen von Frauen, die sich im rechtmäßigen Besitz dieser Männer befanden. Sie war ihrer Macht so bewußt, daß sie auch Männer ohne deren Willen nehmen konnte. Sie wurde immer kühner und verworfener. Einmal trat sie an eine Frau heran und sagte: „Ich will Ihren Mann. Es ist das beste für Sie, wenn Sie freiwillig zurücktreten, denn ich nehme ihn mir auf alle Fälle." — Die Andere antwortete: „Mein Mann kennt Sie ja gar nicht." — Darauf die Primadonna: „Das wird schon kommen. Vorläufig kenne ich ihn und das genügt." — Man hat ja oft in Romanen geschildert, wie die Frauen es machen, um Männer gegen deren Willen zu kapern. Alles das war früher. Aber jetzt hatte meine Primadonna in der Liebe vollständigen Schiffbruch erlitten. Sie hatte sich einen Burschen von neunzehn Jahren ausgesucht, hatte ihn mit Geld und Wohltaten überhäuft und dieser Mann hatte sie verlassen. Nach einer kurzen Zeit des Glückes war er verschwunden, möglicherweise mit einer anderen Frau. Ihre Briefe und Telegramme beantwortete er nicht und jetzt wußte sie nicht einmal mehr seine Adresse. So geschah ihr genau das Gleiche, was sie in ihrer Jugendzeit anderen Männern angetan hatte. Das Gesetz der Vergeltung erfüllte sich. Man kann aber sehen, daß dieses Gesetz der Vergeltung in ihrem eigenen Wesen vorbereitet war. Obgleich man ihr das Alter nicht ansieht, merkt sie allein schon durch die Ziffer Vier, daß es herannaht, und sie fürchtet es entsetzlich. Spieglein, Spieglein an der Wand! Und in ihrer Tasche nicht ein Pfennig von dem Teufelsgeld. Sie muß sich immer wieder beweisen, daß sie anziehend ist. Sie möchte aber auch in Form eines selbst arrangierten Verhältnisses erleben, wie das ist, wenn man nicht mehr anziehend ist. So stellt sie unbewußt die Figuren auf. Sie selbst verwandelt sich aus einer rücksichtslosen Nehmerin und Genießerin in eine mütterliche Geberin und handelt so gegen ihre eigene Natur. Als Liebesobjekt wählt sie sich einen „Kindmann", von dem sie bei ihrer großen Erfahrung wohl wissen könnte, daß keine Macht der Erde und auch keine Schönheit imstande sind, ihn dauernd festzuhalten. Untreue ist ja ebenso der Kern des Charakters dieser Männer wie der des Kindweibes. Sie

will ihre Macht ausprobieren und da liegt sie nun wie ein Vogel, der gegen eine Felswand geflogen ist. Vielleicht kann man ihr helfen, wenn man ihr diese analytische Erklärung vorsichtig beibringt. Jedenfalls ist es höchste Zeit, sie aufzuklären, wenn man sie vor Verzweiflung retten will.

VIII) Kindweib, die große Mode

Das also ist der Typ, dem heute so viele Frauen nachstreben, den sie kopieren, wie man einen Perserteppich oder eine Perlenschnur imitiert. Die Devise ist heute: schön sein wollen. Folgerichtig wählt man zum Vorbild die Frau, welche die Schönheit am unbeschränktesten zeigt, nämlich unbeschränkt von Mütterlichkeit und von irgend welchen kulturellen Pflichten. Aber wie eine falsche Perlenschnur doch niemals aussieht wie eine echte, so muß die herrschende Mode an ihrer eigenen Unechtheit zugrundegehen. Früher haben sich die Frauen kasteit, indem sie ihre sexuellen Wünsche unterdrückten. Jetzt kasteien sie sich, indem sie hungern, um möglichst dünn zu sein. Früher haben sie sich vor dem Manne gefürchtet, weil er den mühsam errichteten Schutzdamm sprengen konnte. Heute fürchten sie sich nicht mehr, weil ihnen der Mann nichts bedeutet, weil sie narzißtisch sind und mehr schön sein wollen, um sich selbst zu gefallen, als den Männern. Diese Mode ist zu unnatürlich, um zu dauern.

Aber eines ist wert, daß es dauere. Die Frau hat eine Erfindung gemacht: *es gibt keine häßlichen Frauen mehr.* Jede Frau kann so schön sein wie sie will. Sie muß es ja nicht so aufdringlich betonen wie heute, wo sie mit vorgestrecktem blutroten Mund durch die Straße läuft, und auch nicht so ungeschickt wie die arme Kontoristin, die um sieben Uhr früh noch rasch etwas Rouge auflegt, bevor sie ins Bureau läuft. Während aber früher zahlreiche junge Geschöpfe, in der Überzeugung, sie besäßen gar keine Anziehungskraft auf Männer, sich in ihre Höhlen zurückzogen und unglücklich waren, hat die Freiheit unserer Zeit den Weg gezeigt, wie man unter allen Umständen anziehend ist, wenn man will. Das Christen-

tum und andere asketische Religionen haben einen anderen Weg gewiesen. Die Christin will gar nicht mehr Menschen gefallen, sondern durch die Schönheit ihrer Seele dem himmlischen Bräutigam. Heute haben wir den Sport, und der ganze Körper wird zu Hilfe gerufen, um zu zeigen, daß jedes Kind Gottes einer Blume gleicht und also schön ist. So traurig ist keine beschaffen, daß nicht irgendwo an ihr etwas Schönes zu finden wäre. Dieses Stück Schönheit wird voran getragen. Ein großes Auge, ein feiner Mund, ein eleganter Knöchel werden als Grundlage genommen. Sowie aber die Frau in dieses, wenn auch noch so kleine Stück Schönheit verliebt ist, dann wird dieses kleine Stück immer schöner. Ein Stück Narzißmus schadet nicht, man hat ihn der Frau immer gestattet. Goethe, etwas verändert: „Und wenn du dir erst selbst gefällst, gefällst du auch den andern Seelen."

Kindweiber in großer Zahl würden die Kultur gefährden. Sie sind zu schön, um gute Frauen zu sein. Wenn man ihnen aber ablernt, wie man das macht, um schön zu sein, und wenn man nicht in kläglicher Nachahmung stecken bleibt, sondern das Prinzip des Schönseins erkennt, dann wird man von der Mode unserer Zeit sagen, sie sei ein Wendepunkt gewesen. Vor dreißig Jahren hat sich das Mannweib vorgestellt und dem Manne als Kameradin angeboten. Er konnte sie nicht annehmen, weil sie zu wenig weiblich war. Hernach kam das Kindweib. Auch sie konnte der Mann als Kameradin nicht verwenden, und das aus demselben Grunde. Sie ist zu narzißtisch, und zur Kameradin fehlt ihr die Hauptbedingung: die Treue. Aber nun hat die Frau alles erkämpft, was zu ihrer Seelenruhe notwendig ist. In der Periode des Mannweibes hat sie die soziale Gleichberechtigung mit dem Manne erlangt. In der Periode des Kindweibes sind sie alle schön geworden. Vielleicht kommt jetzt die Zeit, wo sie unsere Kameradinnen werden können.

Zur psychosexuellen Genese der Dummheit

von

Karl Landauer

Wir entnehmen diesen Aufsatz des bekannten Frankfurter Psychoanalytikers (mit Genehmigung des Verfassers, des Herausgebers und des Verlages) dem April- und Maiheft 1929 der „Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik" (herausgegeben von Max Marcuse, Berlin, in A. Marcus & E. Weber's Verlag, Berlin und Köln). Wir benützen die Gelegenheit auf diese (von Prof. Eulenburg und Iwan Bloch gegründete), jetzt im 16. Jahrgang stehende, von Marcuse vortrefflich geleitete Zeitschrift besonders hinzuweisen. Sowohl mit ihren Originalbeiträgen als mit ihren kasuistischen Mitteilungen, Referaten, Diskussionen usw. beansprucht sie das volle Interesse des Psychoanalytikers. Die Sexualwissenschaft kommt in ihr in allen Verzweigungen zur Biologie und Medizin, Psychologie und Psychopathologie, Kulturwissenschaft und Soziologie zu Worte. Übrigens erscheinen in ihr neben Aufsätzen, die auf die Psychoanalyse Bezug nehmen oder von ihr beeinflußt sind, nicht selten auch Abhandlungen, die — wie die vorliegende von Landauer — in engerem Sinne der psychoanalytischen Forschung zuzuschreiben sind.

I

Der Psychiater neigt sehr dazu, die Eigenart seiner Patienten auf angeborene, wenn nicht gar auf ererbte Grundlagen zurückzuführen, trotzdem wir noch sehr wenig darüber Bescheid wissen, was eigentlich vererbt oder auch nur angeboren sein kann. Gewöhnlich werden dabei viel zu komplexe Eigentümlichkeiten als vererbbar angenommen, meist schon deshalb, weil wir über die Radikale noch vollkommen im unklaren sind. So ist es auch sehr beliebt, die Dummheit als angeboren anzusehen.

Aber was ist denn eigentlich die Dummheit? Als ich neulich mit einem bekannten Neurologen auf dieses Thema zu sprechen kommen wollte, meinte er wegwerfend, daß man das doch wisse; ebenso habe man es einfach im Gefühl, ob dieser Patient von angeborenem Stumpfsinn sei oder ob man bei ihm etwas therapeutisch

daran ändern könne. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu konstatieren, daß ich leider zu dumm zur „Wesenschau“ sei und auch heute kann ich kaum etwas anderes tun, als Fragen aufwerfen.

Schon die Notwendigkeit, unser Thema zu umschreiben, stellt uns vor eine Frage, und zwar eine sehr schwierige. Scheler und vor allem Klages kennen einen Geist, der der vitalen Sphäre (Körper—Seele—Einheit, um mit Prinzhorn zu sprechen) gegenübersteht, ein Etwas, daß einerseits aus einer Negation der Unmittelbarkeit tierischen Erlebens entsteht (Häberlin), selber negativ ist, anderseits den Menschen erst zum Menschen macht, der in seiner Einzigartigkeit bejaht wird, ein Etwas also, das Träger der höchsten Werte ist, die einer autonomen Welt der Werte angehören. So genommen, ist der Dumme eben nicht oder nur vermindert im Besitz dieses Geistes.

Leider bleiben bei dieser Erklärung so ziemlich alle Fragen unbeantwortet, außer der einen, die eigentlich nicht fraglich war, daß man nämlich selbst im Besitz von etwas ist, was den meisten nicht oder nur andeutungsweise eignet, aber deren Respekt heischt. So aber bleibt es offen, woher es kommt, daß fast alle Kinder erstaunlich geweckt sind, während dies doch bei lange nicht so vielen Erwachsenen der Fall zu sein scheint. Die Überschätzung seitens der Eltern mag dabei einen reichlichen Teil Fehlurteile erzeugen, aber so oft kann sie nicht schuld sein, da auch Fernstehende oft Gelegenheit haben, sich von der feinen Beobachtung der Kinder, ihren klugen Schlüssen und der glänzenden Art, wie Dinge, noch mehr aber Menschen von ihnen genommen werden, zu überzeugen. Ja man kennt sogar die Zeit, wo das Kind sich eselt, die etwa, wenn es Schulkind wird. Dann kommt noch einmal jene glanzvolle Epoche der Spät- und Nachpubertät. Sind hier die körperlichen Veränderungen schuld? Sind es gar sexuelle Vorgänge, wie die Psychoanalyse annimmt, deren große zweizeitige Veränderungsschübe die geistige Tätigkeit verarmen lassen? Schopenhauers Meinung, daß die Perioden sexueller Hochspannung auch die des Geistes seien, stünde damit im Einklang. Inwieweit wirkt die Erziehung auf dieses Abebben ein oder gar: ist sie an ihm schuld, vielleicht gerade wegen ihrer Einwirkung auf die Sexualität, speziell auf die Psychosexualität? Auch beob-

achtet man nicht gar selten, daß um das 40. Lebensjahr ein geistiger Verblödungsprozeß deutlich wird, der der Erhöhung der Gesichertheit in bürgerlicher Beziehung gleichzulaufen scheint. Anderseits reifen viele Menschen eben zu dieser Zeit, und bei Philosophen hat man gar von einer Hochblüte in noch späterer Zeit gesprochen. Endlich zeigen besondere Anlässe, daß Dumme in Wirklichkeit gescheit sein können, und noch öfters, daß Gescheite versagen. Hat man sich bei ihnen bisher getäuscht? Hat ein Affekt eine Änderung für kurze Zeit oder manchmal für dauernd erzeugt? Dann aber könnte der Affekt Intelligenzvorgänge nicht nur hemmen, sondern auch fördern. Oder ist vielleicht „klug" nicht der wirkliche Gegensatz zu „dumm", sondern „gescheit"?

Des weiteren sehen wir, daß einzelne Fähigkeiten, einzelne Begabungen im Laufe des Lebens wechseln können; so finden wir ihr Auftauchen und Verschwinden während psychoanalytischer Behandlungen. Ja, die Therapie ist namentlich bei Kindern mit Lernschwierigkeiten so aussichtsvoll, daß man sie einzig deshalb in Behandlung nehmen soll.

Also ergibt die Erfahrung, daß zum mindesten ein Teil der Dummheit etwas Behandelbares ist, und diese Behandlung ergibt ihrerseits, daß diese Fälle psychogene Reaktionen auf seelische Erlebnisse früher Kindheit darstellen. Es gelingt sogar manchmal, die affektiven Momente in ihnen, ja sogar die Triebwurzeln bloßzulegen und so manchen Einblick in das Triebwerk der Denkprozesse zu gewinnen. Allerdings vorerst nur eines ganz komplexen Prozesses.

Anders die Experimentalpsychologie: Sie hat uns einzelne Seiten, vielleicht kann man sogar sagen: einzelne Voraussetzungen des Denkens und vor allem der Dummheit kennengelehrt. Namentlich bei Gehirnschädigung und endokrinen Erkrankungen kennen wir manche umschriebenen Symptome von organischer Demenz. Aber ganz zwingend ist die Diagnose auf diese Weise wohl ebensowenig zu gründen wie auf unsere. Und ex iuvantibus zu schließen, scheint auch recht vage. Oft wird die organische Grundlage eine der Ursachen bestimmter Fälle sein, die psychogen nur verstärkt ist. Den sichersten Hinweis auf organische Ge-

nese von Dummheit scheint mir heute noch die körperliche, namentlich die neurologische Untersuchung zu erbringen. Die Zahl dieser Fälle wird sich mit der Verfeinerung der Technik sicherlich als groß erweisen. Solch ausgesprochen körperlich Kranke scheiden für unsere Betrachtung aus.

Daß es psychogene Formen von Dummheit, „Pseudodemenzen" gibt, diese Erkenntnis ist nicht neu. So ist es den Fällen von „Ganser" meist eigentümlich, daß sie Erwachsene betreffen, die vorher von durchschnittlicher Gescheitheit waren; auch treten sie plötzlich auf schwere äußere Einflüsse hin, zum Beispiel Haft, auf. Diese Menschen aber sind in einer Weise dumm, wie sich der Erwachsene gewöhnlich das Kind nur vorstellt, nicht wie es in der Tat ist.[1] Anders müßte es bei jenen psychogenen Fällen sein, da von Kindheit auf das Kind sich von Denkleistungen drückt. Hier ist ein viel organisierteres Dummsein gegeben.

II

Vielleicht kann uns die Sprachforschung einen orientierenden Überblick über unseren Problemkreis geben.[2] Das Wort *dumm* leitet sich vom althochdeutschen *tumb* ab, das im wesentlichen die Bedeutung von stumm, auch taub hat und sowohl stumpf in Bezug auf Sinne als auf Verstand bedeutet. Ähnlich kommt *Tor* von *tôre* = Irrsinniger, Tauber, verwandt mit Dösen und Duseln. Diese Worte deuten also darauf hin, daß die Sprachfinder als Wurzel der Dummheit eine Sinnesabblendung ansahen. Der Dumme hat einen engen Horizont, *borné* = *beschränkt*. Ähnlich ist es im Griechischen *morós*, während *stupid* uns auf die Ursache des Sinnenverschlusses als Schutz vor einem plötzlichen Sinneneindruck hinweist *(stupeo = erstarren vor, staunen)*. Auf die Verwandtschaft mit körperlichen Mißbildungen deuten die Worte wie *blöd* und *dämlich* hin, von denen das erste ursprünglich *gebrechlich*, schwach heißt, während zum zweiten das indogermanische

1) Vgl. hierzu z. B. die Untersuchungen von Hahn über das Farbenbenennen beim Kinde und beim Ganser.

2) Nach den Wörterbüchern von Grimm, Sanders und Kluge.

tam = *ermatten* gehört; doch ist es auch mit der Wortsippe *dämmern* verwandt. Analog das Französische *imbécile* und das Italienische *tapa*. Eine besondere Seite der Dummheit zeigt *albern*, auf althochdeutsch *alavari* = *gütig, freundlich;* daneben bedeutet das Adjektiv auch *ganz wahr*. Der Dumme erscheint also nicht nur liebevoll, sondern rückhaltlos ehrlich. Er gibt sich ohne Falsch hin, ist frei von Hinterhältigkeit. Er ist *einfältig, simple*, also der Gegensatz eines Zwiespältigen, eines Zweiflers. Er ist so *dumm, alles zu glauben*, was man im Französischen wiedergibt: *il est ainsi bon* oder *bon enfant*, ein gutmütiges Tier fast, *bête* oder auch nur *ein Staatsbürger ohne Amt und Würden*, was die Ausgangsbedeutung von *Idiot* ist.

III

Die ganze Kompliziertheit unseres Problems wird uns bewußt, wenn wir uns an die Resultate der größten Psychologen halten, die wir kennen, an die Dichter. Es wäre eine ganz erstaunliche Fülle von Material zusammenzubringen, sowohl der Kunstdichter, wie der Volksdichter[3], in dem der Held der Geschichte ein Dummer ist. Ein dummer Held — das erscheint paradox. Wir könnten es ohne weiters begreifen, daß wir Gescheiten die Schale unseres Spottes über die ausgössen, die weniger Geist besitzen als wir. Aber dem ist nicht so. Zwar findet sich in der Kunstdichtung ab und zu ein Trottel, der wie in den Shakespeareschen Rüpelszenen in die Tragik des Geschehens ein Lachen hineintönen läßt. Etwas ganz anderes bringen uns die Geschichten vom „Dummen": er ist der Sieger, er ist der Glückliche, er ist im Grund der Gescheite. Bei der Volksdichtung können wir die Ursache leicht einsehen: gewöhnlich ist der Dumme irgendein ungeschliffener Bauerntrampel, der über die Städter, die Gelehrten, ja selbst über die Könige und den Pfaffen siegt. Diese Art von Dichtung geht auf die Bauernschwänke des Mittelalters zurück, wo der Bauer ein schweres Los hatte, von den Rittern, den

3) Ich halte mich vor allem an die allgemein bekannten Grimmschen Märchen und für ihre Varianten an Bolte und Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 3 Bde., Dietrichsche Verl.-Buchh. Theod. Wachner, Leipzig. 13—18.

Pfaffen und den Städtern reichlich ausgebeutet wurde. Er schien wirklich der Dumme zu sein, mit dem man nach Laune umspringen konnte In den Dichtungen finden wir nun die Wunschträume dieser Stiefkinder der damaligen Gesellschaft.

Neben dem dummen Bauernburschen ist es dann aber der dumme Junge überhaupt, besonders in Gestalt des dummen Jüngsten, der durch irgendwelche besondere Leistungen und durch seine zunächst dumm erscheinende Verhaltungsweise sich doch als der Klügste erweist. So wird die Geschichte vom Dummen sehr häufig zu einer Variante der Geschichte vom Stiefkind. Diese dummen Helden sind meist Männer und Knaben; in weiblicher Gestalt tritt das Stiefkind meist als stilles, unscheinbares, fleißiges Geschöpf auf, das die niedere Hausarbeit tun muß und des Hauptreklameartikels des weiblichen Geschlechtes entbehrt: schöner Kleider und des Schmuckes. Beim männlichen Geschlecht scheinen die Hauptanziehungsmittel dieses Geschlechtes zu fehlen: geistige Überlegenheit in der Form dessen, was man etwa *esprit* nennt, sowie feine Sitten, Höflichkeit. Und wie die Aschenputtel trotz ihrer Unscheinbarkeit den Prinzen gewinnt, so der Dümmling die Prinzessin, während die bösen Brüder das Nachsehen haben und womöglich noch bestraft werden. Wie gesagt: entweder ist der Dümmling das Stiefkind oder doch wenigstens das Stiefkind der Natur. Diese Feststellung, die ihr Pendant darin findet, daß der dumme Bauer das soziale Stiefkind ist, läßt es uns begreiflich erscheinen, warum diese Dichtungen auf ein so tiefes Verständnis aller Menschen stoßen, namentlich der Kinder, deren Lieblingsgeschichten mit derartige Märchen sind. Denn für das Kind ist ja das Problem, das Verkannte, das Schwache, Hilflose, das Dumme, das Stiefkind zu sein, außerordentlich aktuell. Die Großen, namentlich die großen Geschwister, nehmen ihm alles weg, besonders die Liebe der Eltern und ihre Liebesbeweise in Form von Geschenken aller Art, aber ganz besonders in Form des höchsten Liebesausdruckes, den das Kind kennt, des Zeitaufwandes. Denn Liebe ist für das Kind Zeitaufwand, die Zeit, die die Mutter ihm gehört, die der Vater sich ihm schenkt. Nach diesem Zeitaufwand, dieser Liebe sehnt sich das Kind; danach ist sein Verlangen unersättlich. Aber immer wieder wird es abgewiesen, viel

zu wenig redet der Erwachsene mit ihm, tut viel zu oft seine Fragen mit den Worten ab: du bist zu dumm, so oft, daß dumm fast gleichbedeutend für das Kind wird mit klein. Aber wäre es ein Kind wie die anderen, dann dürfte es seine Eltern hassen. Darum nimmt es begierig jede Gelegenheit wahr, die ihm gestattet, sich zurückgesetzt zu fühlen, um dann glauben zu können: das sind nicht meine Eltern; diese Erwachsenen, die mich nur geraubt haben, um mich auszunützen, darf ich hassen. Und in seinem Traume sieht es sich dann groß, gescheit und damit so weit, daß die Erwachsenen auf seine Anrede harren und um es buhlen. Und es wird immer wieder dazu veranlaßt, dies zu träumen, da es sich im Grunde viel gescheiter weiß, als die Erwachsenen es glauben; so kommt es auch leicht dazu, diese dummen Erwachsenen zu verspotten, die nicht wissen, daß das Kind sie durchschaut, namentlich in ihrer ganzen Verlogenheit, speziell in der sexuellen. — All diese Erörterungen sind durchaus im Einklang mit Adler. Wir werden allerdings, den Wegen Freuds folgend, in die tieferen Schichten der Motoren, der Triebe, vorzudringen suchen.

Ein Beispiel aus der Praxis: In der Wohnung im Stockwerk über den Kindern wird ein Baby erwartet. Bruder und Schwester (5-, bzw. 6jährig) haben das schon lange gesehen und sich oft über die Veränderung der künftigen Mutter unterhalten. Auf ihre Fragen nach den Zusammenhängen mit aufgeschnappten Bemerkungen sind sie aber von ihrer Mutter mit dem Storchenmärchen abgefertigt worden. Da, an dem Tage der Geburt, geht die Fensterscheibe des Kinderzimmers in Stücke. Die herbeieilende Mutter erhält auf ihre Frage, wer es getan habe, vom Jungen die Antwort: der Storch, der in den dritten Stock habe fliegen wollen, habe zuerst aus Versehen das Kind bei ihnen abgeben wollen und dabei mit seinem Schnabel die Scheibe eingestoßen. Und er hatte wahrlich recht, so ein Lügenmärchen aufzutischen. Denn nun ging es ohne Strafe ab, weil die Mutter, die ihr Lachen nicht beherrschen konnte, schleunigst das Zimmer verließ.

Also ist es wahrlich verständlich, wenn so oft Menschen den Dummen spielen, sich dumm stellen: der sekundäre Krankheitsgewinn der Dummheit wird meist rasch und reichlich erhalten. Man läßt sie ungeschoren. Das *Enfant terrible*, das in seiner para-

diesischen Harmlosigkeit all seine Bosheiten an den Mann bringen kann, bleibt nicht nur straflos, sondern wird zur gefürchteten Persönlichkeit.

Vor allem kann das schwache Kind auf diese Weise seine Haßgefühle loslassen. Denn — das hat das Kind reichlich Gelegenheit, zu erfahren — Unwissenheit, Dummheit ist eine wunderbare Waffe. Und das Kind hat wahrlich tausendfältige Gründe, seine Umgebung zu hassen; behandelt die doch das nur körperlich Schwächere wie ein körperlich Krankes: „das verträgst du nicht", heißt es den ganzen Tag. Und so erscheint der Dümmling oft auch als scheinbar körperlich Kranker, Lahmer, Buckliger, Häßlicher. Oft mögen sich dahinter in Selbstbestrafung des mit dem Dummen identischen Dichters die bösen Wünsche gegen andere verstecken. Das würde dann heißen: der Dichter stellt eben durch dieses Darstellen des Dummen (der mit einem Teil seiner selbst eins ist) seine ihm von den Eltern eingepflanzten Minderwertigkeitsgefühle dar, die er aus Schuldgefühlen nicht überwinden konnte.

Noch unverhüllter zeigt sich dieses bei der Sturheit, mit der der dumme Held Grausamkeiten begeht, die oft als mystische Handlungen der Zeugung und Gebärung erscheinen: Der Frosch wird wütend gegen die Wand geworfen und wird dadurch zum schönen Prinzen; das alte Weib wird enthauptet und damit der bösen Hexe Zauber gebrochen: die schöne Jungfrau erwacht aus dem Schlaf. Männliche Zeugungsantriebe und Komplexe von Geburts- und Wiedergeburtstendenzen drängen hier zur Entladung, ebenso wie die Zerstörungsantriebe. Sie brechen zu einem überdeterminierten Symbol durch, das uns — weil unbewußt bestimmt — mystisch erscheint; und sie dürfen sich durchsetzen, weil sie im Dienste des „Guten", der guten Fee, Mutter, erscheinen.

Und auch vor allen möglichen anderen Unannehmlichkeiten ist das Kind durch seine Dummheit geschützt. Es muß nicht dasitzen und die langweiligen Schularbeiten machen; man tut es in eine leichte Schule; während der gescheite, sonst bevorzugte Bruder über den endlosen Aufgaben sitzt, darf das sonst zurückgesetzte Mädchen mit seinen Puppen spielen. So analysierte ich einmal eine 28jährige Asthmatika, die immer „beschränkt" war und nament-

lich gar kein Sprachtalent hatte. Nun wollte es der Zufall, daß ihre beste Freundin nach Italien heiratete und sie jedes Jahr einlud, auf einige Wochen ihr Gast zu sein. Sie konnte natürlich kaum ein Wort italienisch, trotzdem sie alles in allem wohl beinahe ein halbes Jahr in Italien gewesen war und jedesmal vor ihrer Reise italienischen Unterricht nahm. Aber diesmal würde sie es nicht tun. Es hatte doch keinen Sinn. Warum sich unnütz quälen. Das brachte sie in einer der letzten Analysestunden vor ihrer Reise. Wir deckten die ganzen Zusammenhänge auf, all die Vorteile, die ihre Dummheit ihr gebracht und, wo diese nicht auslangten, ihre Krankheit. Nach der Reise erzählte sie mir folgende sie überraschende Geschichte: hinter dem Gotthard war ein Ehepaar eingestiegen, das zunächst ins Kupee hereinfrug, ob noch ein Platz da sei. Da niemand sonst anwortete, habe sie geredet und sei so mit den Leuten ins Gespräch gekommen. Nach längerer Zeit fiel es ihr auf, daß sonst niemand mitsprach, und da sei es ihr plötzlich aufgegangen, daß sie die ganze Zeit italienisch gesprochen habe. Und von da ab konnte sie „auf einmal" Italienisch.

Bei einigen Märchen scheint aber diese Pointe von dem schließlichen Glück zu fehlen, das uns die Ingangsetzung des psychischen Mechanismus Dummheit verständlich zu machen scheint. So verläuft die Geschichte vom Hans im Glück in kurzen Umrissen folgendermaßen: Hans dient längere Zeit einem reichen Bauern ohne Gehalt.[4] Als er von ihm geht, bekommt er einen Goldklumpen zum Lohn. Also hat er nicht vergebens auf den Großmut seines Dienstherrn gerechnet. Aber der Goldklumpen drückte ihn, er tauscht ihn für ein Pferd, für einen Esel usw. ein. Immer geringer wird sein Besitztum, bis er schließlich nur noch Mühlsteine hat, die ihm endlich ins Wasser fallen. Da ist er nun die Last los, und er ist glücklich, wie er mit jedem vorhergehenden Tausch zufrieden war. Das ist kein Märchen, kein kindlicher Wunschtraum. Es ist eine Ermahnung: Du Kind, sei zufrieden mit dem, was dir deine Eltern geben! Du Bauer, sei glücklich mit

4) Man denkt hier an die lange Dienstzeit des Jakob, um sein Weib zu verdienen. Der dumme Hans will nicht den genitalen Liebesbeweis.

allem, was dir dein Herr läßt! Es ist eine Geschichte — so möchte es scheinen — vom Standpunkt des Erwachsenen, des Herrschers aus. Aber die Vergleichung der Quellen zeigt uns, daß dies höchstens auf die Fassung, welche die Brüder Grimm uns überliefert haben, zutrifft, denn in einer Tiroler Variante hat Hans am Ende des Tausches doch Glück. Denn er wettet mit mehreren Herren um hundert Gulden, daß sein Weib ihm über den Ausgang keine Vorwürfe machen werde und gewinnt. In einer dänischen Überlieferung geht der Tauschhandel von der Kuh zur Ziege, zum Hahn, zur Flöte. Als er diese in einem Weinkeller feilbietet, fragen die „Herren", was seine Frau zu diesem Handel sagen werde. Er wettet um 400 Gulden, sie werde ihm kein böses Wort erwidern, und gewinnt, da die Frau mit jedem Tausch zufrieden ist. Auch in dem Schwank von Hans Volz empfängt das Weib den betrogenen Bauern mit gütigen Worten. Diese Fassungen zeigen ganz deutlich, was hier der sekundäre Gewinn des Dummen ist: gerade weil ich dumm bin, hat man mich lieb. Wenn wir uns überlegen, daß diese Geschichten für Kinder[5] geschrieben sind, so heißt ihr Inhalt: ich will Kind sein, dann werde ich verwöhnt und darf das tun, was mir gerade bequem ist. Wenn ich nicht Erwachsener bin, brauche ich keine Unlust auf mich zu nehmen.[6]

Wie aber soll man sich nun das Zustandekommen des Symptomenkomplexes Dummheit vorstellen? Gewiß nicht so, daß sich ein Kind eines Tages sagt: so, jetzt bin ich dumm. Wohl wünscht es sich oft, dies zu sein. Aber so lange dieser Wunsch bewußt ist, kann es — wenigstens subjektiv noch anders. In einem Fall zum Beispiel hatte ein 10jähriger Knabe ein Interesse daran, in seinen Lieblingsbeschäftigungen nicht durch die hohen Anforderungen gestört zu werden, die man an seine Schulleistungen stellte. Er lernte deshalb in Gegenwart des Vaters laut lateinische Vokabeln, dachte aber immer: „ich mag sie nicht können" und natürlich

---

5) Dienstmädchen, d. h. Dienende, sozial Schwache, Großmütter, d. h. körperlich Gebrechliche, also Menschen, deren Lage das Kind der seinen verwandt fühlt, erzählen ihm in der Hauptsache die Märchen!

6) Auch dies spricht für die Auffassung, daß reichlich Gegenstücke zu der Geschichte existieren: ein Überkluger tauscht immer günstiger, wird immer reicher, um schließlich rasch alles zu verlieren.

konnte er sie beim Abfragen nicht. Aber dumm war er deshalb noch lange nicht, und er konnte seine Dummheit auch nicht glaublich machen. Anders dann, wenn — wie Kretschmer sich ausdrückt — ein „diffuser Wille" besteht. Dieser Ausdruck scheint, auch wenn es sich um Kinder vor oder bei Erledigung des Ödipuskomplexes handelt, besser als das Wort „Wunsch", der zu dieser Zeit noch nicht unbewußt im Sinne des unbewußten Verdrängten geworden ist. In dieses entstehende Unbewußte muß der Wunsch diffundieren. Noch korrekter allerdings wäre es, nur von Tendenzen zu reden, und wir können uns den Prozeß des Dummwerdens nach Analogie eines Reflexes aus der Gruppe der Flucht-Abwehr-Reflexe vorstellen (die Psyche kennt wohl weder reine Flucht noch bloße Abwehr, sondern nur deren Kompromisse) als einen Spezialfall der „Verdrängung". Gerade für ihn scheint mir Goldsteins Vergleich der Verdrängung mit der Autonomie besonders bildhaft: auf Bedrohung wird mit Abwerfen eines Teiles der Körperoberfläche (der Sinnesfläche) reagiert zwecks Verkleinerung derselben und damit der Angriffsfläche für neue Insulte.[7]

IV

Die Dummheit der meisten unserer Märchendümmlinge besteht nun darin, daß sie die Wirklichkeit nehmen, wie sie ist, und nicht lange fragen, woher es kommt, daß etwas „Ungewöhnliches" ihnen begegnet. Sie fragen Geister nicht, warum sie Geister sind, sie stehen mit ihnen auf du und du. Sie verhalten sich wie Kinder, die die Dinge und die Menschen als gegeben akzeptieren, und nicht wie sich klug dünkende Erwachsene, die immer nach warum und was und zu welchem Ende fragen. Und so fahren sie gut, denn dem Kinde gegenüber wird auch der Erwachsene, der Böse dem Kind gleich. Jedes Ding ist einzeln, eigenartig und neu; es isoliert alle Dinge von einander und will nichts von einem „Sinn" wissen, den die sinnlich greifbaren Erscheinungen noch haben könnten. Der große Narr Don Quichote, der überalterte Phantast, sieht in Stallmägden Edeldamen und in Windmühlen Ritter. Seiner großen

7) Dieser Ausdruck, d. h. der Vorgang ist, wie später gezeigt wird, im Sinne der Akzeptierung der Kastration überdeterminiert.

hageren Gestalt hat Cervantes den Tollpatsch Sancho Pansa, den runden Bauernburschen, gegenübergestellt, das lebendig gewordene Stehaufmännchen, das es schließlich viel weiter bringt, als sein Herr. Heute, im Zeichen Kretschmerscher Typenforschung werden wir sagen: der Pykniker, der die Dinge nimmt, wie sie sind, der lebt und leben läßt, ist natürlich glücklicher als der verbohrte Dysplastiker, der keine Freude gewinnen kann.

Denn wo der Dumme hinkommt, sind alle lieb und nett zu ihm: er ist gut zu den Pflanzen, den Tieren, ja selbst zur unbelebten Natur. Und sie lohnen es ihm. Wenn er in Gefahr ist, eilen die Vögel und die Ameisen ihm zu Hilfe, und der Teich spaltet sich. Der Dumme ist das vertrauenselige Kind, dessen Liebe nicht enttäuscht wird. Es hat all die himmlischen Gewalten für sich, im irdischen Leben des Alltags die allmächtige Mutter — wenigstens in seinen Wunschträumen. Anders der, der durch Enttäuschung, durch Liebesenttäuschung an den Eltern sich von ihnen loslöst, sich geschieden hat und nun Erwachsener ist, allein auf sich angewiesen, und im Bewußtsein, daß alles sich voneinander scheidet, gegeneinander kämpft, auch sich selbst überall einstellt, bekämpft zu werden und durch seine „Gescheitheit“ erst recht Feindschaft erweckt.

Die schwerste Liebesenttäuschung, die der Mensch erduldet, die wenigen Menschen erspart bleibt, über die sehr viele ihr Lebtag nicht hinwegkommen, ist die Liebesenttäuschung an den Eltern, die seine körperliche Unversehrtheit bedrohen und damit den Glauben an die Unversehrtheit des eigenen Körpers, dessen Allstärke, dessen ewige Wiedergebärbarkeit in unversehrter Schöne unzählige Dichter phantasieren. Auch der Dumme, oft auch körperlich Verunstaltete (er ist namentlich häufig mit einem Buckel ausgestattet), wird nach Sieg über den Neunmalweisen, die viel stärkeren Eltern (bzw. älteren Brüder) der schönste junge Prinz und besitzt die Königstochter. Wir kennen die Symbolsprache solcher körperlicher Entstellungen aus tausenden Träumen und vielen hysterischen und paranoiden Symptomen. Es sind Überkompensationen und Verschiebungen der einen großen gefürchteten Schändung des Körpers durch Abschneiden des Genitale wegen der Wünsche auf die Königin, die ideale Mutter. Dummsein kann also heißen: kastriert sein. Der

dumme Held akzeptiert demnach die Kastration. Selbst sie hat ja Vorteile, wie wir gesehen haben, denn man wird als liebes Kind nun von allen geliebt, um des Kastriertseins, des Kindseins, des Dummseins willen.

So stehen am Ursprung zweier[8] scheinbar grundverschiedener Symptome ganz ähnliche seelische Erlebnisse. Ich habe in einem Fall von Zweifelsucht aufzeigen können, wie an der Wurzel dieser Krankheit die Kastrationsdrohung steht, und habe diesen Befund seitdem an zahlreichen Fällen bestätigt erhalten. Ein Teil der Persönlichkeit fand sich in der Rolle des Kastrierten, der Frau, während der andere Teil an der Männlichkeit, der Unversehrtheit festhielt. Der Zweifel, der schließlich auf alles und jedes übertragen wurde, bezog sich ursprünglich auf die eigene Person und lautete: Was bin ich, Mann oder Frau, unversehrt oder kastriert? Noch auf ein zweites bezog sich der Zweifel, auf das Funktionieren der Sinnesorgane: darf ich meinen Augen trauen, daß es kastrierte Wesen (die Frauen) gibt? Ist ein solches Verbrechen möglich, so ist auch mein Körper bedroht. Und alles, was durch die Sinnesorgane geht, ihr ganzes Funktionieren wird bezweifelt. Die ganze durch unsere Sinnesorgane greifbare Welt wird unsicher. Von ihr wird die Liebe abgezogen. Aber die Frage lautet auch: bin ich denn ein Wesen, das sehen, erleben kann? Und, um sich von seiner Erlebnisfähigkeit zu überzeugen, wird Lust in den Funktionen bestimmter erogener Zonen (hauptsächlich der Analerotik und des Sadismus) gesucht.

Bei der Dummheit sind die Sinnespforten weitgehend geschlossen, aber sie sind gesperrt nur gegen unliebsame Wirklichkeiten. Im Märchen sieht der Dumme nicht, daß er einem scheußlichen Ungeheuer gegenüber steht, einem Ding, das eigentlich nicht möglich ist, wie z. B. einem Menschen, der seinen Kopf unter dem Arm trägt. Er sieht die Kastration nicht, will sie nicht sehen. Das wird schon ein Wesen sein wie ich und du. Ich sehe nicht lang, ich frage nicht lang. Wozu soll ich Angst haben? Die Dummheit überwindet die Angst, ähnlich wie auch ihr Gegenteil es tut:

---

8) Ich lasse die dritte Lösungsmöglichkeit, die Pseudologia phantastica außer Betracht, doch schimmert sie da und dort bei den „Lügen" der Kinder, bei den Phantasien der Dichter durch.

das ist die Fähigkeit, die Libido zweckmäßig von der Außenwelt abzuziehen und den Worten, Vorstellungsbildern und Begriffen zuzuwenden, die in einem wohnen. Denn wenn man dies getan hat, kann man mit den Vorstellungsbildern und Worten Überlegungen anstellen, spielerisch an ihnen die Gefahren vorwegnehmen und so in fraktionierter erträglicher Form die Angst abtun und angstfrei sich der Außenwelt wieder zuwenden und jetzt die Gefahren richtig einschätzen und vermeiden. Weil aber Dummheit und Gescheitheit aus einer Wurzel stammen, darum wohnen sie immer so dicht beieinander, so daß sich nicht nur die Zweige, sondern auch die Stämme vermengen.

Einen sehr hübschen Beleg für die gemeinsame Genese von Dummheit und Denkzwang gibt jener oberwähnte Fall von Folie du doute und im Speziellen jene Deckerinnerung, deren Aufklärung die Analyse damals besonders förderte: der Knabe teilt das Schlafzimmer mit dem von ihm geliebten Dienstmädchen und sieht die Liebesaggression des gleichfalls geliebten Onkels auf das Mädchen. Aber er sieht nur die Oberkörper, das eigentlich Anstößige wird — weggesehen. An Stelle des Sehens aber tritt das Denken. Seine Entstehung ist dieselbe wie immer, und auch seine Aufgabe ist die gleiche, wie wir sie stets finden, wenn sie auch hier ins Pathologische verbogen ist: Die Realität ängstigt; ihre wirre Reizfülle ist nicht wie bisher zu bewältigen: das Benennen, das Rufen nach der Mutter hat versagt. Die große Realität Mutter hat enttäuscht. Das Kind steht allein; von aller Welt geschieden, zieht es seine Liebe von der Realität zurück und sucht nun abseits von ihr in die Erinnerungsbilder und deren Wortrepräsentanzen Ordnung zu bringen, Lücken zwischen ihnen durch Ausfüllung mit älteren Vorstellungsbildern bzw. deren Wortrepräsentanzen zu schließen. Namentlich wird die Realität durch einen „Sinn" und einen „Wert" vervollständigt. Sinn, das ist die gewünschte oder gefürchtete Summation der Sinneseindrücke „Aller", der Mutter, des idealen Vater Gottes, und Wert, d. h. der Wert sub specie aeternitatis, die Liebe des unbegrenzt lebenden Vaters, die er — wie wir wünschen und fürchten — den Dingen gibt. So gerüstet suchen wir uns über das unlustvolle aktuelle Erlebnis hinaus der ganzen Realität anzupassen und dadurch eben dies aktuelle Erlebnis zu

bewältigen. Anders der Zwangsgrübler, der zwangshaft das Greifbare und das Ergriffensein flieht, um im Reiche der Wortbilder seiner Zwiespältigkeit zu leben und durch magische Gesten mittels der Wortbilder wie ein ferner Gott, der Vater, die Realität zu ändern. Anders auch der Dumme: ihn kümmert kein Sinn, kein Wert, keine Bedeutung und wie die Worte alle noch heißen mögen. Er bewältigt die Wirklichkeit eben durch seine Dummheit, sein Nichtsehen, indem er ihr Mitleid, ihre Liebe weckt. Das kleine Kind will von der allgütigen Mutter ergriffen werden. Das gelingt, aber es gelingt doch nur unvollständig. Besser gelingt es dem Denkenden. Dessen Geist genießt größere Wertschätzung. Dies ist aber nicht allein aus der praktischen Bedeutung des Verstandes zu erklären. Sie muß noch tiefer begründet sein; darauf macht uns vor allem die Ambivalenz aufmerksam, mit der der Geist bedacht wird.

V

Wir haben bisher nur die eine Seite berücksichtigt, warum der Dumme nicht fragt: er ist der Wirklichkeit zugewandt, sieht nicht und will nicht sehen, was hinter den Dingen ist. Aber er liebt die Wirklichkeit und so kommt es, daß er auch zuweilen sehr viel Fragen stellt, mehr als zehn Weise beantworten können. Aber welche Fragen sind es, die er stellt, die die Weisen nicht beantworten zu können glauben? Wissen diese Weisen in der Tat keine Antwort, weil sie die Dinge nicht sehen, oder wollen sie nur nicht Rede stehen, weil sie meinen, daß dies von Schaden sei, daß dann der Dumme, das bisher lenkbare Kind, gegen die Autorität der Eltern und der Beherrschte gegen die Herren sich auflehne? Oft scheint es, daß der Dumme eben weiter nichts ist, als der Lenkbare, das kleine Kind, dem die Rechte der Erwachsenen vorenthalten werden sollen, besonders die geschlechtliche Betätigung. So entsteht durchaus als Kunstdichtung, d. h. Wunschphantasie der herrschenden Klasse — im Mittelalter als höfische Dichtung, in nicht weit zurückliegender Zeit als solche eines Spätromantikers, der Freund eines Königs und von enormer Selbstverliebheit war — die Gestalt des „reinen Toren“: Parsifal. Hier ist ganz unverhüllt, daß

das, was den Toren auszeichnet, eben seine geschlechtliche Reinheit ist. An ihn reicht nicht die Sinnenlust heran, darum kann er ein Werkzeug in den Händen höherer Mächte sein, Vertreter idealisierter Väter und Mütter. Er ist durchaus nach dem Willen einer weiblichen Moral, der Mutter, die ihn abseits vom Hofe in der idealen Situation des gegenseitigen Alleinbesitzes erzogen hat. Früh kommt dabei seine Gewalttätigkeit zum Vorschein (Vogelmord), die immer wieder durchbricht. Da tritt ein Ritter ihm in den Weg, der ihm, dem reinen Toren, als Gott erscheint und damit ihn seine eigene Unvollkommenheit erleben läßt.[9] Um sie auszugleichen, will er in die Welt hinaus, die Mutter verlassen. Diese versucht es zunächst, ihn lächerlich zu machen, damit er, von der Welt verspottet, zu ihr zurückkehre. Aber vergebens, es drängt ihn, sich zu betätigen. Wissend fehlt er so gegen der Mutter Gebot, das fordert: sei wie ich, ein Weib; und damit vernichtet er sie, die aus Gram über sein Weggehen stirbt. Als Mann — so wünschte er es wenigstens — liebte ihn die Mutter, durfte ihn aber nur als Kind, Kastrierten, lieben. Jetzt ist sie tot; gerade deshalb gehört er der Mutter liebend weiter: er meidet die Frau als Sexualobjekt. Aber auch hassend ist er ihr noch zugetan: er zerstört das Leben der Frauen, die ihn lieben. Die Gründe für diesen Haß erahnen wir bei der Szene, da er, drei Blutstropfen im Schnee sehend, erstarrt. (Abscheu vor der Kastrierten und der Defloration.) In seiner Torheit, die ihm soviel Böses erlaubt, ist er das Kind, — höfisch gesprochen: der Bauer, — das unendlich viel Fragen stellt. Am Hofe lernt er, das Schweigen und den Befehlen Gehorchen Pflicht des Kindes gegen den Vater und des Untertanen gegen den Herrn ist. Und so kommt er auf seinen Irrfahrten auf die Gralsburg, sieht dort all das Elend (die blutende Wunde, die Folge des sexuellen Sündenfalles) und das geheimnisvolle Wunderbare (das Blut Christi; die Gewalttätigkeit der Durchbohrung Jesus wird zur Gnade!) und schweigt. Erst als er durch abermalige Irrfahrten geläutert ist, stellt er die mitleidige Frage und wird so König, der

9) Vergl. dazu in vielen Neurosenanalysen (verhüllt z. B. in der mitgeteilten Deckerinnerung der Folie du doute) das traumatische Erlebnis des Anblickes eines erigierten Penis (des Vaters oder einer Vaterimago).

die Dinge wissend beherrscht. Auch bei Wagner wird er durch Mitleid wissend, wie der Text sagt. Die Handlung aber zeigt uns, daß er durch den Kuß einer Wissenden, nach ihm gierigen Frau selber wissend wird, durch Abweisung genital geschlechtlicher Liebe also.

Diese Sage verrät uns deutlicher denn viele Worte, was es um die Torheit für eine Bewandtnis hat: Torheit heißt Unwissenheit in sexueller Beziehung, sie ist der Wunsch der Eltern in bezug auf ihre Kinder. Und die Erfahrung an unserem Krankenmaterial zeigt uns, daß ein großer Teil der menschlichen Dummheit — wie Freud uns dies lehrt — dadurch zustande kommt, daß die Kinder bemüht sind, um den Eltern zu gefallen, nicht mehr zu fragen, woher sie kommen, welchen Anteil an ihrem Werden der Vater hat, wie sich die Geschlechter unterscheiden und all die tausend Fragen, mit denen die Kinder den Eltern zur Last fallen. Und weil dies die Kinder sehen, lernen sie schweigen. Aber noch mehr sehen sie oder müßten sie eigentlich sehen: daß ihre Eltern sie anlügen, nicht nur in dem Sinne des Erwachsenen, daß sie anders reden, als sie denken, sondern vor allem auch in dem Verstande, wie das Kind das Wort Lüge gebraucht: das nämlich die Erwachsenen anders handeln, als sie reden. Aber das Kind darf seinen Eltern gegenüber nicht äußern: du lügst. Es will auch nicht denken und sehen, daß die Eltern lügen, also das tun, was es von ihnen immerfort als „böse" gewehrt bekommt. Denn böse sein würde ja heißen ungeliebt sein. Und das Kind will seine Eltern lieben, nicht nur aus Not, sondern auch aus tausend Sehnsüchten. Und so verschließt das Kind, um an die Eltern zu glauben, seinen Blick vor der Wirklichkeit. Es darf nicht mehr sehen, als zum Bilde der idealen Eltern paßt. Dumm und unwissend sein ist auch unfähig sein, sich Kenntnisse über die Fehlbarkeit der Eltern zu erwerben. So die Patientin, aus deren Erinnerung ich die Verhöhnung der Mutter durch den Bruder oben gebracht habe. Sie wußte bis weit über ihr zwanzigstes Jahr nichts von irgendwelchen sexuellen Vorgängen. Ihre einzige Erinnerung, die sie über ihr Sexualwissen aus früherer Zeit zunächst bringen konnte, war nur die Angabe der Mutter, daß sich die Knaben von den Mädchen durch spitze Ellen-

bogen unterscheiden. Die Mutter hatte also nie gelogen, sondern immer die Wahrheit — wenigstens symbolisiert — gesagt. Erst im Laufe einer langwierigen Analyse füllten sich die Lücken aus. Dabei zeigte sich als starkes Motiv der Verdrängung ihres früheren sexuellen Wissens, daß sie nicht wahr haben wollte, daß die Eltern lügnerisch und sexuell sind.

Wir kennen einen Typus, der wegen der blinden Ergebenheit den Eltern gegenüber diesen sehr angenehm ist und von ihnen geradezu als Musterkind bezeichnet wird, arme Wesen mit jugendlichen Körpern, aber mit altersstarr beherrschten Mienen. Sie sind immer „brav", d. h. sie stören die Eltern nicht und bereiten ihnen sogar die Freude, daß sie stolz mit dem Lob ebenso bequemer Lehrer prunken können. Kenntnisse, namentlich auf sprachlichem und begrifflichem Gebiete kann ein Musterkind sich relativ leicht erwerben, ist es doch nicht „zerstreut", weil es stark gegen die Umwelt und die Affekte abgeblendet ist. Auch kann es — was besonders imponiert — besser erworbene Kenntnisse reproduzieren als das seelisch lebendige Kind, daß durch seine leidenschaftliche Stellungnahme oft gestört wird. Aber sobald das Musterkind an eine selbständige Tätigkeit gehen soll, versagt es außerordentlich häufig. Lieblos gegen das Greifbare, nimmt es nichts selbständig wahr und vermag also auch nicht sich anzupassen. So erklärt es sich, daß wir so außerordentlich häufig auf große Begabungen in begrifflicher Beziehung, z. B. Rechnen, Mathematik und fremde Sprachen bei Menschen stoßen, die im Leben dumm sind. Immer wird in der Literatur erwähnt, daß Rechenkünstler oder ähnliche geistige Phänome häufig geistig debil seien. Es handelt sich jedoch nicht um eine von Geburt an festgelegte, besonders hohe einseitige Begabung bei im übrigen angeborener Geistesschwäche, sondern um eine besondere Form der Zwangsneurose, die seit frühester Jugend bestand (meist seit dem 4.—5. Lebensjahr) und so den Erwerb von Kenntnissen scheinbar unmöglich machte, während anderseits bestimmte Fähigkeiten zwanghaft hochgepäppelt werden (Krankheit mit dem Gefühl besonderer Hochwertigkeit des Symptomes). Analysieren wir solche Fälle von Dummheit, so gelingt es uns bisweilen innerhalb zwar langer, aber doch im Verhältnis zu den nun auf einmal gewonne-

nen Kenntnissen unverhältnismäßig kurzen Zeit von 2—3 Jahren eine Nachreifung zu erzielen, die die latenten Kenntnisse von 20 Jahren und mehr den Kranken zur Verfügung stellt. (Die besonderen Fähigkeiten dagegen werden durch die Psychoanalyse nicht abgebaut. Als Eigentümlichkeiten, die sehr viel Lust bringen, und da sie realitätsgerecht sind, werden sie beibehalten, trotzdem sie wie Krankheitssymptome entstanden und gebaut sind.)

Dummheit ist, dies sei nochmals besonders hervorgehoben, vor allem auch eine Form der Erledigung des Hasses, namentlich desjenigen, der aus dem Ödipuskomplex stammt. Daß dieser gleichzeitig das Ventil des Hasses versperrt, wurde schon oben gezeigt und wird gerade auch an der Parsifal-Sage klar.

Auch in dieser Beziehung ist die Zweifelsucht von denselben Quellen wie die Dummheit gespeist; kaum eine Neurose macht den Kranken so hilfsbedürftig im praktischen Leben, so zum Vampir der Umwelt, besonders der Eltern, wie der Zweifel. Aber dies ist nur eine ganz oberflächliche Schicht. Tiefer unten zeigt sich der Zweifel gegen die eigene Person gerichtet, die der Sinnesorgane (primär des Penis) beraubt zu sein fürchtet. Die Instanz aber im Kranken, die ihn immer wieder zu zweifeln, zu fürchten zwingt, sind die geliebten, gehaßten Eltern, mit denen sich ein Teil des Ichs („Überich") identifiziert hat.

Aber noch mehr: wenn das Kind zweifelt, indem es — was es nicht „soll" — hinter den Dingen und Worten einen tieferen geheimnisvolleren Sinn vermutet, folgt es seinen Eltern, die in sexuellen Dingen hinterhältig, zwiespältig, lügnerisch sind. Der Teil des Menschen, der zweifelt, ist so bös, unwahr wie die *bösen* Eltern, negatives Elternideal, Eingebung des Teufels, wie die katholische Kirche lehrt; der Teil, der nicht zweifelt, wie die „gut" gebliebenen Eltern, das ist das Höchste, Edelste im Menschen, Vater und Mutter, das Ichideal, göttlich. Und so ist es kein Wunder, daß zu allen Zeiten der Geist dem Körper als überirdisches, gläubiges und doch als denkendes, verneinendes Prinzip gegenübersteht.

Selig sind daher die Einfältigen, denn ihnen blieb das Himmelreich der elterlichen Liebe. —

Leider muß hier bekannt werden, daß mit der bisherigen Erklärung nicht annähernd die Kompliziertheit der Parsifal-Sage

und des Problemes Dummheit erschöpft ist. Vielmehr ist die Sage[10] bereits eine Reaktion auf die frühere Lösung: der Mann Parsifal tötet den Vater und errettet die Mutter. Statt dessen ereignet sich das Umgekehrte. Auch ist das Weib deutlich die Versucherin und nicht mehr die Verfolgte. In ihrer Person erscheint schon die Sünde personifiziert; Klingsor, der Zauberer, ist bereits als böse Macht erkannt (kastriert)! Nicht mehr die gute mütterliche Frau, etwa eine Fee, bringt die Hilfe, sondern der treue, väterliche Knecht. Wenn wir die zeitgenössischen Miniaturen des Epos betrachten, die weibliche Haartracht der Männer, die knabenhaften Körper der Frauen, so ahnen wir, daß auch hinter dem heldischen Rittertum dieser Epoche die Frau eine nicht nur unterirdische Herrschaft ausübt. In die nämliche Richtung weist auch das — wie mir scheint — wesentliche Einschiebsel Wagners in die Dichtung Wolframs: Die Tragödie der Kundry, des Weibes, das im Banne des unheimlichen Mannes zur Dirne wird.[11]

Auch in den von mir analysierten Fällen von Dummheit schien mir die Homosexualität eine wesentliche Rolle zu spielen, wobei es den Eindruck erweckte, als ob der Ödipuskomplex durch eine sehr große Verschiedenheit der Eltern (oft in geistiger Beziehung) eine besondere Färbung erhalten habe. Meist trat die gleichgeschlechtliche Bindung unverhüllt hervor: der Spießgeselle wurde mit naiv offener Zärtlichkeit geliebt, was die therapeutischen Möglichkeiten dann gewöhnlich erheblich erhöhte.

VI

Es ist vielleicht gut, hier das über die Psychosexualität des Dummen Gesagte zu ergänzen:

Die Sinnespforten des Dummen sind gegen alle Eindrücke ge-

---

10) Ich verdanke dies einer Mitteilung von Dr. Federn, dem ich auch bei dieser Gelegenheit für seine zahlreichen Hinweise danke.

11) Analog wird in den Musikdramen Wagners neben den männlichen Helden der alten Sage eine fast ebenso bedeutsame Frau gestellt (so Elisabeth in Tannhäuser, Senta im Holländer, die Walküre in den Nibelungen). Fast nur die Meistersinger sind ein männlich zentriertes Stück. Um diese tiefen Zusammenhänge zu erfassen, wäre wohl eine sehr tiefschürfende Untersuchung der Zeit des Minnesangs wie R. Wagners nötig, die den Rahmen dieses Aufsatzes, aber noch mehr meine Kenntnisse überschreiten würde.

schlossen, welche ihn in seiner harmlos kindlichen Sinnenlust stören können, namentlich soweit sie ihn in Konflikt mit seiner Umwelt, d. h. seinen Eltern und Pflegepersonen bringen können. Die Lustobjekte im eigentlichen Sinne sind die Sinnesorgane, die erogenen Zonen. Der Dumme ist auf der Stufe der Autoerotik stehengeblieben bzw. auf sie regrediert. Und zwar können wir nun so gut wie alle erogenen Zonen als Lustobjekte, so gut wie jede Funktion derselben als Lustziel finden. Dabei treten allerdings einige besonders hervor: vor allem die Mundzone. Gerade unter den Dummen finden wir eine große Anzahl von Menschen, denen das Essen und Trinken außerordentlich viel bedeutet, ja direkt ihren Lebensinhalt. Im Speziellen können Süßigkeiten, Rauchen, und Kauen eine große Rolle spielen. Daneben findet man nicht selten einen Typ, der an seiner Muskelkraft eine große Freude hat. Damit wird es einerseits erklärlich, warum diese Leute so gut zu körperlicher Betätigung zu gebrauchen sind, besonders heute im Sport eine Rolle spielen. Kommen sie doch auf diese Weise sehr leicht zu einem narzißtischen Genuß, der um so schwerer wiegt, da er ihnen ermöglicht, über die sonst ihnen überlegenen Verstandesmenschen zu triumphieren. Diesem Typ der Muskelstarken und Bewegungsfreudigen steht ein anderer gegenüber, allerdings mit ihm untermischt, der eine Hauptlust in der Entspannung der Muskulatur findet, namentlich in dem stärksten Ausmaß derselben: im Schlafen. Bei vielen dieses Typs kann man sagen, daß Essen und Schlafen das sei, um das sich ihr Leben dreht. Um den Schlaf zu erreichen und um ihre Oralerotik zu genießen, schließlich um eine allgemeine Euphorie mit allen narzißtischen Komponenten zu erzielen, kommen diese Menschen leicht dazu, dem Alkohol zu frönen. Und so finden wir gerade unter den Dummen eine große Anzahl von Alkoholikern. Besonders der Schnaps- und Biergenuß ist bei ihnen verbreitet, weniger der des Weines[12] und anderer Rauschgifte. Wird doch der Schnaps meist in Destillen eingenommen, in denen man mit Kumpanen auf die gemeinsamen Bedrücker schimpfen kann, und das Bier am behäbigen Biertisch, wo man mit ebenso stumpfsinnigen Philistern zusammenhockt, um

12) In Ländern in denen der Weinkonsum eine ziemliche Rolle spielt, zeigt es sich, daß auch Most und junger Wein eine besondere, den Dummen anziehende Bedeutung hat.

alles besser zu wissen. Und so geben gerade diese beiden Gifte, bzw. die Art, wie sie eingenommen werden, reichlich Gelegenheit zum Abreagieren feindseliger Gefühle gegen die mächtigen Eltern, bzw. älteren Brüder, aber auch zu mehr oder weniger deutlicher Betätigung homosexueller Regungen. Besonders häufig kann man diese bei Biertrinkern nachweisen, wo der starke Flüssigkeitsverbrauch ein häufiges Wasserlassen verursacht, das dann meist gemeinsam besorgt wird und zur Befriedigung homosexueller Schau- und Zeigelust führt (gegensätzlich häufige psychogene Unfähigkeit, in Gegenwart anderer Wasser zu lassen.)

Auch die Analerotik ist bei Dummen recht häufig sehr ausgeprägt in unverhüllter Entäußerung wie auch in den komplizierteren Formen des analen Charakters, wie er uns in mustergültiger Weise von Freud und Abraham aufgezeigt worden ist. Stark und oft ohne jegliche Verdrängung tritt uns der Hang zur Grausamkeit entgegen. Besonders häufig gegenüber den noch kleineren Kindern: dem Kind und dem Tier. Allerdings findet man ihn gerade auch diesen Objekten gegenüber besonders stark überkompensiert in einer geradezu rührenden mitleidigen mütterlichen Sorgfalt: kann dieses Mitleid ja dem Stiefkind der Natur die Möglichkeit zur narzißtischen Lust gewähren, sich hier einmal als Großer zu dünken, ein Musterelter zu sein.

Die ausgesprochen erogene Zone aber ist das Genitale; jedoch handelt es sich nicht um die Erreichung der vollausgebildeten genitalen Entwicklungsstufe, auf der zur Lustgewinnung die Gemeinschaft mit einem Liebesobjekt nötig ist und die anderen Lustzonen der Vorlust dienen. Es bleibt in der Hauptsache bei der Onanie, sei es als Selbstbefriedigung im engeren Sinne, sei es mittels einer Person des gleichen oder anderen Geschlechtes. Dem Vorwiegen des Autoerotismus entspricht die große Anzahl von Perversionen, die wir in ausgeprägter Weise bei Dummen finden. Aber selten veranlassen diese ärztliche Beobachtung, höchstens auf dem Wege des Gerichtssaales. Dem Dummen erscheint alles mehr als harmlose Selbstverständlichkeit ohne Schuldgefühl. Allerdings ist auch ein großer Teil der Perversionen verdrängt und tritt dann in seinem Negativ, meist in Form kleinerer hysterischer Symptome, in Erscheinung.

Eine besondere Rolle spielt hiebei die Schaulust, im speziellen die Sexualneugierde. Wir haben ihre überragende Bedeutung bereits kennengelernt: sie kann der Anlaß zur Dummheit sein, indem gerade auf sie und damit auf jede Erforschung der Realität verzichtet wird. Anderseits ermöglicht gerade wieder die Dummheit ein hemmungsloses Nachgeben an diese Neugierde.

Nun hat uns Freud gelehrt, daß die Sexualneugierde eine Haupteigentümlichkeit jener Entwicklungszeit ist, die er die phallische nennt und deren Einstellung zum Genitale eben jener entspricht, die wir als die des Dummen beschrieben haben. In die phallische Epoche datiert auch Freud den von uns als Ursache der Dummheit beschriebenen Untergang des Ödipuskomplexes an der Kastrationsdrohung. Auch die Objektwahl steht mit ihr in Einklang: Soweit Liebesobjekte überhaupt in Frage kommen, sind sie von dem Typ, den Freud als Anlehnungstyp beschrieben hat: der Dumme kuschelt sich sozusagen an Vater und Mutter an. Auf eine besondere Form narzißtischer Objektwahl haben wir schon hingewiesen: ein Personenkreis, vor dem der Dumme Held sein kann. Und er ist ein Held, indem er richtig handelt, der Kluge ist, trotz seiner „Gedankenlosigkeit", ja gerade wegen seiner Kindlichkeit. Er ist der Däumling des Märchens, einfältig wie ein Kind und klug wie die Schlange. Nun ist aber der kluge Kleine — worauf schon Riklin hinweist — ein Symbol des Phallus, „der hirnlose Penis", der ungelehrt alles weiß und kann, der dumme Held. Und wie im Märchen, so in der Wirklichkeit, wäre Dummheit also der Zustand der Existenz rein als Penis.

Durch Freuds Forschungen wissen wir, daß die von konversionshysterischen Symptomen befallenen Körperteile dem Unbewußten der Kranken Genitalien darstellen. In der psychogenen Dummheit liegt ein analoger Vorgang vor: Das ganze Individuum ist Genitale. Wir sind daher berechtigt, die Dummheit als hysterische Lösung des nämlichen Konfliktes anzusehen, für den die Zweifelsucht die zwangsneurotische ist, nämlich der Kastration zu entgehen, indem man sie gleichzeitig akzeptiert: Da der Dumme selber Phallus ist, braucht er keinen.

Der Regression beziehungsweise dem Verharren auf der phallischen Sexualstufe entsprechend, finden wir in sehr zahlreichen

Fällen noch andere hysterische Mechanismen. Bei jenen Fällen, die stärker mit Zweifelsucht untermischt sind, treten die anal-sadistischen Züge und die Zwangssymptome deutlicher hervor. Daneben bestehen meist unverdrängte oral-muskuläre Partialtriebe.

VII

Das Bild, das von der Dummheit entworfen werden mußte, ist reichlich widerspruchsvoll: liebend den eigenen Sinnen hingegeben — abgeblendet gegen die Außenwelt — ihr liebend zugewandt; Furcht vor der Kastration — ihre Akzeptierung im Symptome der Sinnesberaubung; naive Hingabe an Autoerotik — der Sexualität verschlossen; liebevoll — haßerfüllt; dem Greifbaren zugetan — groß in einzelnen rein sprachlich-begrifflichen Leistungen; kindisch unfähig, hinter die Dinge und die Absichten der Menschen zu blicken — von gesundem Menschenverstand und großer Fähigkeit, Menschen für sich zu gewinnen und so fort, Seite auf Seite Gegensätze! Kann so die „Einfalt" aussehen?

Aber eben die Uneinheitlichkeit, die übrigens gerade in bezug auf die einseitigen Begabungen ja längst bekannt war, wird den, der auch nur eine Ahnung von psychischen Erkrankungen hat, darauf hinlenken, daß sehr viele Fälle von Dummheit psychogen und nicht durch minderwertige Anlage des Gehirnes bedingt sind. Denn das Wesentliche jeder psychogenen Reaktion ist ja, daß sie der mißglückte Ausgleichs- (Heilungs-) Versuch eines Konfliktes ist. Ja wir müssen sogar eigentlich ein solches Kunterbunt verlangen, wenn der Nachweis geliefert werden soll, daß ein Fall von Dummheit eine psychogene Reaktion sei. Wenn man so die Fälle von Dummheit durchmustert, an denen ja kein Mangel herrscht, wird man finden, daß meine Behauptung, die ich früher einmal aufstellte, zu Recht besteht: die Dummheit ist wohl die häufigste Neurose.

Allerdings in einem Punkte muß ich mich korrigieren: durchaus nicht immer spielt sich der Konflikt in der für die Neurosen charakteristischen Weise ab, daß nämlich Triebe verdrängt werden und aus der Verdrängung in einer für die bewußte Persönlichkeit unbeherrschbaren und auch unverkennbaren Form sich

als Symptome durchsetzen, daß also nach Freuds Nomenklatur das Es das Ich überwältigt. Vielmehr haben wir gesehen, daß bei der Dummheit in weitgehendem Grade das Überich, die Repräsentanz der Eltern in der Persönlichkeit, das Ich von der Wirklichkeit wegreißt: daß also Psychose vorliegt (hysterische Psychose, wie dies ja vom Ganser stets bekannt war).

Und weil dem so ist, so sind die therapeutischen Möglichkeiten in allen Fällen skeptisch zu beurteilen. Es ist zwar sehr leicht, eine gewisse lauwarme oder auch derb sinnliche, das heißt verhüllt feindliche Übertragung vom Patienten auf den Analytiker zu erreichen. Aber die Affekte in ihrem vollen Ausmaße sind schwer auf den Analytiker und damit auf die Außenwelt zu lenken. Auch scheucht die für den Therapeuten notwendige Zurückhaltung mit ihrer, dem Patienten schier unertragbaren Versagung ihn leicht in seine trotzige und höhnische Ablehnung immer wieder zurück. Entsprechend diesen beiden großen Wächtern der Dummheit haben wir uns daher durch eine große Mauer von Widerständen hindurchzuarbeiten, die mit der anal-sadistischen und kannibalischen Triebwelt zusammenhängen. Wenn man jedoch die nötige Geduld, das heißt den liebevollen Zeitaufwand, zeigt, so gelingt es doch immer wieder, diesen oder jenen Fall von Dummheit in einer Weise zu fördern, die den Therapeuten stets aufs Neue überrascht.

Auch muß man sich den Schillerschen Satz „Gegen die Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens" vor Augen halten, allerdings in einem etwas anderen Sinne, als er gewöhnlich angewandt wird: Gerade die Götter kämpfen gegen die Dummheit vergebens, wer dem Dummen mit der ganzen Anmaßung des auf Autorität erpichten Schulmeisters gottgleich gegenübertritt, der befiehlt und urteilt, der wird nie etwas erreichen. Wir haben aufgezeigt, welche verhängnisvolle Rolle die Kastrationsdrohung in jener Zeit kurz vor dem sechsten Lebensjahre spielt. Wer auf Macht pocht, wird die Furcht vor ihr erneuern, wird den Dummen immer wieder von der Außenwelt abschrecken. Nur die ewig gleichbleibende Liebe kann ihn veranlassen, sich hervorzuwagen. Und Liebe erwartet der Dumme am ehesten von Seinesgleichen, von dem, der dieselben „Schandtaten" begangen hat wie er. Das Verständnis aber jeder neuen Dummheit

und ihre Deutung ist ein Eingeständnis des Therapeuten, daß er Spießgeselle des Sünders ist.

Aber was soll denn der Therapeut eigentlich? Ist es einem Menschen wirklich gegeben, mit ganzer Persönlichkeit dumm zu sein, so besteht kein Krankheitsgefühl, kein Genesungswunsch. Im Gegenteil: Die Dummheit bietet so viel, daß der Gescheite ja oft sein Kassandradasein verflucht. Und ist gar die Dummheit so, daß der Tor sich liebend seiner Sinnenwelt geben kann, so strahlt von ihm auch Glück auf die Umwelt und von dieser zurück auf ihn. Denjenigen aber, deren Lust es ist zu herrschen, ist das dumme Kind, das lenkbare Herdentier, das blind vertraut, lieb.

Allerdings, gerade wenn wir das häufige Versagen des „Musterkindes" und „Subalternen" bei der Notwendigkeit selbständiger Handlungen ins Auge fassen, verstehen wir, warum es nicht im Interesse der Allgemeinheit ist, die Dummheit zu pflegen, zumal ja der Dumme auch dank seiner Gewalttätigkeit und Suggestibilität sich zum Bilderstürmer eignet. Und auch der einzelne Dumme hat oft unter seiner Dummheit zu leiden.

Wenn sie zwangsmäßig geworden ist, das heißt wenn der Dumme nichts anderes sein kann als dumm, wenn die Motive seiner Dummheit, die Triebkräfte, die sie speisen, unbewußt und damit unbeherrschbar geworden sind.

Aber auch Denken müssen, kann zur Plage werden; Denkzwang, Grübelsucht sind leidvolle Krankheiten. Ein Musterbeispiel dafür ist S e i d e l, dessen Überschrift über sein Werk „Bewußtsein als Verhängnis" ein glänzendes Schlagwort für die Krankheit ist, die mit seinem Selbstmord endete.

Das Ziel einer jeden psychoanalytischen Behandlung ist die Lösung des peinvollen Gefühls des Zwanges, auch dessen blind sein zu müssen, nicht wahrnehmen zu können. Abgesehen von Kindern, erreichen wir dies oft bei Erwachsenen, meist solchen, die uns wegen anderer sie quälender Symptome aufsuchen. Sie erkennen nun, wie *sie sich blind und gefesselt gemacht haben, damit sie nur ja nicht der Liebe verlustig gehen*, und sie lernen es, weise zu sein: die Unfehlbarkeit und Vollständigkeit der Persönlichkeit, besonders ihrer bewußten, und namentlich ihres Überichs zu bezweifeln und anderseits die Lust an ihren Sinnen und der durch sie ver-

mittelten Außenwelt zu bejahen, besonders die Lust, die direkt und indirekt aus den Zweifeln, dem Denken quillt.[13]

Die Therapia magna aber sollte bei der Dummheit wie immer die Vorbeugung sein. Bei der großen Bedeutung, die für ihr Zustandekommen der Behinderung der Sexualforschung im weitesten Sinne zukommt, liegt es nahe, sie durch Forcierung der Aufklärung zu verhindern. Man kann allerdings damit eben solchen Schaden anrichten, wie durch ihre Verweigerung. Die besten Beispiele hiefür sind jene jüdischen Gelehrten der Gettos, die schon mit 4—5 Jahren aus den heiligen Schriften rein „sachlich" alles „lernen", bei denen aber jede kindlich spielerische Betätigung unterdrückt und alle Motorik auf dem Gebiete der Sprach- und Denkbewegung abgelenkt ist; leiderfüllte Grübler oder Verholzte können so entstehen. Es scheint mir aber wohl möglich, dem Kinde viel unnötige Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und im übrigen bewundernd zuzusehen, wie sich so ein Leben entfaltet.

Die englische „Schicklichkeit"

und die Bedeutung eines sprachlichen Moments für diesen Charakterzug

Von

Ernest Jones

London

Aus dem Englischen übersetzt von Editha Sterba.

Man begibt sich bei jedem Versuch, das Wesen der Charakterzüge einer Nation zu ergründen, auf unsicheren Boden; aber bei allen Schilderungen von typischen und allgemein gültigen

13) So wäre etwa heute die Formulierung des therapeutischen Zieles, wenn wir von der in der Hauptsache sensorischen Störung der Dummheit ausgehen.

Charaktereigentümlichkeiten des englischen Volkes begegnet man einem Charakterzug, der allenthalben mit solchem Nachdruck hervorgehoben wird, daß man sich dem Schluß schwer entziehen kann, daß ihm eine Gruppe tatsächlich beobachtbarer Erscheinungen zugrunde liegen muß. Ich meine die auffällige Betonung des Anstandes und der guten Sitte beim Engländer, eine Eigenschaft, die nicht nur von fast allen fremden Beobachtern hervorgehoben wird, sondern auch von Amerikanern und unseren überseeischen Mitbürgern, ganz zu schweigen vom „keltischen Saum" unserer eigenen Inseln. Daß dieser Zug bei uns öfters als sonstwo, zumindest in der alten Welt, in Prüderie ausartet, wird wohl allgemein zugegeben werden. Dieses Verhalten hängt sicherlich mit der Neigung zur Zurückhaltung zusammen, mit dem Mangel an geselligen Talenten, der Abneigung, irgendwelche Affekte zu zeigen, mit dem Abscheu vor dem Sich-selbst-zur-Schau-Stellen, vor Prahlerei, „*braggadocio*", „*gasconade*", „*rodomontade*", — man sieht, daß sich das Englische fremdsprachiger Ausdrücke bedienen muß, um diese dem Engländer fremden Eigenschaften zu bezeichnen. Psychologisch kann diese in Frage stehende Charaktereigentümlichkeit nach MacDougall als ein Mangel an Selbsteinschätzung bezeichnet werden. Die Psychoanalyse würde die Aufmerksamkeit dem sekundären Moment an diesem Phänomen zuwenden, das darauf hinzuweisen scheint, daß hier eine Reaktionsbildung vorliegt, wobei es ihr klar erscheint, daß durch diese Reaktionsbildung irgend etwas wirksam kontrolliert oder vermieden wird. Sie würde in diesem Charakterzug eine Reaktionsbildung wohl gegen mehr als einen Komplex sehen, von denen der verdrängte Exhibitionismus vielleicht der hervorstechendste ist. Wie dies auch sein mag, ich meine, es könnte vielleicht zwischen dieser Eigenschaft — die kurzerhand als Schicklichkeit bezeichnet werden kann — und einem spezifischen historischen Ereignis in der Entwicklung der englischen Sprache ein Zusammenhang bestehen. Doch bevor ich diesen Gedankengang ausführe, muß ich wohl einige Bemerkungen allgemein psychologischer Natur über die Sprache vorbringen.

Wir haben guten Grund, anzunehmen, daß die Sprache ursprünglich eine viel konkretere Funktion besaß, als dies jetzt der Fall ist. Es ist in der Tat behauptet worden, daß alles Sprechen unter-

lassenes Handeln bedeutet.[1] Deutliche Hinweise darauf kann man bei weniger kultivierten menschlichen Individuen finden, besonders bei Kindern und Wilden. Freud[2] weist nach dem Vorgang von Groos darauf hin, daß Kinder die Worte wie Gegenstände behandeln, wenn sie mit ihnen spielen. Frazer[3] bringt im Kapitel über tabuierte Worte reichlich Beweismaterial dafür, daß die Primitiven mit Worten und Namen eine ganz besondere Bedeutung verbinden. Er sagt im Anschluß an Tylor: „Unfähig, zwischen Wort und Ding klar zu unterscheiden, hält der Wilde die Verbindung von Namen und Personen oder Dingen, die damit bezeichnet werden, nicht bloß für eine willkürliche und gedankliche, sondern für eine wirkliche und gegenständliche Verknüpfung, die die beiden so sehr aneinander lötet, daß auf jemanden eine magische Handlung ebenso auf dem Wege über seinen Namen wie über sein Haar, seine Nägel oder irgend einen anderen materiellen Anteil seiner Persönlichkeit wirksam wird. In der Tat schätzt der Primitive seinen Namen wie ein lebendig Teil seiner Selbst und hütet ihn auch dementsprechend." Frazer zitiert als Beispiel die Sulka[4] von New-Britain, die, wenn sie in die Nähe ihrer Feinde kommen, von diesen nur als von „gefaulten Baumstümpfen" reden und sich dabei vorstellen, „daß durch diese Bezeichnung die Glieder ihrer gefürchteten Feinde ungelenk und schwerfällig werden wie Holzklötze. Dies Beispiel zeigt die ausgesprochen dingliche Bedeutung, die das Wort für den Wilden beinhaltet. Der Wilde glaubt, daß das bloße Aussprechen eines Wortes, das Schwerfälligkeit bedeutet, die Glieder der entfernten Feinde ungelenkt macht. Eine andere Illustration zu dieser sonderbaren mißverständlichen Auffassung bietet der Aberglaube der Kaffern, daß der Charakter eines jungen Diebes gebessert werden könne, wenn man seinen Namen über einen Kessel, in dem heilkräftiges Wasser kocht, ausruft, dann den Kessel mit einem Deckel verschließt und den Namen dann einige Tage im Wasser liegen läßt." Von den ungezählten Beispielen auf

---

1) Ferenczi, Über obszöne Worte. Bausteine zur Psychoanalyse. Bd. I.

2) Freud, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. Schriften, Bd. IX, S. 140.

3) Frazer, Taboo and the Perils of the Soul. 1911, Chapter VI.

4) ibid., op. cit. p. 331.

dem Gebiete des Tabu soil nur eines erwähnt werden.[1] Den Alfoors von Poso ist es nicht nur verboten, den Namen ihrer Schwiegereltern zu nennen — ein ziemlich allgemeines Verbot — sondern wenn der Name mit dem einer Sache identisch ist — wie zum Beispiel beim Namen „Baum",— dann darf auch der Gegenstand nicht mit dem richtigen, sondern nur mit einem Ersatznamen bezeichnet werden. Auch bei uns wird es als arges Vergehen gewertet, wenn Kinder Schimpfworte gebrauchen, und das englische Gesetz kann noch immer einen Mann zu einer Gefängnisstrafe verurteilen, wenn er in der Öffentlichkeit gewisse verbotene (obszöne) Worte gebraucht; das Aussprechen der unanständigen Worte allein gilt schon in beiden Fällen als Äquivalent für eine strafbare Handlung.

Das Wesen dieser primitiven dinglichen Auffassung von Wort und Sprache ist einer genaueren Darstellung zugänglich. Die Erkenntnis, daß alle Worte ursprünglich deutlich motorische und Wahrnehmungselemente besaßen, die sie allmählich mehr oder weniger im Laufe der Entwicklung des menschlichen Geistes einbüßten, ist eines der Ergebnisse, zu denen Freud in seinen Untersuchungen über die Psychologie des Traumes und des Witzes gekommen ist. Wie Ferenczi[2] darlegt, gibt es eine Gruppe von Worten, nämlich die obszönen, die wahrscheinlich, weil sie von der normalen Entwicklung ausgeschlossen sind, die motorische und Wahrnehmungsqualität noch in vollem Maß behalten haben. Über die Wahrnehmungsqualität sagt Ferenczi:[3] „Dem obszönen Wort wohnt eine eigentümliche Macht inne, die den Hörer gleichsam dazu zwingt, sich den benannten Gegenstand in dinglicher Wirklichkeit vorzustellen", und fügt hinzu: „Man könnte also annehmen, daß diesen Worten als solchen die Fähigkeit innewohnt, den Hörer zur regressiv-halluzinatorischen Belebung der Erinnerungsbilder zu zwingen." Er macht ferner darauf aufmerksam, „daß die feinen Anspielungen auf die gleichen Vorgänge oder die wissenschaftlichen Bezeichnungen derselben und die fremdsprachigen Ausdrücke diese Wirkung nicht, oder nicht in dem Maße

1) Frazer, Taboo and the Perils of the Soul. p. 340.
2) Über obszöne Worte. Bausteine zur PsA. Bd. I.
3) ibid. op. cit. S. 175.

haben wie die Worte aus dem ursprünglichen, volkstümlichen, erotischen Lexikon aus der Muttersprache". Zum motorischen Element mögen folgende Erläuterungen gegeben werden: die aggressive Tendenz, die dem Erzählen von Zoten innewohnt und die ein Ersatz für eine sexuelle Aggression ist; die merkwürdige Perversion der Koprophemie, in der der sexuelle Akt nur darin besteht, Frauen unanständige Worte zuzurufen, und die Zwangsneurose, bei der der Denkakt im Vorbewußtsein so stark sexualisiert ist, daß der Impuls zu gewissen Gedanken einer verbotenen Handlung gleich gewertet wird. In all diesen Fällen ist der Denk- oder Sprachakt psychologisch ein volles Äquivalent für eine wirkliche Tat.

Wie oben erwähnt, wurden im Laufe der Entwicklung des menschlichen Geistes die motorischen und Wahrnehmungselemente mehr und mehr den Worten entzogen, bis sie schließlich aus dem rein abstrakten Denken vollkommen verschwanden. Es sei daran erinnert, daß Galton vor vielen Jahren darauf hinwies, um wieviel weniger Personen von ausgesprochen visuellem oder auditivem Typus gewöhnlich zu abstraktem Denken fähig sind, im Gegensatz zu jenen, deren Denken nur geringe Wahrnehmungselemente enthält. In diesem Zusammenhang sei auch auf Freuds Charakteristik des Unbewußten[1] hingewiesen, die besagt, daß der wesentliche Unterschied zwischen unbewußten und bewußten Gedankengängen darin besteht, daß ersteres nur die Sachbesetzungen der Objekte und Vorgänge enthält (und leicht zum Denken in Bildern regrediert), während letzteres neben der Sachvorstellung auch die entsprechende Wortvorstellung aufweist. So stehen unbewußte Geistestätigkeit und abstraktes Denken in dieser Hinsicht an entgegengesetzten Punkten einer Entwicklungslinie, indem die Akte der ersteren der bildhaften Wahrnehmung nahestehen, die der letzteren beinahe völlig davon freigemacht sind.

Es ist klar, daß diese schrittweise Ablösung eine große Ersparnis an Denkarbeit zur Folge hat; und in der Tat ohne diese wäre keine höhere Form des Denkens möglich. Es ist wahrscheinlich, daß diesem ökonomischen Faktor beim Zustandekommen des erwähnten Vor-

---

1) Das Unbewußte. Ges. Schriften, Bd. V, S. 516.

ganges die Hauptbedeutung zukommt, es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Vorgang noch von anderen wichtigen psychischen Veränderungen begleitet ist, die wohl ebenso in kausalem Zusammenhange mit ihm stehen. Ich meine die Affekthemmung, die mit dem Fortschreiten vom Stadium der Motorik und Wahrnehmung zum abstrakten Denken Hand in Hand geht, und die wertvolle Ersparnis an Gefühlsaufwand, die dies bedeutet. Es liegt also eine doppelte Ersparnis vor, eine intellektuelle und eine affektive. Diese affektive Ersparnis, auf die ich jetzt besonders aufmerksam machen möchte, sei von zwei Seiten her betrachtet. Einerseits pflegt man, wenn es darauf ankommt, ungewöhnlich lebhafte Affekte auszudrücken, auf dem Wege der Regression gerade solche Worte zu gebrauchen, die ihre motorischen und Wahrnehmungselemente behalten haben, wie zum Beispiel im Fluch und in der Sprache des Obszönen. Dieser Vorgang tritt beim männlichen Geschlecht weitaus deutlicher zutage, weil er hier in viel geringerem Maße der Verdrängung unterliegt. Aus dem Wunsch nach Ausdrucksfähigkeit, verbunden mit dem Gefühl der Unfähigkeit dazu, das in früher Jugend so häufig ist, entsteht in ähnlicher Weise das Phänomen des „Slang". Anderseits werden, wenn eine besondere Notwendigkeit besteht, Gefühle fernzuhalten, abstrakte oder jedenfalls weniger alltägliche Worte verwendet. Es ist wohlbekannt, daß ein sonst verbotener Gedanke sofort zum Ausdruck gebracht werden kann, wenn er in einem Euphemismus verschleiert oder in eine fremde Sprache übersetzt wird. Die meisten sexuologischen Werke zum Beispiel enthalten ganze Absätze in lateinischer Sprache. Der Grund hiefür liegt darin, daß der Gebrauch vulgärer oder gewöhnlicher Worte bei Sprecher und Hörer störende Empfindungen wachrufen würde, die durch die Verwendung fremder ungewöhnlicher oder abstrakter Worte, die eine Erwerbung reiferer Jahre darstellen, vermieden wird.

Nach diesem langen Umweg kehre ich zum Thema der Charakteristik des Engländers zurück. Ohne mich auf die Diskussion der zahlreichen individuellen sozialen und in der Rasse begründeten Faktoren, welche Verdrängung und Hemmung begründen, näher einzulassen, glaube ich der Meinung Ausdruck geben zu können, daß ein derartiger Hemmungsprozeß besonders begünstigt wird, wenn das Hauptmittel, durch das dieser Prozeß in Bewegung gesetzt wird, be-

sonders leicht zur Verfügung gestellt ist. Wenn also in ungewöhnlich hohem Ausmaß die Möglichkeit besteht, verbotenen Gedanken solchen sprachlichen Ausdruck zu verleihen, daß der Gefühlsgehalt dabei unterdrückt wird, so scheint mir daraus zu folgen, daß unter diesen Umständen das Gefühl selbst frühzeitig in großem Ausmaß gehemmt wird. Es ist klar, daß dies gerade für die Situation zutrifft, in der die englische Nation sich seit nahezu tausend Jahren befindet. Die angelsächsische und normannische Sprache verschmolzen, nachdem sie nahezu zweihundert Jahre nebeneinander existiert hatten, allmählich zur englischen Sprache. Aber auch noch bis heute wird in den meisten Fällen ein deutlicher Unterschied im Sprachgefühl für die Worte jeder einzelnen ursprünglichen Sprache empfunden. In noch größerem Ausmaß besteht dieser Gefühlsunterschied zwischen den Worten angelsächsischen und lateinischen Ursprungs, die später als das Normannisch-Französische eingeführt wurden. Allen Schriftstellern ist dieser Unterschied wohlbekannt und jeder Leitfaden für guten Stil rät ausdrücklich, angelsächsische Worte überall dort zu verwenden, wo dies, ohne unnatürlich zu klingen, möglich ist, da sie lebendiger, kräftiger und stärker wirken, und zwar dies wegen ihrer größeren Fähigkeit, plastische Bilder und spezifische Gefühlsfärbungen wachzurufen. Unser Vorrat an Synonyma ist größer als der jeder anderen europäischen Sprache und der erwähnte spezifische Unterschied zwischen Wortpaaren wie *house* und *domicile, fatherly* und *paternal, book* und *volume* ist evident. Das Vorhandensein solcher Worte aus zweierlei Schichten der sprachlichen Entwicklung läßt einen sprachlichen Luxus zu, dessen sich keine andere Nation in diesem Ausmaß erfreuen kann. Die meisten kulinarischen Termini sind aus historischen Gründen romanischen Ursprungs, und der Unterschied, ob man zu einem Gericht von *veal* oder *pork* oder zu einem von *calves' flesh* oder *swine flesh* gebeten wird, ist deutlich fühlbar. Keine andere Nation ist so unfähig, das ursprüngliche Wort für Bauch *(belly)* zu gebrauchen, wir müssen *abdomen* sagen und auch das nur mit großer Vorsicht. Im Englischen ist eine Frau *gravid, pregnant* oder *enceinte,* da es kein ursprüngliches Wort für schwanger gibt. Dieser sprachliche Entwicklungsprozeß kann oft in seinen einzelnen Stadien verfolgt werden, so zum Beispiel wenn das angelsächsische Wort „gut“ erst durch das

normannisch-französische „*bowel*" und dann, wenn auch das als zu roh empfunden wird, durch das lateinische „*intestine*" ersetzt wird.

Meine Annahme geht nun dahin, daß die Entwicklung dieses hervorstechenden Charakterzuges — der Schicklichkeit — durch die besondere Natur der englischen Sprache gefördert wurde, also ein Resultat des Sieges eines normannischen Abenteurers vor mehr als tausend Jahren ist.

Weiblichkeit als Maske

Von

Joan Riviere

London

Im Juli 1929 erschien zum 50. Geburtstage von Ernest Jones eine Festschrift der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" (Doppelheft 2/3 des XV. Bandes. Preis dieser Festschrift M. 15.—. Abonnement der viermal jährlich erscheinenden Zeitschrift M. 28.—.) Das Jones-Heft enthält außer dem Begrüßungsartikel des Herausgebers Sigm. Freud u. a. folgende Abhandlungen: Ferenczi: Das unwillkommene Kind und sein Todestrieb — Van Ophuijsen: Das Sexualziel des gewalttätigen Sadismus — Reik: Neurosentherapie und Religion — Sadger: Genitale und extragenitale Libido — Isaacs: Entbehrung und Schuldgefühl — Chadwick: Furcht vor dem Tode — Searl: Flucht in die Realität — Stärcke: Das Gewissen und die Wiederholung — Glover: Zur analytischen Grundlegung der Massenpsychologie — Flügel: Symbolik und Ambivalenz in der Kleidung — Federn: Über einen alltäglichen Zwang — Alexander: Strafbedürfnis und Todestrieb — Sharpe: Hamlets Ungeduld — Eder: Ökonomie und Zukunft des Über-Ichs — Payne: Der Mythus von der Bernikel-Gans — Low: Der Einfluß der Psychoanalyse auf die Erziehung in England — usw. Einen der Beiträge der Jones-Zeitschrift, den von Joan Riviere, geben wir hier wieder.

In seiner Arbeit „Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität"[1] skizziert Jones ein grobes Schema der weiblichen Entwicklungstypen, die er vorerst in heterosexuelle und homo-

---

1) Internat. Zeitschrift f. Psychoanalyse, Bd. XIV (1928).

sexuelle einteilt, um nachträglich die homosexuelle Gruppe in zwei Untertypen zu teilen. Er erkennt die grob schematische Natur seiner Einteilung an und setzt eine große Anzahl Zwischentypen voraus. Eine dieser Zwischentypen beschäftigt mich nun in diesen Ausführungen. Im Alltagsleben treffen wir ständig Männer- und Frauentypen, die bei ausgesprochen heterosexueller Entwicklung manifeste Züge des anderen Geschlechtes zeigen. Dies wurde als ein Ausdruck der uns allen innewohnenden Bisexualität angesehen und die Analyse hat uns gezeigt, daß die Verstärkung homosexueller oder heterosexueller Charakterzüge oder Geschlechtsäußerungen vielfach das Endresultat von Konflikten und nicht notwendigerweise Beweis einer angeborenen Triebrichtung ist. Die Differenz zwischen homosexueller und heterosexueller Entwicklung wird mitbestimmt durch die Angstquantitäten und die Verarbeitung, die die Angst in der individuellen Entwicklung gefunden hat. Ferenczi wies auf eine ähnliche Reaktion des Verhaltens hin,[2] und zwar, daß homosexuelle Männer ihre Heterosexualität als „Abwehr“ gegen ihre Homosexualität übertreiben. Ich will versuchen, zu zeigen, daß Frauen mit Männlichkeitswünschen zur Vermeidung der Angst und der vom Manne *gefürchteten Vergeltung eine Maske der Weiblichkeit anlegen* können.

Es ist also ein besonderer Typ der intellektuellen Frau, mit dem ich mich hier befasse. Vor nicht allzu langer Zeit verbanden sich intellektuelle Zielsetzungen der Frau fast ausschließlich mit einem manifest maskulinen Frauentyp, der in ausgesprochenen Fällen aus seinem Wunsche, ein Mann zu sein, kein Geheimnis machte. Dies hat sich heute geändert. Es wäre schwer zu sagen, ob die Mehrheit der heute in Berufsarbeit stehenden Frauen in der Art ihrer Lebensführung und ihres Charakters weiblich oder männlich ist. Man trifft im Universitätsleben, im ärztlichen Berufe und im Geschäftsleben beständig Frauen, die jede Erwartung vollkommener weiblicher Entwicklung zu erfüllen scheinen. Sie sind vorzügliche Gattinnen und Mütter, tüchtige Hausfrauen; sie führen ein ge-

---

[2]) Zur Nosologie der männlichen Homosexualität. Bausteine zur Psychoanalyse, Int. PsA. Verlag.

selliges Leben und fördern die Kultur, sie ermangeln nicht weiblicher Interessen, z. B. in ihrer persönlichen Erscheinung. Wenn es darauf ankommt, können sie auch die Zeit finden, um in einem weiten Kreise von Verwandten und Freunden die Rolle eines hingebungsvollen, selbstlosen Muttterersatzes zu spielen. Zugleich erfüllen sie die Pflichten ihrer Berufe nicht schlechter als der Durchschnittsmann. Es stellt wirklich ein Problem dar, wie man diesen Typ psychologisch klassifizieren soll.

Im Laufe der Analyse einer Frau dieser Art machte ich einige interessante Entdeckungen. Sie entsprach in beinahe jeder Einzelheit der eben gegebenen Beschreibung. Ihr vortreffliches Verhältnis zu ihrem Gatten schloß eine sehr nahe zärtliche Beziehung zwischen den beiden mit vollem und häufigem Geschlechtsgenuß ein. Sie war auf ihre Tüchtigkeit als Hausfrau stolz. Sie hatte ihren Beruf stets mit bemerkenswertem Erfolg ausgeübt. Sie besaß einen hohen Grad von Realitätsanpassung und sie konnte mit beinahe jeder Person, mit der sie in Kontakt kam, gute und entsprechende Beziehungen unterhalten.

Gewisse Erscheinungen in ihrem Leben zeigten jedoch, daß ihr seelisches Gleichgewicht nicht ganz so intakt war wie es schien. Nach jedem Auftreten, wie z. B. nach einer öffentlichen Rede (ein wesentlicher Teil ihrer Arbeit bestand in Vorträgen), trat Angst, manchmal in sehr hohem Maße auf. Trotz ihres zweifellosen Erfolges und ihrer Begabung — sowohl was ihre produktive Arbeit, wie auch ihre Fähigkeit, mit einer Hörerschaft fertig zu werden und Diskussionen zu leiten usw., betraf — war sie während der ganzen darauffolgenden Nacht aufgeregt und ängstlich; Befürchtungen, etwas Ungehöriges getan zu haben, und zwanghaftes Bedürfnis nach Beruhigung stellten sich ein. Dieses Bedürfnis nach Beruhigung drängte sie nun zwangsartig dazu, bei jeder solchen Gelegenheit irgendwelche Aufmerksamkeit oder ein schmeichelhaftes Verhalten seitens einer oder mehrerer Männer am Schluß der Sitzungen, während der sie gesprochen hatte, zu suchen. Es wurde bald klar, daß die zu dem Zwecke gewählten Männer stets unzeifelhafte Vaterfiguren waren — obgleich häufig keineswegs Persönlichkeiten, deren Urteil über ihre Leistung wirklich ein besonderes Gewicht gehabt hätte. Es war klar, daß zwei Arten



Ernest Jones



der Beruhigung von diesen Vaterfiguren angestrebt wurde: erstens eine direkte Bestätigung schmeichelhafter Art über ihre Leistung, zweitens und weit wesentlicher eine indirekte Bestätigung in der Form sexueller Aufmerksamkeiten von seiten dieser Männer. Die Analyse ihres Verhaltens nach öffentlichem Auftreten zeigte, daß sie sich um sexuelles Entgegenkommen seitens dieses besonderen Männertyps mit Hilfe eines mehr oder weniger verhüllten Kokettierens und Flirtens bemühte. Der außerordentliche Widerspruch dieser Haltung zu ihrer hochgradig unpersönlichen und objektiven Einstellung während der intellektuellen Leistung — der sie zeitlich so rasch folgte — stellte ein Problem dar.

Die Analyse zeigte, daß die Ödipussituation der Rivalität mit der Mutter außerordentlich akut gewesen und niemals befriedigend worden war. Später komme ich darauf zurück. Nebst dem Konflikt mit der Mutter war indessen auch die Rivalität mit dem Vater sehr groß. Ihre intellektuelle Arbeit, welche sich der Form von öffentlichem Reden und Schreiben bediente, gründete sich auf die unzweideutige Identifikation mit ihrem Vater, welcher zuerst Schriftsteller gewesen war und dann zum politischen Leben überging. Ihre Pubertät war durch bewußte Auflehnung, Rivalität und Verachtung gegen ihn charakterisiert gewesen. Träume und Phantasien dieser Art, in welchen sie den Gatten kastrierte, wurden von der Analyse häufig enthüllt. Sie hatte ganz bewußte Rivalitätsgefühle und Ansprüche auf Überlegenheit den zahlreichen Vaterfiguren gegenüber, um deren Gunst sie dann nach ihrem eigenen Auftreten warb. Die Zumutung, daß sie nicht ihresgleichen sein könnte, nahm sie bitter übel und lehnte jeglichen Gedanken daran, deren Urteil oder Kritik unterworfen zu sein, schroff ab. Darin entsprach sie klarerweise einem der Typen, die Ernest Jones skizziert hat: der ersten Gruppe homosexueller Frauen, welche die „Anerkennung" ihrer Männlichkeit durch andere Männer wünschen, ohne sich für andere Frauen zu interessieren, und den Anspruch darauf machen, den Männern gleich zu sein, in anderen Worten, Mann zu sein. Ihre Erbitterung war ihr wohl bewußt, sie hütete sich aber, ihr Ausdruck zu geben; öffentlich anerkannte sie ihre Weiblichkeit.

Die Analyse erklärte ihr zwangsmäßiges Flirten und Kokettieren

— das in Wirklichkeit kaum bewußt geworden war und erst durch die Analyse manifest wurde, — in folgender Art: Es handelte sich um einen unbewußten Abwehrversuch der Angst, die durch die Bedrohungen entstehen würde, welche sie von den Vatergestalten wegen ihrer intellektuellen Leistungen erwartete. Die öffentliche Exhibition ihrer intellektuellen Tüchtigkeit, die an und für sich erfolgreich durchgeführt wurde, bedeutete eine Schaustellung ihrer selbst, mit dem Penis des Vaters, dessen sie ihn beraubt hatte. Nach Beendigung dieser Schaustellung wurde sie von einem entsetzlichen Grauen vor der Vergeltung, welche der Vater dann ausüben würde, erfaßt. Es war offenbar ein Schritt zur Versöhnung des Rächers, wenn sie versuchte, sich ihm sexuell anzubieten. Es zeigte sich dann, daß dieselbe Phantasie in ihrer Kindheit und Jugend, die sie in den Südstaaten Amerikas verbracht hatte, häufig aufgetreten war. Sie wollte sich, falls ein Neger sie angegriffen hätte, verteidigen, indem sie ihn dazu brachte, sie zu küssen und ihr den Hof zu machen (mit dem Ziele, ihn dann der Gerechtigkeit zu überliefern). Das Zwangsbenehmen hatte jedoch eine weitere Determinante. In einem Traume, welcher einen dieser Kindheitsphantasien ziemlich ähnlichen Inhalt hatte, *war sie angsterfüllt allein im Hause beim Wäschewaschen. Dann kam ein Neger herein und fand sie mit aufgerollten Ärmeln und nackten Armen. Sie widerstand ihm mit der Absicht, ihn sexuell anzuziehen, und er begann ihre Arme zu bewundern und diese und ihre Brüste zu streicheln.* Die Deutung ergab, daß sie in ihrer Phantasie Vater und Mutter getötet und alles für sich beschlagnahmt hatte (allein im Hause). Sie wurde von Vergeltungsangst erfaßt (erwartete Schüsse durchs Fenster) und verteidigte sich, indem sie eine Dienerinnenrolle spielte (Wäsche waschen) — durch A b w a s c h e n von Schmutz und Schweiß — Schuld und Blut — von allem, was sie durch die Tat erlangt hatte, sowie dadurch, daß sie sich als eine kastrierte Frau „verkleidete". In dieser Verkleidung konnte der Mann an ihr keinen gestohlenen Besitz finden, dessen Wiedererwerb einen Angriff auf sie nötig machte. Er fand sie ferner als Liebesobjekt anziehend. Das Ziel ihres Zwanges war nicht, sich einfach Beruhigung durch Erweckung freundlicher Gefühle bei einem Manne zu sichern. Es war haupt-

sächlich eine Verstärkung der Sicherheit durch Vorspiegelung der Unschuld. Es war eine zwangsmäßige Umkehrung ihrer intellektuellen Leistung. Beide zusammen bildeten die zweizeitige Handlung der Zwangsneurose, wie ja auch ihr Leben als Ganzes aus alternativen maskulinen, und femininen Betätigungen bestand.

Vor diesem Traume hatte sie Träume von Leuten, welche Larven um das Gesicht banden, um Unheil zu vermeiden. Einer dieser Träume handelte *von einem hohen Turme, welcher über den Rand eines Berges geschoben wurde und auf die Einwohner eines darunterliegenden Dorfes stürzte; doch die Einwohner banden Masken um und entgingen so dem Verderben.*

Weiblichkeit konnte also vorgeschützt und als eine Maske getragen werden, — sowohl um den Besitz der Männlichkeit zu verbergen, wie auch um die Bestrafung zu vermeiden, wenn der Besitz dieser Männlichkeit bei ihr entdeckt wurde, geradeso wie der Dieb seine Taschen umkehrt und die Durchsuchung verlangt, um zu beweisen, daß er das Gestohlene nicht hat. Der Leser mag nun fragen, wie ich denn Weiblichkeit definiere, oder wo ich eine Grenze zwischen echter Weiblichkeit und solcher Maskerade ziehe. Ich behaupte jedoch keineswegs, daß es einen solchen Unterschied gäbe; ob fundamental oder oberflächlich — es handelt sich um dieselbe Sache. Die Befähigung zur Weiblichkeit war in dieser Frau vorhanden; man könnte sogar sagen, daß sie in der vollkommen homosexuellen Frau existiert. Wegen ihrer Konflikte aber stellte nicht dies die Hauptlinie ihrer Entwicklung dar; es wurde weit eher als ein Mittel zur Angstvermeidung denn als primäre Quelle der sexuellen Lust benützt.

Zur Beleuchtung dieser Behauptung will ich kurz einige Einzelheiten erwähnen. Sie hatte spät — mit 29 Jahren — geheiratet; sie hatte große Angst vor der Defloration gehabt und sich das Hymen vor der Verehelichung durch eine Ärztin entfernen lassen. Ihre voreheliche Einstellung zum Sexualverkehr war ein fester Entschluß, die Lust und das Vergnügen, welche, wie sie wußte, manche Frauen beim Orgasmus empfanden, und überhaupt den Orgasmus zu erreichen und zu durchleben. Sie fürchtete sich vor Impotenz in genau derselben Weise wie ein Mann. Sie war entschlossen, gewisse frigide Mutterfiguren zu treffen, in tieferen

Schichten aber wollte sie sich vom Manne nicht besiegen lassen.[3]

Wirklich erreichte sie volle und häufige Sexuallust mit vollkommenem Orgasmus. Es ergab sich aber die Einsicht, daß die Befriedigung dabei von der Art der Beruhigung und der Wiedererlangung von etwas Verlorenem war, aber nicht das Endziel der reinen Lust darstellte. Die Liebe des Mannes gab ihr ihre Selbstachtung zurück. Als während der Analyse die feindlichen Kastrationsimpulse gegen den Gatten zur Oberfläche drängten, war der Wunsch nach einem Verkehr sehr herabgesetzt und sie hatte Perioden relativer Frigidität. Die Maske der Weiblichkeit wurde weggerissen. Sie erschien nun als kastriert (leblos — unfähig zur Lust) oder aber vom Wunsche beseelt, zu kastrieren (daher die Angst, den Penis zu empfangen oder ihre Befriedigung darüber durch ihre Lust zu äußern). Als ihr Gatte eine Zeitlang eine Liebesbeziehung zu einer anderen Frau hatte, entdeckte sie in sich eine sehr intensive Identifikation mit ihm, die sich auf ihre Nebenbuhlerin bezog. Es ist überraschend, daß sie keine homosexuellen Erlebnisse gehabt hatte (außer mit einer jüngeren Schwester vor der Pubertät). Während der Analyse stellte sich aber heraus, daß dieser Mangel durch häufige homosexuelle Träume mit vehementem Orgasmus kompensiert wurde.

Man kann im Alltagsleben beobachten, daß die Maske der Weiblichkeit sonderbare Formen annimmt. Eine tüchtige Hausfrau meiner Bekanntschaft ist eine Frau von großer Geschicklichkeit und kann in eigener Person ohne weiteres typisch männliche Geschäfte erledigen. Wenn aber z. B. ein Baumeister oder Dekorateur ins Haus gerufen wird, verbirgt sie zwanghaft ihre sämtlichen technischen Kenntnisse vor ihm und zeigt sich dem Arbeiter gegenüber unterwürfig, indem sie ihre Anordnungen in einer unschuldigen und naiven Art trifft, als ob sie „glücklich erraten" wären. Sie hat mir gestanden, daß sie selbst dem Fleischer und dem Bäcker gegenüber, die sie in Wirklichkeit mit eiserner Energie ihrem Willen unterwirft, nicht offen einen festen und klaren Standpunkt einnehmen kann; sie fühlt sich sozusagen „eine Rolle

---

3) Bei mehreren weiblichen Analysanden habe ich eine derartige Einstellung gefunden; die selbstverordnete Defloration bei beinahe allen (fünf Fälle). Dieser symptomatische Akt wird im Lichte von Freuds „Tabu der Virginität" aufschlußreich.

spielen" — sie benimmt sich wie eine etwas ungebildete, törichte und verwirrte Frau. In allen anderen Beziehungen des Lebens ist diese Frau eine anmutige, begabte und gebildete Dame und kann ihre Geschäfte durch ihr vernünftigesVerhalten ohne irgendwelche Winkelzüge besorgen. Diese Frau ist nunmehr fünfzig Jahre alt, doch sagt sie mir, daß sie als junge Frau bei Verhandlungen mit Männern, wie etwa Trägern, Kellnern, Droschkenkutschern, Kaufleuten oder irgendwelchen andern als feindlich vorgestellten Vaterfiguren, wie Ärzten, Baumeistern und Rechtsanwälten, an sehr schwerer Angst litt; überdies stritt sie häufig mit solchen Männern, hatte Auseinandersetzungen mit ihnen, beschuldigte sie, daß sie sie zu betrügen versuchen, usw.

Ein anderer Fall aus der Alltagsbeobachtung ist der einer gescheiten Frau, — Gattin und Mutter, — die an der Universität einen abstrusen Gegenstand, der Frauen selten anzieht, lehrt. Wenn sie nicht für Studenten, sondern für Kollegen eine Vorlesung hält, wählt sie besonders weibliche Kleider. Ihr Benehmen bei diesen Gelegenheiten zeigt auch einen unangemessenen Zug: sie wird schnippisch und scherzhaft, so sehr, daß ihr dies bereits Bemerkungen und Kritiken eingetragen hat. Sie muß die Situation der Schau-Stellung ihrer Maskulinität vor Männern als ein „Spiel" behandeln — als etwas *nicht Wirkliches* — als einen „Scherz". Sie kann sich und ihren Gegenstand nicht ernsthaft behandeln. Durch ihr schnippisches Verhalten kann sie auch einen Teil ihres Sadismus an den Mann bringen. Daraus resultiert auch die Mißbilligung, die sie erregt.

Viele andere Beispiele könnten angeführt werden. Einem ähnlichen Mechanismus bin ich in der Analyse manifest homosexueller Männer begegnet. In einem solchen Falle mit schwerer Hemmung und Angst spielte die homosexuelle Aktivität in der Wirklichkeit eine untergeordnete Rolle. Die Quelle des stärksten geschlechtlichen Genusses war die Masturbation unter besonderen Bedingungen, und zwar vor dem Spiegel in bestimmter Kleidung. Die Erregung trat ein, wenn er sich mit in der Mitte gescheiteltem Haar und einer gebundenen Krawatte sah. Es stellte sich heraus, daß diese ungewöhnlichen „Fetische" dazu dienten, ihn als seine Schwester zu verkleiden; Haar und Krawattenschleife waren von ihr über-

nommen. Seiner bewußten Einstellung nach wünschte er sich, eine Frau zu sein; seine manifesten Beziehungen mit Männern waren jedoch nie dauernd gewesen. Im Unbewußten war seine homosexuelle Einstellung aber durchaus sadistisch und auf Rivalität mit dem Manne begründet. Seine sadistischen Phantasien und die Vorstellung vom Besitz eines Penis konnten sich nur hervorwagen, wenn er dadurch gegen Angst gesichert wurde, daß er sich im Spiegel „als Frau verkleidet" sah.

Kehren wir zu dem zuerst beschriebenen Fall zurück. Es besteht kein Zweifel darüber, daß diese Frau hinter ihrer scheinbar befriedigenden Heterosexualität gut bekannte Äußerungen des Kastrationskomplexes zeigte. Karen Horney hat als erste auf die aus der Ödipussituation stammenden Quellen des weiblichen Kastrationskomplexes hingewiesen; die Feststellung, daß die Weiblichkeit auch als Maske verwendet werden kann, bedeutet vielleicht hier einen weiteren Schritt in der Analyse der weiblichen Entwicklung. Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt aus die ersten Phasen der Libidoentwicklung dieser Patientin.

Ich trage erst noch die Schilderung ihrer Beziehungen zu Frauen nach. Sie empfand fast jede Frau, die entweder hübsch oder geistig höherstehend war, bewußt als Konkurrentin. Sie hatte bewußte Haßregungen gegen fast jede Frau, mit der sie mehr zu tun hatte, konnte aber trotzdem ein ganz gutes Verhältnis herstellen, wo es sich um dauernde oder nahe Beziehungen zu Frauen handelte. Das gelang ihr fast ausschließlich dadurch, daß sie sich ihnen unbewußt in irgendeiner Weise überlegen fühlte (ihre Beziehungen zu Untergebenen waren immer ausgezeichnet). Darauf beruhte auch zum großen Teil ihre Tüchtigkeit als Hausfrau. Auf diese Weise übertraf sie ihre Mutter, errang deren Beifall und bewies ihre Überlegenheit über ihre „femininen" Rivalinnen. Ihre intellektuellen Leistungen hatten zweifellos zum großen Teil denselben Zweck. Auch dadurch bewies sie auf diesem Gebiete ihre Überlegenheit über ihre Mutter; seit der Pubertät hatte sie offenbar mit Frauen mehr in intellektuellen Leistungen als auf dem Gebiet der Schönheit rivalisiert, denn wo es auf Schönheit ankam, konnte sie ja gewöhnlich ihre Zuflucht in der Überlegenheit ihres Verstandes finden.

Die Analyse ergab, daß alle diese Verhaltungsweisen Männern und Frauen gegenüber auf ihre Reaktionen gegen die Eltern auf der oral-sadistischen (beißenden) Stufe zurückgeführt werden konnten. Sie hatte damals mit Phantasien reagiert, wie Melanie Klein[4] sie in ihrem Kongreßvortrag 1927 beschreibt. Infolge der oralen Enttäuschungen in der Säuglings- und Entwöhnungszeit, verbunden mit Eindrücken aus der oral aufgefaßten Urszene, entwickelte sie einen außerordentlich heftigen, gegen beide Eltern gerichteten Sadismus.[5] Der Wunsch, die Brustwarze der Mutter abzubeißen, wird ersetzt durch den Wunsch, die Mutter zu zerstören, in sie einzudringen, ihr den Bauch aufzuschlitzen und sie und den Inhalt ihres Leibes aufzufressen. Diese Inhalte sind der Penis des Vaters, ihre Fäzes, ihre Kinder, alle Besitztümer und Liebesobjekte der Mutter, die in der Phantasie innerhalb ihres Leibes vorgestellt werden.[6] Wie wir wissen, kann der Wunsch, die Brustwarze der Mutter abzubeißen, auch durch den Wunsch ersetzt werden, den Vater zu kastrieren, ihm den Penis abzubeißen. Auf dieser Stufe sind beide Eltern Konkurrenten, beide besitzen Objekte, die sie begehrt; ihr Sadismus richtet sich gegen beide und die Rache beider wird gefürchtet. Aber die Mutter ist, wie bei Mädchen immer, die mehr Gehaßte und infolgedessen auch die mehr Gefürchtete. Von ihr wird die dem Verbrechen entsprechende Strafe erwartet; sie wird den Körper des Mädchens, ihre Schönheit, ihre Kinder, ihre Fähigkeit, Kinder zu bekommen, zerstören, wird sie verstümmeln, auffressen, foltern und töten. In dieser furchtbaren Lage liegt die einzige Rettung des Mädchens darin, *die Mutter zu versöhnen und ihr Verbrechen zu büßen. Sie muß* die Rivalität mit der Mutter aufgeben und versuchen, ihr das wiederzugeben, was sie ihr gestohlen hat. Sie identifiziert sich, wie wir wissen, mit dem Vater; die Männlichkeit, die sie so erwirbt, stellt sie dann in den Dienst der Mutter. Sie wird der Vater und nimmt seinen Platz ein; so kann sie ihn der Mutter

---

4) Frühstadien des Ödipuskonfliktes. Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XIV., 1928.

5) E. Jones, a. a. O., S. 21 f, sieht eine Intensivierung der oral-sadistischen Stufe als die wesentliche Charakteristik der homosexuellen Entwicklung bei Frauen an.

6) Da es in diesem Zusammenhange nicht wesentlich ist, habe ich die weitere Entwicklung ihrer Beziehungen zu Kindern beiseite gelassen.

„wiedergeben". Diese Einstellung wurde in manchen typischen Situationen des Lebens meiner Patientin sehr deutlich. Sie fand besonderes Vergnügen daran, ihre großen praktischen Fähigkeiten zur Hilfe oder Unterstützung schwächerer und hilfloserer Frauen zu verwenden, und sie konnte diese Einstellung erfolgreich beibehalten, so lange die Rivalität nicht allzu stark in den Vordergrund trat. Diese Wiedergutmachung hatte jedoch eine Bedingung; sie mußte durch Dankbarkeit und „Anerkennung" reichlich entschädigt werden. Sie glaubte bewußt, daß ihr diese Anerkennung für ihre Selbstaufopferung gebührte; für das Unbewußte bedeutete diese Forderung die Anerkennung ihrer Überlegenheit als Mann, der den Penis besaß und ihn zurückgeben konnte. Wurde ihre Überlegenheit nicht anerkannt, dann wurde die Rivalität sofort akut; wo sie nicht auf Dankbarkeit stieß, brach ihr Sadismus in voller Stärke hervor; sie wurde dann (im geheimen) von Paroxysmen oral-sadistischer Wut überfallen, in denen sie sich wie ein wütendes kleines Kind benahm.

Ihr Groll gegen den Vater war zweifach determiniert: 1. Er nahm ihrer unbewußten Meinung nach in der Urszene der Mutter die Milch usw., auf welche sie Anspruch gehabt hätte; 2. gleichzeitig gab er der Mutter den Penis oder die Kinder, statt sie ihr zu schenken. Darum sollte ihm alles, was er besaß oder nahm, durch sie wieder fortgenommen werden; er wurde kastriert und, ebenso wie die Mutter, zunichte gemacht. Die Angst vor ihm blieb bestehen, wenn auch nicht im selben Ausmaß wie vor der Mutter, zum Teil, weil sie seine Rache für den Tod und die Zerstörung der Mutter fürchten mußte. So mußte auch er ausgesöhnt und beschwichtigt werden. Das geschah dadurch, daß sie ihm zuliebe eine weibliche Rolle spielte und ihm auf diese Weise ihre „Liebe" und Schuldlosigkeit zeigte. Es ist interessant, daß diese weibliche Maske zwar von anderen Frauen durchschaut wurde, aber bei Männern Erfolg hatte und ihren Zweck voll erreichte. Viele Männer wurden dadurch angezogen und bestärkten sie durch Gunstbezeigungen in ihrer Einstellung. Die nähere Untersuchung ergab, daß es Männer jenes Typs waren, der die extrem weibliche Frau fürchtet. Sie ziehen eine Frau vor, die selbst männliche Attribute hat und darum geringere Ansprüche an sie zu stellen scheint.

Der Talismann, den beide Eltern bei der Urszene besitzen und der ihr fehlt, ist der Penis des Vaters; daher rührt ihre Wut, ihre Angst und ihre Hilflosigkeit.[7] Wenn sie dem Vater diesen Penis entreißt und selbst von ihm Besitz ergreift, erringt sie den Talisman, das unbesiegbare Schwert; der Vater wird macht- und hilflos (ihr sanfter Gatte); aber sie schützt sich noch weiter vor seinem Angriff durch die Maske weiblicher Unterwürfigkeit, unter deren Deckung sie selbst viele seiner männlichen Funktionen „für ihn" ausführt (ihre praktische und organisatorische Tüchtigkeit). Ebenso verfährt sie mit der Mutter: Nachdem sie ihr den Penis geraubt, sie zerstört und in einen Zustand bedauernswerter Unterlegenheit versetzt hat, triumphiert sie über sie doch wieder im geheimen; nach außen hin anerkennt und bewundert sie die Tugenden „weiblicher" Frauen. Die Aufgabe, sich vor der Rache der Frau zu schützen, ist aber schwerer als die dem Manne gegenüber; ihre Versöhnungs- und Beschwichtigungsversuche, durch Rückerstattung und Verwendung des Penis im Dienste der Mutter konnten deshalb kein Ende finden; sie mußte diesen Mechanismus immer und immer wieder anwenden und sich in seinem Dienste halb totarbeiten.

Es scheint also, daß die Patientin sich vor der unerträglichen Angst, die die Folge ihres sadistischen Wütens gegen beide Elternteile war, dadurch schützte, daß sie in ihrer Phantasie eine Situation schuf, in welcher sie die Überlegene wurde, der kein Schaden zugefügt werden konnte. Der Kern ihrer Phantasien war ihre Überlegenheit über die Eltern; durch diesen Triumph wurde ihr Sadismus befriedigt. Durch dieselbe Überlegenheit gelang es ihr auch, der Rache der Eltern zu entgehen; ihre Reaktionsbildungen und das Verbergen ihrer Feindseligkeiten standen im Dienste dieser Absicht. So erreichte sie gleichzeitig die Befriedigung der Forderungen ihres Es, ihres narzißtischen Ichs und ihres Über-Ichs. Diese Phantasie war die Triebfeder und Hauptstütze ihres ganzen Lebens und Charakters. Es gelang ihr beinahe, sie vollkommen in der Realität durchzusetzen. Es gab jedoch einen schwachen Punkt: der megalomanische Charakter des Zwanges,

---

7) Siehe M. N. Searl, Danger Situations of the Immature Ego, Kongreßvortrag, Oxford 1929.

sich überlegen zu fühlen. Als in der Analyse diese Überlegenheit ernsthaft angegriffen wurde, fiel sie in schwerste Angst, Wut und tiefste Depression; vor der Analyse wurde sie unter ähnlichen Umständen krank.

Ich möchte noch einige Worte über den von Jones beschriebenen Typus der homosexuellen Frau sagen, deren Ziel die Anerkennung ihrer Männlichkeit durch Männer ist. Man könnte meinen, daß das Bedürfnis nach Anerkennung bei diesem Typus dem Mechanismus unseres Falles bis auf die andere Wirkungsweise (Anerkennung für vollbrachte Dienste) analog ist. In meinem Falle wurde die direkte Anerkennung des Penisbesitzes nicht manifest gefordert; die Anerkennung wurde für die Reaktionsbildungen verlangt, die aber auf die Phantasie des Penisbesitzes aufgebaut waren. Die Anerkennung des Penis wurde also indirekt verlangt. Diese Verhüllung diente wieder der Verhütung der Angst, daß ihr Penisbesitz entdeckt werden konnte. Offenbar hätte auch meine Patientin bei geringerer Angst die Anerkennung ihres Penisbesitzes von Männern offen gefordert. Im geheimen kränkte sie sich tatsächlich, ganz wie die von Ernest Jones berichteten Fälle, bitter über jedes Ausbleiben solcher direkter Anerkennung. In den Fällen von Jones kommt offenbar der primäre Sadismus zu größerer Befriedigung: der Vater ist kastriert worden und muß noch dazu seine Niederlage ausdrücklich zugeben. Wie verhüten aber diese Frauen die Angst? In bezug auf die Mutter dadurch, daß ihre Existenz überhaupt geleugnet wird. Wenn ich nach Anzeichen aus durchgeführten Analysen urteile, so kann ich annehmen, daß, wie auch Jones andeutet, diese Forderung nach Anerkennung erstens eine Verschiebung der sadistischen Forderung bedeutet; das begehrte Objekt, Brustwarze, Milch, Penis, müsse sofort hergegeben werden; zweitens, daß das Bedürfnis nach Anerkennung zum größten Teil ein Bedürfnis nach Absolution sei. Die Mutter ist vernichtet worden; zu ihr sind keinerlei Beziehungen möglich. Ihre Existenz wird scheinbar geleugnet, allerdings in tieferer Schichte nur allzusehr gefürchtet. So kann nur der Vater von der an beiden Eltern erworbenen Schuld entbinden; wenn seine Anerkennung ihren Penisbesitz sanktioniert, ist sie in Sicherheit. Dadurch, daß er ihr die

Anerkennung schenkt, schenkt er ihr auch den Penis, ihr und nicht der Mutter. Dann hat sie ihn und darf ihn haben, und alles ist in Ordnung. Anerkennung bedeutet immer zum Teil Bestätigung, Sanktion, Liebe; außerdem gibt ihr die Anerkennung wieder die überlegene Stellung. Der Mann hat ihr seine Niederlage eingestanden, wenn er es auch nicht weiß. So ist der Inhalt der Phantasiebeziehung einer solchen Frau zu ihrem Vater kein anderer, als beim normalen Ödipuskomplex; der Unterschied ist nur die sadistische Basis. Die Mutter ist zwar durch sie beseitigt, doch hat sie sich dadurch auch von dem Genusse von vielem, was die Mutter gehabt hat, ausgeschlossen; was sie vom Vater erhält, muß sie zum großen Teil erpressen und erzwingen.

Diese Schlußfolgerungen drängen uns nochmal die Frage auf: Was ist das eigentliche Wesen der vollentwickelten Weiblichkeit? Was ist das „Ewig-Weibliche"? Die Auffassung der Weiblichkeit als Maske, hinter der der Mann eine verborgene Gefahr wittert, wirft etwas Licht auf dieses Rätsel. Helene Deutsch und Ernest Jones haben festgestellt, daß die voll entwickelte heterosexuelle Weiblichkeit in der oral-saugenden Stufe verankert ist. Ihre einzige primäre Befriedigung ist das Empfangen von (Brustwarze, Milch) Penis, Samen, Kind vom Vater. Alles weitere sind Reaktionsbildungen. Das Akzeptieren der Kastration, die Unterwürfigkeit, die Bewunderung des Mannes, stammen teils aus der Überschätzung des Objektes auf der oral-saugenden Stufe, hauptsächlich aber aus dem Verzicht auf sadistische Kastrationswünsche, die von der späteren, oral-beißenden Stufe stammen. „Ich darf nicht nehmen, ich darf nicht einmal bitten; es muß mir geschenkt werden." Die Fähigkeit zur Selbstaufopferung, Verehrung, Selbstverleugnung ist der Ausdruck der Bemühungen zur Wiedergutmachung und Ersetzung des Geraubten, sowohl der Mutter wie dem Vater gegenüber. Es ist auch in höchstem Maße das, was Radó eine „narzißtische Sicherung" genannt hat.

Es wird evident, wie sehr das Erreichen der vollen Heterosexualität mit dem Erreichen der Genitalität zusammenfällt. Wir sehen wieder, wie Abraham als erster festgestellt hat, daß die Genitalität die Erreichung eines postambivalenten Stadiums bedingt. Sowohl die normale wie die homosexuelle Frau begehren den

Penis des Vaters und lehnen sich gegen die Versagung (oder Kastration) auf; sie unterscheiden sich aber durch den Grad des Sadismus und die Fähigkeit, sowohl mit diesem wie mit der aus dem Sadismus resultierenden Angst fertig zu werden.

Über den zynischen Witz

Von

Theodor Reik

Aus dem soeben erschienenen — sechs psychoanalytische Studien über den Witz enthaltenden — Buche „Lust und Leid im Witz" von Theodor Reik (Geh. M. 4'40, Ganzleinen M. 6'—). Die fünf anderen Studien behandeln: Die elliptische Entstellung — Psychoanalyse des jüdischen Witzes — Künstlerisches Schaffen und Witzarbeit — Anspielung und Entblößung — Die zweifache Überraschung

I.

Die nachfolgenden Anmerkungen beanspruchen nicht, das Problem des zynischen Witzes, seiner seelischen Voraussetzungen und Ziele, zu lösen; sie wollen nur einige Charakteristika dieser Witzesart zeigen und auf diesem Wege jenen Fragen näher zu kommen suchen. Der zynische Witz gehört unstreitig der tendenziösen Art an. Als sein spezifisches Merkmal werden von Freud besonders seine Angriffsobjekte hervorgehoben:[1] „Institutionen oder Personen, sofern sie Träger derselben sind, Satzungen der Moral oder Religion, Lebensanschauungen, die ein solches Ansehen genießen, daß der Einspruch gegen sie nicht anders als in der Maske des Witzes, und zwar eines durch seine Fassade gedeckten Witzes auftreten kann." Allgemein hochgeschätzte Personen oder Institutionen werden also zu Objekten des zynischen Witzes, welcher der Auflehnung gegen sie die besondere Form leiht.

---

1) Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. Schriften, Bd. IX.

Ein kleines Witzbeispiel soll uns helfen, den zynischen Witz vom naiven abzugrenzen.

Eine Gouvernante erzählt ihrem kleinen Zögling: „Denk dir einmal, Franzi, wie ich gestern so spät abends von dir weggehe, steht beim Haus ein verdächtig aussehender Mann. Oh, wie ich gelaufen bin!" Franzi: „Nun — und hast du ihn bekommen?"

Worüber lachen wir hier? Der erste Eindruck wird sein: das ist ein komisches Mißverständnis. Das Fräulein ist aus Angst davongelaufen; das Kind kennt offenbar die Gründe oder Voraussetzungen jener Angst nicht und glaubt, es handle sich um ein Erreichenwollen, um eine Art Fangspiel. Die Voraussetzungen, welche dem Kleinen fehlen, müssen von der Art sein, daß er sie noch nicht erkannt hat. Er sieht nicht ein, was das Fräulein von dem Mann zu fürchten hat. Und doch scheint seine Antwort für uns einen verborgenen Sinn einzuschließen. Sie scheint irgendwie zu der Situation zu passen. Soweit die Fassade des Witzes; wir gelangen weiter, wenn wir dem Grund dieser Angst nachgehen.

Die psychoanalytische Forschung hat uns gelehrt, daß Angst und Wunsch oft einander ergänzen, daß sie sozusagen zwei Seiten eines Gefühlsphänomens darstellen können. Der mit den moralischen Forderungen des Bewußtseins unerträgliche Wunsch erscheint auch in der Neurose und im Traume in der Angstform. Diese Einsicht oder vielmehr die Ahnung dieses Zusammenhanges muß irgendwie unbewußt unser Besitz sein. Denn darauf beruht ja die starke Wirkung des Witzes: das Kind deckt durch seine Antwort auf, daß sich hinter der Angst des Fräuleins ein sexueller Wunsch verberge. (Vielen Psychologen erscheint noch jetzt diese Ansicht fraglich. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.) Die Hemmungen, welche wir dem Aussprechen eines solchen Gedankens entgegensetzen würden, sind aus dem Wege geräumt. Wir als Zuhörer ziehen aus der Ersparung von seelischem Hemmungsaufwand Lust.

Denselben Witz, den wir hier als naiv bezeichnet haben, würde man, wenn ihn ein Erwachsener machte, zynisch nennen. Man sieht, daß der Unterschied nicht im Formalen oder Inhaltlichen liegt. Denn wir brauchen an dem Geschichtchen selbst nichts zu ändern, nur die Person müßte wechseln. Das spezifische Merkmal des zyni-

schen Witzes liegt also in einer eigenartigen psychischen Einstellung, an deren Entwicklung die mißglückte Verdrängung namentlich des Schautriebes, der koprophilen Tendenzen und der sadistischen Triebkomponente den bedeutsamsten Anteil hat. Es scheint, daß eine der manisch-depressiven oder zwangsneurotischen ähnliche seelische Situation den besten Nährboden für die Produktion des zynischen Witzes bildet.

Wir verfolgen den Entwicklungsgang eines solchen Kindes. Es bleibt nicht naiv; es merkt, daß man ihm viel verbirgt.

Die Psychoanalyse konnte von Konflikten der kindlichen Seele erzählen, von deren Größe und Wucht wir uns hätten vorher nichts träumen lassen. Oder vielmehr: von denen wir uns haben nur träumen lassen. Denn diese kindlichen Seelenkämpfe, die auch wir durchgemacht haben, sinken ins Unbewußte und kommen im Traume unter seltsamen Verkleidungen empor. Die Erziehung und die Moral beginnen ihr Werk. Das Kind muß viele Triebäußerungen unterdrücken. Es muß ferner eine Unwissenheit in geschlechtlichen Dingen heucheln, um der Strafe zu entgehen und mehr zu erfahren. Die Kinder müssen so ihr frühes Wissen um das so sorgfältig gehütete Geheimnis der Geschlechtlichkeit verborgen mit sich tragen. Doch kommt es oft vor, daß sie zur Revanche die Erwachsenen mit Lügenmärchen zum besten halten, so wie diese es mit der Storchfabel gehalten. Manchmal gefällt es ihnen, sich durch einen Witz über das Vertrauen der Erwachsenen in die kindliche Unschuld lustig zu machen. Die Großmutter ermahnt die lärmenden Kleinen: „Aber, Kinder, tobt doch nicht so! Ihr wißt doch, daß sich heute früh bei der Mama der Klapperstorch eingestellt hat." „Ruhe," entgegnet ein kleiner Frechdachs, „Großmama will Märchen erzählen."

Das ist schon ein zynischer Witz, denn es wird darin gezeigt, daß man über den Vorgang der Geburt genügend informiert ist und die „unschuldige" Kinderzeit vorbei ist. Das Kind will sagen: glaubst du, daß wir noch so dumm sind, daß wir an den Storch glauben? Das gehört auch zu den Märchen, die du erzählst.

Ein Vater sagt zu seinem elfjährigen Sohne: „Seit du, Fratz, auf der Welt bist, habe ich noch keine freudige Stunde von dir gehabt!" — „Aber früher, Vater?" Auch dieser Witz zeigt hinter

der Fassade Verborgenes: nämlich das kindliche Interesse an der Sexualität der Eltern und das Auflehnen gegen die väterliche Autorität, die in ihrer Erhabenheit herabgesetzt werden soll.

Drastisch drückt sich das Auflehnen gegen die elterliche Gewalt in der Antwort eines kleines Mädchens aus: „Denkst du, Erna," sagt ein Onkel, „das macht deinen Eltern Vergnügen, daß sie immer mit dir zu zanken haben? Das tut ihnen weher als dir!" — „Na, wenigstens e i n Trost!"

Noch einen zynischen Kinderwitz möchte ich hierher setzen, weil er zeigt, wie intuitiv Kinder das Richtige ahnen, das Erwachsenen so oft entgeht. Der Religionslehrer fragt den kleinen Moritz, wer Moses war. „Moses", ist die Antwort, „war der Sohn der ägyptischen Prinzessin." — „Falsch," ruft der Lehrer, „die Tochter Pharaos ging am Ufer spazieren und fand Moses in einem Kästchen auf dem Wasser schwimmen." — „Sagt s i e, Herr Lehrer!" Was der kleine Moritz hier erfaßt, ist wirklich der verborgene Sinn jener Erzählung von Moses' Auffindung. Otto R a n k konnte nachweisen, daß sich alle bemerkenswerten Züge dieses Mythos in vielen Sagen typisch finden und daß sie nur einen symbolischen Ausdruck des Geburtsaktes darstellen.[2] Der kleine Moritz hat, daran gewöhnt, von den Erwachsenen mit allerlei Märchen über diesen heiklen Punkt hinweggetäuscht zu werden, intuitiv das Richtige gefunden. Sein Unbewußtes hat erfinderisch denselben Weg zurückgelegt, den viele Jahrtausende früher die Phantasie seiner Ahnen ging.

Welchen Sinn haben nun diese Witze? Sie zeigen das Seelenleben der Kinder in der Enthüllung, wie es unter der Oberfläche der Erziehung und der Konvention tatsächlich aussieht. Sie lüften den Schleier der gesellschaftlichen Legende, die den Kindern geschlechtliche Unwissenheit und Unschuld andichtet.

Wenden wir uns nun dem zynischen Witz der Erwachsenen zu. Dabei werden wir uns folgende Fragen vorzulegen haben: gegen welche Einrichtungen, Gesetze usw. richtet sich der zynische Witz? Warum werden gerade diese von ihm als Angriffsobjekte gewählt? Auf welchen seelischen Wegen kommt sein Wirken zustande?

---

2) Der Mythos von der Geburt des Helden. Fr. Deuticke, Wien 1909.

Endlich: welchen Sinn hat der zynische Witz für Individuum und Gesellschaft?

Versuchen wir, uns zuerst Aufklärung über die Natur des zynischen Witzes durch einige typische Beispiele zu verschaffen.

Dabei nehmen wir absichtlich unliterarische Beispiele, solche, wie sie das Leben des Alltags ans Licht befördert.

Der Leutnant fragt: „Sagen Sie mir, Bacharach, warum soll der Soldat sein Leben freudig für den König opfern?“ — „Recht haben Sie, Herr Leutnant, warum soll er's opfern?“

Wieder ist unser erster Eindruck der eines komischen Mißverständnisses: der Einjährige hält die Frage des Leutnants offenbar für eine rhetorische. Doch merken wir gleich den Grund des Mißverständnisses: er kann nicht glauben; daß jemand das Leben, welches der Güter höchstes ist, für den ihm innerlich fernstehenden König opfern wird. Patriotismus ist ihm nur die Pflicht, sich auf Befehl des Kriegsministers für die heiligsten Güter der Nation erschießen zu lassen. Die gefährdete Selbsterhaltung lehnt sich gegen den ihm widersinnig erscheinenden, geweihten Zwang auf.

In einem vornehmen Londoner Klub, dem die größten Lebemänner der Stadt angehören, fragt Bischof Y. einen Ankömmling: „Nun, Mylord, sind Sie noch immer nicht entschlossen, ob Sie der Teufel oder die Syphilis holen soll?“ — „Euer Gnaden,“ antwortet der Lord höflich, „das wird ganz davon abhängen, ob ich mir Ihre Grundsätze oder Ihre Maitresse aneigne.“ Das scheint eine persönliche Abwehr in Witzesform. Doch richtet sich die so wenig schmeichelhafte Alternative wider die allgemeinen Schäden der Geistlichkeit, denn der Priester ist durch seinen Stand verpflichtet, moralisch reine Grundsätze zu haben und ein sexuell tadelloses Leben zu führen. Beiden Ansprüchen genügt die Geistlichkeit manchmal nicht in zulänglichem Maße.

Ähnlich klingt eine von Chamfort erzählte Anekdote: ein Edelmann, der seine Gattin in flagranti mit einem Bischof ertappt, geht ruhig zum Fenster und segnet die Vorübergehenden: „Seine Eminenz versehen gegenwärtig meinen Dienst, ich muß den seinigen versehen.“

Dieser Witz enthüllt die sexuellen Begierden derer, welche durch ihren Stand zu sexueller Enthaltsamkeit verurteilt sind. Er will

sagen, daß auch Priester Menschen mit menschlich-allzumenschlichen Eigenschaften sind und das Zölibat nur eine Heuchelei ist.

Nahe steht eine andere Gruppe von Witzen, die man als blasphemische bezeichnen kann. Einige Beispiele werden uns ihre Analyse erleichtern.

Ein jüdischer Mörder erhält kurz vor seiner Hinrichtung den Besuch eines Rabbiners. „Ich komme zu dir, mein Sohn, als Diener Gottes", beginnt dieser. „Was wollen Sie von mir?" unterbricht ihn der Verbrecher, „in einer Stunde werde ich mit Ihrem Chef sprechen." Zynisch ist hier beides: daß der Priester gleichsam als Angestellter eines Geschäftes angesehen wird und Gott sein Chef sein soll. In Heines „Bäder von Lucca" findet sich ein ähnlicher witziger Vergleich.

Ein zweiter Witz wird uns tiefer hinter die Fassade sehen lassen. Ein frommer Rabbiner wird nach seinem Tode in den Himmel aufgenommen. Er nähert sich Jehova und fragt zutraulich: „Herrgottleben, sag', was sind für dich tausend Jahr?" — „Tausend Jahr sind für mich wie eine Minute." — „Und geh, sag', was sind für dich eine Million Gulden?" — „Eine Million Gulden sind für mich wie ein Kreuzer." — „Geh, Herrgottleben, schenk' mir einen Kreuzer!" — „Wart' eine Minut'!" Gott wird hier als geriebener Geschäftsmann dargestellt, der seinen schlauen Gläubigen durch Raffinement noch übertrifft. Es birgt sich hinter diesem Witz eine tiefe Wahrheit. Der Mensch schafft sich seinen Gott nach seinem Ebenbilde. Der Gott der Juden wird hier von ihnen als schlauer Geschäftsmann betrachtet.[3] („Wie einer ist, so ist sein Gott; darum ward Gott so oft zum Spott," Goethe.) Zugleich bedeutet der Witz einen schmerzvollen Protest gegen Gott, der sein auserwähltes Volk zwang, oft mit zweifelhaften Mitteln den Kampf ums Dasein zu führen. Es reihen sich hier ungezwungen Aussprüche von Sterbenden an, die ihrem Zynismus Ausdruck geben. Sie wirken um so stärker, als sie im Moment des Hinübergehens in das unbekannte Land, von dess' Bezirk kein Wand'rer wiederkehrt, fallen. So spricht Heine, da ihn der Priester auf die Gnade Gottes verweist,

---

3) Die gleiche Einstellung zu Gott zeigt oft das jüdische Sprichwort, zum Beispiel: „Gott ist nicht so reich, als man glaubt: was er dem Einen gibt, nimmt er dem Andern!"

das berühmte Wort: „*Bien sûr, qu'il me pardonnera, c'est son métier.*" Durch die Annahme eines Geschäftes, eines Berufes nach Menschenart, erhebt hier der Künstler zum letztenmal Protest gegen den Gottesbegriff. Voltaire beantwortet die Frage des Priesters, ob er jetzt an die Göttlichkeit Jesu Christi glaube: „*Au nom de Dieu, monsieur, ne me parlez plus de cet homme!*"

Wir wissen schon, daß diese Zynismen in direkter Linie auf den kindlichen Protest gegen den Vater zurückgehen. Es gibt viele zynische Witze, welche die Person des Vaters herabsetzen, namentlich solche, welche sich gegen seine Sexualität richten. Es wird aber ebensooft die Tugend der Mutter angezweifelt. Ein gutes Beispiel dieser Art, das beide Phänomene vereinigt, ist folgendes:

Der französische Schriftsteller Crébillon anwortete auf die Frage eines Gastes: „Welches halten Sie für Ihr bestes Trauerspiel?" indem er auf seinen Sohn wies: „Ich weiß nur, welches mein schlechtestes ist: hier, mein Herr Sohn." Der Sohn entgegnete: „Man glaubte daher auch, daß Sie es nicht gemacht haben." Diese freundliche Entschuldigung dient natürlich nur dazu, den Vater als Hahnrei hinzustellen.

Den Witzen, welche sich gegen die Religion richten, stehen andere nahe, welche die allgemeine Moral oder bestimmte Anschauungen der Moral angreifen. Der Herzog von Marlborough nützte seinen Einfluß unmäßig zur persönlichen Bereicherung aus. Einmal wollte jemand einen Posten durch seine Protektion erlangen und sagte ihm leise: „Euer Gnaden, ich gebe Ihnen tausend Pfund auf der Stelle und sage es niemandem." — „Wissen Sie was," antwortete der Herzog, „geben Sie mir zweitausend und sagen Sie es jedermann." Das heißt also: was liegt mir an der Meinung der Leute; die Hauptsache ist, daß ich möglichst viel Geld bekomme. Dieselbe Rücksichtslosigkeit zeigt der Witz auch nicht selten, wo religiöse Gebote in Frage kommen. Ein Jude, welcher in einem Irrenhaus interniert war, bekam Tobsuchtsanfälle, weil seinem Verlangen nach rituell zubereiteten Speisen nicht entsprochen wurde. Endlich bestellte ihm der Arzt aus einem nahen jüdischen Restaurant das gewünschte Essen. Am Samstag spazierte nun der Fromme mit seinem Wärter im Garten, behaglich seine Zigarre rauchend. Entrüstet kommt der Arzt auf ihn zu: „Was soll denn

das heißen? Zuerst sind Sie so fromm, daß Sie nur koscher essen wollen und jetzt rauchen Sie am Samstag?“ Darauf entgegnet ruhig der Gefragte: „Nu, und zu was bin ich denn meschugge?“

Dergleichen Witze zeigen den Wunsch, sich um Moral- und Religionsgebote nicht zu kümmern und sich nur seiner Lebenslust hinzugeben. Sie wollen sagen: Moral ist der Stock, der uns zum Krüppel schlägt. Dann dient er uns als Krücke. Ihre zweite Lehre ist: man kann die strengen Gebote der Moral im harten Kampf ums Dasein oft nicht aufrechterhalten. Der geistvolle Talleyrand spricht diese Meinung in einem zynischen Worte offen aus: „Die erste Regung ist fast immer gut; man muß sie unterdrücken.“

Andere zynische Witze richten sich gegen einen bevorzugten Stand und treffen mittelbar wieder die konventionellen Ehrbegriffe. Sie werden immer vom Standpunkte des Niederen gemacht und zeigen das Bemühen, sozial höhere Klassen durch die Enthüllung ihrer verborgenen Menschlichkeiten auf das eigene Niveau herabzudrücken. So sagt zum Beispiel ein Berliner Zuhälter zu seiner Geliebten: „Wenn ick en Baron wäre und du ene Kommerzienratstochter, denn dürfte ick mir ungeniert aushalten lassen.“ Auch ideale Bestrebungen wie zum Beispiel die Frauenbewegung greift der Witz unbedenklich an. Wir kennen wohl alle eine Menge von Witzen, welche das Frauenstudium verhöhnen, indem sie ihm verborgene sexuelle Motive unterschieben. Mancher Witz geht sogar so weit, den Frauen überhaupt keine höheren Interessen zuzugestehen. Er behauptet, es sei schwer, an die letzten Dinge zu denken, wenn man durch die Überlegung gestört werde, wie einem dieses Nachdenken stehe. Im „Simplizissimus“ erklärt einmal ein Künstler: „Sehen Sie, Fräulein, es gibt zweierlei Malerinnen. Die einen wollen heiraten und die anderen haben auch kein Talent!“

Diese Witzgruppe, welche verkündet, wie der Frauen ewig Weh und Ach so tausendfach aus einem Punkte zu kurieren sei, leitet uns willkommenerweise zu den zahlreichen zynischen Witzen über, welche der Liebe und der Ehe gelten. Der „Simplizissimus“ wird uns dafür vorzügliche Beispiele liefern. Eine junge, schöne Witwe steht vor dem Spiegel; sie ist eben im Begriffe, auszugehen, da sagt sie sich: „Ach, ich muß doch schwarze Strumpfbänder nehmen.

Man kann nicht wissen ...“ Das klingt wie ein Ausdruck der Lebenslust der Armen: ich will einen Geliebten, ich will nicht mehr an den Toten denken, nur der Lebende hat recht. Die ursprüngliche Lebenslust triumphiert noch auf Gräbern. Eine französische Romanze drückt dasselbe aus: *„Ne pleure pas: le noir te va si bien!“* Eine besorgte Mutter äußert: „Was nützt's, daß unsere Theres' auf alle Bälle geht; das Mädel hat halt ka Geld!“ — „Ja,“ antwortet der Herr des Hauses, „wenn sie wenigstens Busen hätt', dann fänd' sich vielleicht ein Idealist.“ Der Idealismus ist nach dieser Ansicht nur ein Überbau und alle Neigung nur aus unserem Triebleben zu erklären. Das Körperliche ist die Hauptsache, das Seelische nur ein Vorwand. Wir erinnern uns, daß Theodor Vischer das Komische im Zynischen darin fand, daß die ideale Seite der Liebe unaufhörlich der materiell-sinnlichen gegenübergestellt wird. Ganz ähnlich: ein Mädchen fragt: „Sag', Mama, was ist denn eigentlich platonische Liebe?“ — „Warte nur, mein Kind,“ lautet die Antwort, „bis du ein Jahr verheiratet bist, dann wirst du's wissen.“ Diese eigenartige Zeitbestimmung in diesem Zusammenhange soll heißen: platonische Liebe ist die Liebe, bei der man den Sexualgenuß vermißt und ihn herbeisehnt. Mit Wilhelm Busch zu reden: Entsagung nennt man das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen.

„Darf ich Sie bei mir erwarten, Frau Else?“ fragt ein Offizier. „Nein, Herr Baron, ich komme nicht, ich liebe meinen Mann zu sehr und dann kann ich mich auch nicht allein frisieren.“ Dieser so befremdlich klingende Doppelgrund zeigt, daß die Treue der Frauen meistens nur von äußerlichen Momenten abhängig ist. Die pessimistische Meinung ist: und die Treue, sie ist doch ein leerer Wahn.

Harmloser bindet folgendes Gespräch poetische und prosaische Seiten der Liebe und deckt das Ungereimt-Inkongruente ihres Vereintseins auf. Eine Dame: „Herrlich denke ich mir das, so ganz frei als Junggeselle durch die Welt zu ziehen.“ — „Ganz recht, Gnädigste, aber ab und zu sehnt man sich doch nach einem Wesen, das einem die Sorgen von der Stirne küßt und die Wäsche in Ordnung hält.“ Auch anscheinend persönliche Witze fallen in diesen Bereich. Zum Beispiel: „Na, Baron, mit der Liebe ist es bei

Ihnen auch nicht mehr viel!" — „Wieso? Hat sich jemand aus Ihrer Verwandtschaft darüber beklagt?" Das scheint durchaus eine persönliche Abwehr zu sein. Bei näherem Zusehen enthüllt sich aber die allgemeine Tendenz: der mit seinen menschlichen Schwächen Gehänselte will sagen: Niemand, auch Sie und Ihre Verwandten nicht, sind von geschlechtlichen Bedürfnissen frei. Ich gestehe es nur offen und ihr seid Heuchler.

Es gibt zynische Witze, welche an die tiefsten Probleme des Menschenlebens rühren. Sie zeigen eine pessimistische Weltanschauung, sie enthüllen das Berechnet-Inkongruente des Daseins, das wir leben. Sie verkünden: es gibt keine Gerechtigkeit und keine vernünftige Weltordnung. Was der Mensch auch tue, er wird nie zum Frieden und zur inneren Ruhe kommen. Wir sind wie Spielbälle in der Hand eines tölpelhaften und unüberlegten Spielers. Ich denke dabei an Witze wie folgenden: Der Direktor einer Irrenanstalt läßt einen Gast die Zellen besichtigen. In einer sitzt ein Mann und hält eine Holzpuppe im Arm, die er herzt und kost. Leise sagt der Direktor: „Der Mann liebte ein Mädchen, das ihn verschmähte und einen anderen heiratete. Darüber wurde er verrückt. In seinem Wahne hält er die Puppe für seine Geliebte." Die nächste Zelle ist ausgepolstert. Darin lauft unaufhörlich ein Mann mit den Gebärden eines Tobsüchtigen gegen die Wand. „Das ist der Andere", erklärt der Direktor.

Dieser Witz gilt nicht nur dem unheilvollen Einfluß der Frauen; er trifft eine höhere Instanz, den großen Unbekannten über den Wolken, der die menschlichen Bemühungen um Glück so kläglich scheitern läßt. Wenn Witze dieser Art ein „frevles Spiel mit heiligen Gütern" treiben, so dürfen wir nicht vergessen, daß diese heiligen Güter früher ein frevles Spiel mit den Witzigen getrieben haben. Auch hier steht also verborgen die Opposition gegen die grausame Gottheit.

Bewundern wir an einem anderen Beispiel, wie intuitiv der zynische Witz manchmal verborgene seelische Zusammenhänge erfaßt, deren die wissenschaftliche Psychologie erst auf dem mühsamen Wege der Analyse habhaft werden konnte. Vor dem Begräbnis einer Frau wird der untröstliche Witwer vermißt. Nach langem Suchen findet ihn endlich sein Schwager im zärtlichen

tête-à-tête mit dem Stubenmädchen. Entrüstet ruft er ihm zu: „Deine Frau wird begraben und du treibst solche Sachen?" — „Weiß ich, was ich in meinem Schmerz tu?" Dieser Witz zeigt ebenso wie die psychoanalytischen Forschungsresultate, daß der Tod naher Verwandter Anlaß zur Libidosteigerung geben kann. Die durch die Ambivalenz charakterisierte Einstellung, welche wir teuren Personen gegenüber haben, bedingt es, daß wir ihren Tod nicht nur betrauern, sondern unbewußt als eine Art Erlösung empfinden. Die polygamen Neigungen des Mannes in unserem Witze wurden gleichsam durch den Tod seiner Frau erweckt; er benimmt sich, so, als wäre er dadurch lästiger Fesseln entledigt worden. Wir erkennen, daß seine ungeschickte Ausrede dennoch einen tiefen Sinn umschließt. Die Worte „Weiß ich ..." zeigen mit Recht das Unbewußte als die anonyme Triebfeder seines Tuns. Das Verständnis zahlreicher zynischer Witze ist geradezu dadurch bedingt, daß wir zugeben müssen, es seien neben den zärtlichen Gefühlen gegen unsere Verwandten und Freunde auch starke feindselige Tendenzen in uns wirksam. Eine französische Anekdote bietet dafür ein hübsches Beispiel: M. Dubreuil, der bekannte französische Politiker, soll auf dem Sterbebette seinem Freund gesagt haben: „Mein Freund, warum die vielen Leute in meinem Zimmer? Es sollte niemand als du hier sein. Meine Krankheit ist ansteckend."

Den Frauen und ihren Schwächen gelten zahlreiche zynische Witze. Wenn Ludwig Pietsch einmal von einer Dame sagte, sie sei „tief, aber vergeblich ausgeschnitten", so enthüllt er das sexuelle Motiv der Dekolletage, die dazu dienen soll, die Instinkte der Männer auf ihre Trägerin zu konzentrieren. Nahe steht die Meinung, die ein Herr aus dem „Simplizissimus" verrät, wenn er sagt: „Es kommt bei den Frauen nicht nur auf das Äußere an. Auch die Dessous sind wichtig." Es sieht zuerst aus, als wolle der Herr einer zu Unrecht bestehenden oberflächlichen Anschauung über die Frauen widersprechen. Wir erkennen bald, wie heuchlerisch seine moralische Entrüstung ist und verstehen, daß er hinter dem Anspruch der seelischen Liebe die grobsexuelle Anforderung aufdecken will. Ein Tenor beklagt sich: „Es ist unglaublich, wie man von der Damenwelt belästigt wird." — „Na, lieber Kammersänger, das wird schon besser werden, wenn wieder einmal eine

Aschantigruppe herkommt." Die trostvolle Antwort will den Tenor herabsetzen, denn sie stellt das Interesse der Schönen für ihn in eine Reihe mit ihrem Interesse an Negern. Aber gerade hier zeigt sich wieder, wie der allgemeine Angriffspunkt zum Vorschein kommt. Denn der Antwortende sagt mit seiner Replik zugleich: es ist nichts Besonderes, das Interesse der Damen zu erregen. Du hast dir gar nichts darauf einzubilden. Die Frauen sind in ihren verborgenen sexuellen Motiven gar nicht wählerisch. Tenor und Aschantineger haben für sie denselben *Haut-gout.*

Es fehlt gewiß nicht an Gegenangriffen, welche die brutale Sexualität des Mannes hinter allen konventionellen Kulissen zeigen. Ein Bild des „Simplizissimus" stellt eine Tischgesellschaft dar, in der eine Dame ihrem Gegenüber sagt: „Mein Herr, wenn Sie mich lieben, sagen Sie es, aber machen Sie mir, bitte, die Strümpfe nicht schmutzig!"

II.

Unser Überblick hat uns gezeigt, daß der zynische Witz dieselben Angriffsobjekte und dieselben seelischen Motive hat wie der ernste Zynismus. Diese Objekte werden am besten durch das ambivalente Verhalten des Individuums zu ihnen bezeichnet. Sie sind ebenso wie die Gegenstände des Tabu einerseits ehrfürchtig angesehen, anderseits der Herabsetzung und Verhöhnung ausgesetzt. Sie werden Gegenstand der menschlichen Triebsublimierung und werden als solche von der moralischen Autorität geschätzt. Aber gerade deswegen ist die Versuchung, sie zu erniedrigen, so stark. Die den Menschen eigene Ehrfurcht für sie schließt diese Gegenströmung der Empörung nicht aus, sondern ein. Die Lust, gegen sie zu rebellieren, hat unser Unbewußtes nicht verlassen und nur die Angst vor gesellschaftlicher Verfemung und der anerzogene Hemmungszwang hält sie zurück. Der zynische Witz bietet sich durch seine Fassade als Kompromiß dieser zwei entgegengesetzten Strömungen an und bringt eine Augenblicksbefreiung aus der psychischen Stauung.

Wir werden an den zwei letzten Witzen, die wir anführen, versuchen, die seelische Analyse durchzuführen.

Ein bekannter österreichisch-polnischer Abgeordneter der Kaiser-

zeit — wir wollen ihn hier Stepanowitsch nennen — stand (vermutlich mit Unrecht) im Rufe, Hermaphrodit zu sein. Einer seiner Kollegen, der als *enfant terrible* bekannt war, soll eine Tischrede folgendermaßen begonnen haben: „Meine sehr geehrten Damen und Herren, und du, mein lieber Stepanowitsch!"

Worüber lachen wir hier? Doch wohl über die Sonderstellung, die der Redner seinem Freunde zwischen Damen und Herren eingeräumt hat. Wir empfinden eine Art von Schadenfreude, die wir jedem, der irgendwie abnormal veranlagt ist, im geheimen widmen, wenn wir ihn mit uns vergleichen. Die Erziehung zur Güte hindert uns, solche Freude einzugestehen. Durch welche Mittel werden wir von den Hemmungen befreit? In erster Linie durch die witzige Form, durch die Einkleidung der Gedanken. Sie bietet eine Möglichkeit der Lustentbindung, welche bedeutsamere Quellen des Lachens verdeckt. Ohne ihre Hülle würden wir den Ausspruch des Abgeordneten als Roheit zurückweisen. Die geistreiche Form dient, wie Freud mit unersetzbarem Ausdruck sagt, als „Verlockungsprämie". Mit Hilfe und durch geheime Vermittlung dieser Vorlust, welche die witzige Form bietet, ziehen wir einen großen, sonst schwer erreichbaren Lustgewinn aus dem, was die witzige Ansprache verbirgt.

Doch die so witzig angedeutete Abnormalität ist eine bestimmte: sie bezieht sich auf das Geschlechtliche. Wir lachen ja auch, wenn sonstige Auffälligkeiten eines Menschen (z. B. die Rothaarigen usw.) in einer sublimierten und witzigen Form, die unser verfeinertes Gefühl nicht verletzt, zur Sprache kommen. Warum ist hier die Lust eine stärkere? Es müssen ihr in uns unbewußte Quellen entgegenkommen. Es gab eine Zeit, da auch wir das Geheimnis der Geschlechtsdifferenz noch nicht kannten: die frühe Kinderzeit. In dieser Zeit haben die Kinder höchst groteske Ansichten von den Geschlechtsteilen des anderen Geschlechts. Meistens gehen sie dabei von den eigenen Genitalien aus und der kleine Knabe glaubt, alle Menschen, auch die weiblichen, haben einen Penis wie er. Freud konnte diese infantile Sexualtheorie als typisch aufstellen und darauf hinweisen, daß die Phantasie des Weibes mit einem Penis noch in den Träumen Erwachsener eine Rolle spielt.[4]

4) Über infantile Sexualtheorien (Ges. Schriften, Bd. V).

Unser Witz wirkt nicht nur durch die von ihm geweckte Schadenfreude und den stolzen Vergleich mit uns; die stärkste Lust quillt aus der infantilen, unbewußten Quelle, daß auch wir einmal Hermaphroditen in unseren Phantasien gebildet, indem wir auch den Frauen einen Penis zugestanden haben.

Haben wir hier versucht, uns als Zuhörer des Witzes zu analysieren, so gilt unsere zweite Analyse demjenigen, der den Witz produziert.

Der französische Dichter F o n t e n e l l e besucht, fast hundert Jahre alt, am frühen Morgen eine Dame. Sie empfängt ihn nach einiger Wartezeit mit den Worten: „Sehen Sie, Ihnen zu Gefallen bin ich so früh aufgestanden." — „Ach," entgegnete der Dichter, „aber Andern zu Gefallen legen Sie sich nieder und das macht mich toll."

Wir stellen uns die Situation vor: der alte Dichter besucht die Dame, offenbar weil er Interesse an ihr nimmt. Er wartet im Salon, bis sie sich angekleidet hat. Es ist nur menschlich, wenn er sich in der Zwischenzeit die Situation der Dame ausmalt, und zwar mit sexuellem Interesse. Diese Gedanken kommen wahrscheinlich noch nicht zur vollen Bewußtseinshelligkeit, sie sind vorbewußt. Die Dame empfängt ihn liebenswürdig: für Sie bin ich aufgestanden. Diese Worte bilden das „erregende Moment" des Witzes. Die vorbewußten Gedanken werden jetzt vom Unbewußten erfaßt und verarbeitet. Sie erhalten aus tieferen Schichten des Seelenlebens eine Verstärkung: nämlich aus dem schmerzlichen Gefühl, die Liebe nicht mehr genießen zu können. Dieses Gefühl der Insuffizienz richtet sich nun aggressiv gegen die Glücklicheren. Gehemmte Libido verwandelt sich so oft in sadistische Tendenzen. Dieser Vorgang spielt im Zynischen eine ebenso große Rolle wie die angeborene sadistische Triebkonstitution. Der Witz greift also jetzt das Libidoobjekt an, da der sexuelle Angriff unmöglich ist. Der psychische Akt führt, wie so oft im Traume, über einen Gegensatz: ich bin so zeitlich a u f g e s t a n d e n für Sie — aber für A n d e r e l e g e n Sie sich n i e d e r ! Beide Tätigkeiten, die des Aufstehens und die des Niederlegens der Dame, sind durch die unbewußte Phantasietätigkeit des Dichters verknüpft, als sozusagen libidoerregende Momente. Doch erscheint ihm das Opfer des Auf-

stehens, welches die Dame ihm bringt und das jedenfalls eine Liebenswürdigkeit darstellt, neben dem Opfer, das sie durch ihr Niederlegen anderen bringt, verschwindend klein.

Dieses Antithesenspiel ist dem Witze mit dem Traume gemeinsam. Es ist auch eine allgemeine Erscheinung gewisser, namentlich primitiver Sprachen, dem einfachen Worte entgegengesetzte Bedeutungen zu geben. F r e u d, der auf das Phänomen im Zusammenhange seiner Psychologie aufmerksam macht,[5] weist nach, daß diese Begriffe relative sind und durch eine vitale Notwendigkeit miteinander verknüpft werden. Das Unbewußte zeigt in allen seinen Produkten dieselbe Sach- und Sprachbehandlung wie die primitiven Völker. Eine tiefere, ja die tiefste Beziehung dieses „Gegensinnes der Urworte" mit dem zynischen Witze ergibt sich auf folgende Art.[6] Die Worte sacer, das australische tabu, das hebräische kodausch bedeuten ebenso heilig wie verflucht. Das Höchste und das Niedrigste sind durch sie verknüpft. Der Grund dafür liegt in der ambivalenten Gefühlseinstellung der Menschen zu den von diesen Worten bezeichneten Gegenständen und Personen; in der Ehrfurcht vor geheiligten Personen und Institutionen, von der Moral hochgewerteten Geboten und der frevlen Lust, diese Personen zu verletzen oder zu schädigen, diese Gebote zu übertreten. Auch im Zynischen wird Hohes mit Niedrigem verknüpft: es will ja das Triebleben hinter der äußerlichen Erhabenheit aufdecken. Auch hier sind dieselben zwei Faktoren am Werke: das Bewußtsein, welches an Moral und Konvention festhält, und das Unbewußte, das sie negiert und sie in ungestümem Drange übertreten will.

Wir kehren nun zu unserem Witze zurück. Der Vorgang ist also folgender: die vorbewußte Ausmalung des Aufstehens der Dame, das bittere Gefühl, die Bewunderte nicht mehr besitzen zu können. Das bei dem liebenswürdigem Empfang gesprochene Wort: „Für Sie bin ich so früh aufgestanden", trägt dazu bei, daß die früher vorbewußten Gedanken ins Unbewußte versinken und dort einer Bearbeitung unterliegen. Diese unbewußten Gedankengänge sind

---

5) Über den Gegensinn der Urworte (Ges. Schriften, Bd. X).
6) F r e u d: Totem und Tabu (Ges. Schriften, Bd. X).

schwer beladen mit Affekten: sexuelle Begierde, Neid gegen die sexuell Glücklicheren, zu denen auch die Dame selbst gehört, vereinigen sich in der Antwort, wobei das Unbewußte im Spiel mit den Worten über eine affektbetonte Gegensatzrelation verläuft. Wir kommen also wieder zur Freudschen Formel des Witzes: vorbewußte Gedanken unterlagen einer blitzschnellen unbewußten Bearbeitung und wurden dann von der Wahrnehmung erfaßt.

Es handelt sich jetzt darum, die psychische Situation des alten Dichters in den Gefühlszusammenhang aller Menschen einzufügen. Schopenhauer irrt, wenn er das Greisenalter von aller sexuellen Not befreit sein läßt. Der Gedanke Fontenelles ist folgender: Was sollen alle diese konventionellen Höflichkeiten, wenn das eine fehlt, was doch allein Wert hat, die Liebe? Es ist dieselbe Gefühlsvereinigung, welche dem in langem Siechtum dahinsterbenden Heine manche der gewaltigsten Lazaruslieder abgepreßt hat. Unser Grab erwärmt der Ruhm?

„Torenworte! Narrentum!
Eine bess're Wärme gibt
eine Kuhmagd, die verliebt
uns mit dicken Lippen küßt
und beträchtlich riecht nach Mist."

Ähnlich spricht der alternde Dichter Norbert de Varenne in Maupassants unsterblichem „Bel-Ami", wenn er alle Ziele neben dem einen, dem Liebesziel, verblassen läßt. „Ruhm? Wozu dient er, wenn man ihn nicht mehr in Form von Liebe genießen kann?" Und er setzt düster die Mahnung hinzu: *„Encore quelques baisers et vous serez impuissant!"* Wir sehen also, was Fontenelle hier in Witzesform gekleidet hat, ist ein allgemeinmenschliches Gefühl, welches den Geschlechtsgenuß in manchen Augenblicken als den höchsten selbst erscheinen läßt. Ähnlichen Stimmungen mag Ibsens „Wenn wir Toten erwachen" entstammen. Rubek preist rückblickend das Liebesglück, das von dieser Welt ist, „von dieser köstlichen, wundersamen, dieser rätselvollen Welt" gegenüber dem asozialen Künstlertum.[7]

---

7) Zolas Pascal Rougon erlebt ähnliche Stimmungen: *„Certaines nuits, il arrivait a maudire la science, qu'il accusait, de lui avoir pris le meilleur de sa virilité."*

Und an Norbert de Varennes Ausspruch erinnert es, wenn Wedekind einmal bekennt:

> „Und ist erst das Seelenleben entweibt,
> dann sind sämtliche Lampen erloschen,
> für das, was für mich dann noch übrig bleibt,
> dafür geb' ich nicht einen Groschen."

In einige Worte zusammengepreßt, enthält so mancher zynische Witz eine tiefe Erkenntnis der menschlichen Seele. Goethe sagt von Lichtenberg: wo er einen Spaß mache, liege ein Problem verborgen. (Umgekehrt mancher Moderne: wo ein Problem verborgen liegt, macht er bloß einen Spaß.)

III.

Die Technik des zynischen Witzes ist dieselbe wie bei den anderen Formen des Witzes: es ist vielleicht für ihn charakteristisch, daß seine Technik weitaus die mannigfaltigste ist. Verdichtung, Doppelsinn, Unifizierung, indirekte Darstellung, kurz das ganze Arsenal der Witztechnik steht ihm zur Verfügung. Wohl erklärlich, da sich seine Tendenz nicht frei äußern darf und in ihm unsere vitalsten Fragen an die Oberfläche kommen. So sucht man auch die Notausgänge auf, wenn es irgendwo brennt. Was er sagt, meint er ernst. Doch nur in verhüllter Form darf er das vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können. Ein Mittel benützt der zynische Witz besonders gerne und es wird gut sein, darauf hinzuweisen, weil es allen Produkten des Unbewußten (Neurose, Traum, Dichtung usw.) gemeinsam ist. Besonders abstrakte und moralisch anstößige Dinge und Vorgänge werden durch die unbewußte Arbeit gerne symbolisiert. So zum Beispiel wird im Traume der Schirm als Penissymbol, Schießen für Koitieren gebraucht, der Frauenleib wird oft durch ein Haus, ein Schiff usw. symbolisiert. Die Zweifel, denen die Befunde der analytischen Traumdeutung gerade auf dem Gebiete der Symbolik begegnen, werden auch durch den Nachweis der technischen Mittel, welche der zynische Witz oft zur Erreichung seiner Ziele anwendet, entkräftigt. Wir geben einige Beispiele, um die gleichen Symbolbildungen im zynischen Witz nachzuweisen:

Ein alternder Herr erzählt am Stammtische, seine Frau habe ihn vor kurzem mit einem Kinde überrascht. Ein Freund sagt darauf: „Das kommt mir vor wie folgende Geschichte: Ein Reisender zog einst durch die Wüste. Da fiel ihn ein Löwe an. Da ihm jede andere Waffe mangelte, legte er seinen Schirm auf das Tier an — und wirklich fiel der Löwe tot zu Boden. Da drehte sich der Reisende um, und siehe da — hinter ihm stand ein Mann mit einem Gewehr!" (Das Gewehr als Penissymbol.)

Heine beschreibt in „Deutschland" die Göttin Hammonia:

„Sie trug eine weiße Tunika,
bis an die Waden reichend!
und welche Waden! Das Fußgestell
zwei dorischen Säulen gleichend!"

(Der Frauenleib als Gebäude.)

Ein anderes Beispiel gibt ein Zynismus von Oskar Wilde: „Zwanzig Jahre Romantik machen eine Frau zu einer Ruine — aber zwanzig Jahre Ehe machen sie fast zu einem öffentlichen Gebäude." (Eine Frau ohne Bedeutung.) Ein hübsches Beispiel für das Schiff als das gleiche Symbol: Lichtenberg schreibt über Therese Heyne, welche sich mit Georg Forster verlobte, in einem Briefe: „Ich glaube, auch dieses kleine Feuerschiff wird ein ganz gutes Fischerboot werden, wenn nur Forster häufig an Bord geht, den Hauptleck sorgfältig stopft und die Feuermaterialien über Bord wirft. Nur der Leck, der Leck!"

Freud erwähnt in seinem Buche über den Witz das folgende Aperçu: „Eine Frau ist wie ein Regenschirm, am Schlusse nimmt man sich doch einen Komfortabel." Komfortabel bedeutet hier soviel wie ein für die Benützung durch jedermann dienendes, öffentliches Fuhrwerk — eine Prostituierte. Dieselbe Symbolik aber wird für die Frau überhaupt gebraucht. Der zynische Witz bringt sie oft mit einem Fuhrwerk zusammen. Ein Herr aus dem „Simplizissimus" mahnt einen Freund: „Laufe nie einer Elektrischen oder Frau nach! In ein oder zwei Minuten kommt eine andere." In einem Lustspiel von Raoul Auernheimer („Die glücklichste Zeit") sagt ein Spötter: „Sehen Sie, mit der Frau geht's einem wie mit dem Automobil. Kein Automobil zu haben, ist unbequem. Ein

Automobil zu haben, ist kostspielig und gefährlich. Das beste ist, man hat einen Freund, der ein Automobil hat." Derselbe Autor läßt in „Das Paar nach der Mode" einen Herrn folgende eigenartige Definition des Flirt geben: „Ein möbliertes Zimmer ohne Gartenbenützung — mit der Aussicht auf einen Garten." Das Verständnis des Witzes hängt geradezu von unserer unbewußten Kenntnis der Sexualsymbolik ab.

Auch das Symbol der Erde für den Frauenleib ist dem zynischen Witz geläufig. Der Mathematiker und Epigrammatiker Abraham Gotthelf Kästner dichtete folgendes Epigramm: „Klage eines Frauenzimmers bei Zerstörung der französischen Lünetten von Göttingen" (1763):

„Hier, wo man sonsten Myriaden
von lang und dicken Palisaden
tief in noch engern Löchern sah,
hier sind, erweitert nur, die Löcher da."

So reich auch die Technik des zynischen Witzes ist, so ist gerade diese Witzgruppe von solcher Art, daß die Lust, die wir aus ihr ziehen, nur zum geringsten Teile aus ihrer Technik entstammt (Vorlust). Sie resultiert ungleich stärker aus dem Freiwerden von Hemmungsaufwand. Mächtiger als bei den anderen Formen des Witzes wird gerade beim zynischen dieses Moment in Betracht kommen, denn es stellen sich dem Durchbrechen seiner Äußerungen die stärksten moralischen Hemmungen in den Weg.

IV.

Der zynische Witz strebt regelmäßig eine Entlarvung an, die den Sinn der Herabsetzung besitzt. Der Mangel an Ehrfurcht, an verecundia, nach Kuno Fischer ein Merkmal des Witzes überhaupt, tritt bei ihm besonders hervor.[8] Es ist nicht schwer, den Ursprung dieser Lust zu finden. Er wird in den Kinderjahren zu suchen sein, in denen das Kind, in seinem Vertrauen in die Autorität erschüttert, die schwachen Seiten der Erwachsenen mit scharfem Auge erkannt hat und zu verstehen beginnt, daß hinter

8) Über den Witz. Kleine Schriften. 2. Aufl. Stuttgart 1889.

ihrer Würde und Erhabenheit dieselben starken und triebhaften Wünsche rege sind, die es selbst fühlt. Das Aufzeigen der menschlich-allzumenschlichen Eigenschaften hinter der erhabenen Fassade, die Demonstration der unabänderlichen Abhängigkeit unserer Natur von den mannigfachen körperlichen Bedürfnissen, die Entwertung der Autorität und der hochgeschätzten sozialen Einrichtungen werden dann die Vorzugsobjekte des zynischen Witzes werden, der seine Abkunft aus der kindlichen Entlarvungslust nicht verleugnet. Jenes Wort Ibsens: „Ist es denn wirklich groß, das Große?" könnte man als Motto ebensowohl über den zynischen Witz als auch über jenes Kapitel der kindlichen Entwicklung schreiben, das beständig zwischen bewußtem Respekt und unbewußter Auflehnung schwankt.

Führen so die Wurzeln des zynischen Witzes in die Kinderzeit zurück, so wird seine Produktion erst möglich, wenn sich der Reifgewordene bewußt den Kulturgeboten unterworfen und jene starken, aggressiven und sexuellen Triebtendenzen in einem großen Ausmaße gebändigt hat. Der zynische Witz taucht dann aus der Mitte jener Verdrängungen wieder auf; er stellt eine Wiederkehr der abgewehrten Triebwünsche dar, zu denen sich das Ich in ihm bekennt. Jenes Ich hat in der langen Reifezeit ein Ideal in sich aufgerichtet, das Über-Ich, das nun in der Instanz des Gewissens seinen Abstand von dem aktuellen Ich mißt und kritisiert. Der zynische Witz zeigt, daß trotz so scharfer Zensur die abgewehrte Triebgewalt manchmal über alle kunstvoll aufgeführten Schranken flutet. Er kann so als Gradmesser dienen für die Kluft, die zwischen der eine Zeit beherrschenden Moral und den verleugneten Anforderungen ihres Trieblebens klafft. In diesem Sinne verdient er nicht nur das Interesse des Psychologen, sondern auch das des Kulturhistorikers und -kritikers. Man kann auch von seinem psychotherapeutischen Werte für die Gesellschaft sprechen, da er mit Traum und Kunstwerk zu den gelungenen Abzugsquellen jener Regungen gehört, welche in ihrer Stauung zum Verbrechen, zur Neurose und zu Wahnbildungen führen müßten. Der zynische Witz bringt für Augenblicke eine Befreiung von dem dauernden Konflikt zwischen Sittengebot und Triebanspruch, der das Leben der Kulturträger begleitet. In dieser kurzen Aufhebung von

psychischem Druck liegt seine nicht unbeträchtliche seelische Bedeutung. Mit Recht behauptet die Weisheit des Volkes, daß Lachen gesund erhalte.

Ein Fall von Kleptomanie aus Schuldgefühl

Von

Franz Alexander und **Hugo Staub**

„Der Verbrecher und seine Richter, Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragraphen" (Geheftet RM. 7·—, Ganzleinen RM. 9·—) ist der Titel eines im Sommer 1929 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erschienenen gemeinsamen Buches von Franz Alexander und Hugo Staub. In diesem Werke werden zum erstenmal die Ergebnisse der Freudschen Forschung für die Kriminalpsychologie und die Kriminalpolitik nutzbar. Dem theoretischen Teile dieses Buches, das eine Kritik der heutigen Strafrechtspflege gibt und die Psychologie der verschiedenen Verbrecherkategorien entwickelt, schließen sich Beispiele konkreter Kriminalfälle an. Diesem kasuistischen Teil entnehmen wir den folgenden Abschnitt.

Wir verdanken das Material dem guten Vertrauensverhältnis des Angeklagten zu seinem Verteidiger, das der positiven Übertragung der analytischen Situation entspricht. Trotzdem bleibt es aus den mitgeteilten Gründen recht mangelhaft. Insbesondere das verdrängte infantile Material, das nur durch methodische freie Assoziation zugänglich gemacht werden kann, läßt sich nur aus Andeutungen rekonstruieren. Wenn also die Ätiologie des Falles therapeutischen Ansprüchen nicht genügen mag, so reichen die gewonnenen Einsichten doch für das psychologische Verständnis der unbewußten kriminellen Mechanismen aus.

Ein 34jähriger Intellektueller — wir wollen ihn Bruno nennen — war wegen verschiedener kleiner Diebstähle zu über 1 Jahr Gefängnis verurteilt worden. Er appellierte an die höhere Instanz, einer der Autoren übernahm seine Verteidigung und fand ihn in der Untersuchungshaft in einem guten seelischen Gleichgewicht

und fast vergnügten Zustand vor. Es stellte sich bald heraus, daß es sich nicht um gewöhnliche Diebstähle handeln konnte. Seine Taten standen weder mit seiner sozialen Stellung noch mit seinen übrigen Lebensumständen im Einklang. Er war jahrelang in Universitätskliniken auf Grund eines gefälschten Diploms, aber solider ärztlicher Kenntnisse als Chirurg tätig gewesen, von den Leitern der Kliniken besonders geschätzt und anerkannt, auch theoretisch wissenschaftlich und in Laboratoriumsuntersuchungen erfolgreich. Er hatte einige wissenschaftliche Originalarbeiten publiziert.

Schon im Verlaufe seiner ärztlichen Tätigkeit in einer Hauptstadt Mitteleuropas hatte er ärztliche Bücher in einer Buchhandlung gestohlen, sie sofort in einer anderen, in der Nähe liegenden Buchhandlung zum Kauf angeboten, ohne die darin befindliche Etikette des Verkäufers zu entfernen. Dies fiel auf, er wurde ersucht, noch einmal wiederzukommen, und entfernte sich unter Zurücklassung seines vollen Namens nebst Adresse. Natürlich wurde die Tat entdeckt, er festgenommen, und es stellte sich hierbei heraus, daß er gar kein Arzt und sein Diplom gefälscht sei.

Dieser Diebstahl erscheint, wie alle seine sonstigen Straftaten, als gewöhnlicher Diebstahl unmotiviert. In der Buchhandlung, in der er die Bücher entwendete, war er seit Jahren als treuer Kunde bekannt, hatte genügend Kredit, um jedes Buch kaufen zu können, befand sich auch in guter Vermögenslage, da er kurz zuvor eine gut bezahlte Assistentenstelle an einer gynäkologischen Universitätsklinik erhalten hatte. Er wurde einige Zeit nach seiner Verhaftung wegen der Geringfügigkeit der Delikte bei Fortdauer des Strafverfahrens entlassen und begab sich, mit einigen Mitteln versehen, nach Berlin, wo er unter seinem richtigen Namen in einem Hotel abstieg. Bald nach seiner Ankunft ging er im Klinikenviertel in mehrere medizinische Buchhandlungen, entwendete dort verschiedene ärztliche Bücher, trug sie, mit der Etikette des Verkäufers versehen, in treuer Nachahmung des früheren Verhaltens in eine andere Buchhandlung in der Nähe und bot sie dort zum Kauf an. Er fiel auf, wurde gebeten, noch einmal wiederzukommen, hinterließ Namen und Adresse und wurde verhaftet.

Als ihm der Polizeikommissar nach Aufnahme eines Protokolls in Aussicht stellte, daß man ihn wegen der geringfügigen Bücher-

diebstähle vorläufig freilassen werde, erklärte er dem Beamten, er habe auch noch in einem optischen Geschäft Teile eines Mikroskops gestohlen. Auch deshalb wollte man ihn noch nicht in Haft behalten. Daraufhin gestand er der Polizei, daß er auf der Reise nach Berlin in Leipzig ausgestiegen sei und in einer Ausstellung mehrere kleine Porzellanfiguren entwendet habe. Als er diese Gegenstände vorzeigte, wurde er endlich in Haft genommen und in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Dort fühlte er sich wohl und erleichtert, hatte nur die eine Sorge, in den Besitz medizinischer wissenschaftlicher Bücher zu kommen, und studierte mit großem Eifer. Während seiner Haft schien ihm eigentlich nichts zu fehlen, er war glücklich und zufrieden, führte sich ausgezeichnet auf, suchte mit dem Gefängnisarzt, der sein medizinisches Wissen und Können zuerst mißtrauisch betrachtete, dann offen bewunderte, in Kontakt zu kommen und ihm in seiner Gefängnisarbeit zu helfen. Es war dem Verteidiger bald klar, daß es sich hier unmöglich um aus bewußten Motiven erklärbare Straftaten handeln konnte, sondern daß ein typischer Fall neurotischen Agierens vorlag. Selbst einem nicht tiefen-psychologisch geschulten Kriminalisten mußte das anscheinend Irrationale im Verhalten Brunos auffallen. Seine Handlungen waren offenbar darauf angelegt, ihn ins Gefängnis zu bringen. Die Ausführung der Taten läßt so sehr alle Vorsicht und jeden Versuch, ihre Entdeckung zu verhindern, vermissen, sie sind im Gegenteil so vorgenommen, daß sie entdeckt werden müssen, daß sie nur aus dem unbewußten Drang, bestraft zu werden, erklärt werden können. Bei diesen Taten konnte er ja nichts gewinnen, nur verlieren. Sein Verhalten bei der Polizei in Berlin, wo er so lange unentdeckte Straftaten eingestand, bis er endlich seine Freilassung unmöglich gemacht hatte, zeugt eindeutig für das Wirken seines Strafbedürfnisses.

Als nächstes Problem drängt sich uns die Frage auf, aus welchen Quellen wohl dieses unerbittliche Strafbedürfnis herstammen möge. Wenn wir annehmen, daß seine Delikte aus dem unbewußten Drang stammen, sich Schaden zuzufügen, so könnte man meinen, dieses Strafbedürfnis sei eine Reaktion auf die Benutzung des gefälschten Arztdiploms, zumal ja die ersten Bücherdiebstähle zur Zerstörung dieser erschlichenen Karriere geführt hatten. Seine Lebens-

geschichte wird uns jedoch darüber aufklären, daß die so offenbar mit seinem Arztberuf verknüpften Schuldgefühle auf einer früheren und tieferen Grundlage beruhen.

Seine erste Straftat beging er im Alter von etwa siebzehn Jahren im Kadettenkorps, wo er zum Offizier ausgebildet werden sollte. Er stahl in der Kantine in Gegenwart der Aufsichtspersonen einige Süßigkeiten. In seinen eigenen Aufzeichnungen nennt er das ein schweres Vergehen, das er sich habe zuschulden kommen lassen, und das mit Recht seine Ausschließung aus dem Kadettenkorps nach sich gezogen habe. In Wirklichkeit sollte er nur mit einer Hausstrafe diszipliniert werden. Er zog jedoch daraufhin vor, aus dem Kadettenkorps zu fliehen und wurde deswegen ausgeschlossen. Eine Andeutung über die tieferen Ursachen seiner Schuldgefühle erhalten wir hier aus dem Umstande, daß die Tat geschah, unmittelbar nachdem seine Mutter in schwangerem Zustande ihn besucht hatte. Er erzählte seinem Verteidiger, er habe sich wegen dieser Schwangerschaft furchtbar geschämt und das Gefühl gehabt, alle Leute zeigten mit Fingern auf ihn.

Diese seine erste Tat ist ein klassischer Fall des Verbrechens aus Schuldbewußtsein. Er fühlt sich schuldig für die Schwangerschaft seiner Mutter, da er sich ja in seiner unbewußten Phantasie für deren Urheber hält, und will die hieraus stammenden Schuldgefühle durch eine relativ harmlose Handlung, die ihm eine Bestrafung einbringen soll, aufheben. Das geringfügige *begangene* Delikt empfindet er deshalb als so schwer, weil es ja der Befriedigung des Strafbedürfnisses für den viel schwereren verdrängten Wunsch dient und von diesem einen Teil seiner Affektbesetzung übernimmt. Eine Erinnerung seiner früheren Jugend gibt uns darüber Aufschluß, warum er gerade den Diebstahl von Süßigkeiten dazu benutzt, die Strafe zu provozieren. Ein strenger, nach puritanischen Sitten erziehender Vater — ein höherer Staatsbeamter — hatte den Verbrauch von Zucker durch den jungen Bruno peinlichst kontrolliert. Er erzählte, noch heute verbittert, wie der Vater strengstens darauf geachtet habe, daß er nur *ein* Stück Zucker in den Tee oder Kaffee nahm, daß die Mutter ihm zwar heimlich erlaubte, auch ein zweites Stück zu nehmen, daß der Vater aber, wenn er dies merkte, ihn mit einer Peitsche geprügelt habe. So wurde für

ihn der Genuß von Süßigkeiten zum Symbol einer vom Vater verbotenen heimlichen Beziehung zur Mutter, deren Entdeckung eine Strafe zur Folge hatte. Es soll noch daran erinnert werden, daß nach den psychoanalytischen Erfahrungen Zucker und Süßigkeiten als Ersatz für Muttermilch und so als Symbol für die Mutterliebe überhaupt empfunden werden. Die Vorliebe für Süßigkeiten entspricht der oralen Fixierung an die Säuglingssituation, der ersten sinnlichen Lustbeziehung des Kindes zur Mutter.

Diese erste Straftat in der Kadettenschule enthält die beiden von Freud festgestellten Merkmale des Verbrechens aus Schuldbewußtsein: die Tat wird ausgeführt, weil sie verboten ist, und zu dem Zwecke, um ein aus dem Ödipuskomplex stammendes präexistentes Schuldgefühl an ihre Ausführung anzuknüpfen und durch Erleiden der Strafe zu mildern. Das manifeste Delikt verhüllt die eigentlich gemeinte Ödipustat.

Wie weit seine Schuldgefühle in die Kindheit zurückreichen, zeigt seine infantile Neurose, eine Phobie, die in seinem fünften Lebensjahr aus einem plötzlichen Anlaß entstand. Er ging mit seiner Mutter zur Stadt, um seinen Vater abzuholen. Zwei scheu gewordene Pferde, die ihnen entgegenrannten, erschreckten ihn so sehr, daß er jahrelang Angst hatte, auf die Straße zu gehen. Diese übermäßige Reaktion läßt sich nach den psychoanalytischen Erfahrungen leicht aus dem Schuldgefühl erklären, das in dem kleinen Begleiter seiner Mutter aus dem Wunsche wach geworden war, möglichst lange mit der Mutter allein und ohne den Vater zu bleiben. Die Szene mit den Pferden, die wütend auf ihn zurannten, konnte nur deshalb diese übermäßige neurotische Reaktion auslösen, weil sie den Knaben in dieser Konfliktsituation traf. In dem Augenblick, wo er tagträumend dachte: „Ich möchte immer allein mit der Mutter sein, der Vater soll nicht kommen“, erschienen plötzlich die wildgewordenen Pferde, nach Art infantiler Tierphobien als Vertreter des totgewünschten rächenden Vaters.

Es ist bemerkenswert, wie es ihm wirklich gelang, die Bagatelle im Kadettenkorps zu einem wichtigen Ereignis seines Lebens zu gestalten. Er erzwingt durch einen gespielten Selbstmordversuch die Verzeihung seiner Eltern und darf wieder in eine höhere Schule, aus der er wegen verschiedener Kindheitserkrankungen

auf Anraten des langjährigen Hausarztes genommen worden war. Dieser Arzt scheint überhaupt eine verhängnisvolle Rolle in seinem Leben gespielt zu haben. Er war es, der den frühzeitig vom Knaben geäußerten Wunsch, das medizinische Studium zu ergreifen, dadurch vereitelte, daß er die Eltern bewog, das Kind wegen seines geschwächten Gesundheitszustandes einen mehr körperlichen statt eines geistigen Berufes ergreifen zu lassen. Dieser Eingriff des Arztes mußte den Knaben um so schwerer treffen, als er jahrelang mitansah, wie der Arzt freien Zutritt in das Schlafzimmer der dauernd kranken Mutter hatte. So erhielt der ihm versagte Arztberuf die Bedeutung eines Freibriefes für die ungehinderte körperliche Beziehung zur Mutter. Dieses Privileg hatte neben dem Vater nur der Arzt. Die Gleichsetzung des Arztberufes mit der Befriedigung der kindlichen Inzestwünsche wurde durch die Versagung besonders begünstigt. Beide Formen, sich dem mütterlichen Körper zu nähern, waren ihm verboten.

Wie eng der ärztliche Beruf bei ihm mit der infantilen Sexualneugier und Schaulust verknüpft war, zeigt ein Diebstahl, den er beging, als er als Hospitant medizinische Vorlesungen besuchte. Während einer anatomischen Vorlesung stiehlt er seiner Nachbarin einen Photoapparat und wird, da er sich nicht etwa aus dem Saal entfernt, sofort entdeckt. Aus den Schuldgefühlen, die bei ihm aus dem ärztlichen Wissen verknüpft sind (anatomisches Interesse=Schaulust gegenüber der Mutter) stiehlt er einen optischen Gegenstand, um d a f ü r und nicht für das schwerere Vergehen auf optischem Gebiete bestraft zu werden. Also wiederum ein reines Symptomdelikt aus Schuldgefühl.

Jetzt verstehen wir, warum er immer medizinische Bücher und optische Instrumente stahl. Der Beschäftigung mit der Medizin bekam für ihn den absoluten Gefühlswert der Ödipustat. Darum mußte er sich das medizinische Wissen, medizinische Instrumente und das ärztliche Diplom gegen das Gesetz stehlen, erschleichen und erkämpfen. Dies brachte ihm zwei psychologische Gewinne. Die Trotzhandlungen ermöglichten eine vollständige Gleichsetzung der beiden verbotenen Taten und gewährten ihm so den Lustgewinn der Ödipustat, während anderseits die Schuldgefühle auf das geringere, oft nur formale Versehen verschoben werden

konnten. Denn ohne Diplom mit großem medizinischem Wissen und Können zu operieren, ist ja ein geringeres, nur formales Vergehen gegenüber seiner unbewußten Bedeutung, dem Verkehr mit der Mutter. Wenn wir in seinen Aufzeichnungen den triumphierenden Satz lesen, daß er ohne Diplom, trotz der Verbote aller Autoritäten, besser operieren konnte als viele andere diplomierte Ärzte, so verstehen wir erst ganz den besonderen Lustgewinn, den dieser Mechanismus ihm verschaffte.

Die Aufrechterhaltung dieser Trotzeinstellung glückte ihm so lange, als er als unbezahlter Assistent sich seinem Berufe unter Leiden und Entbehrungen widmete. Als er aber in seiner Karriere stieg und in eine gutbezahlte Stellung bei einem gütigen Chef, noch dazu in einer gynäkologischen Klinik berufen wurde, war dem Trotz der Boden entzogen und die Schuldgefühle wuchsen. In diesem Zeitpunkt seines Lebens beging er die erwähnten Bücherdiebstähle, die zu seiner Entlarvung führten. Als guter und erfolgreicher Arzt wegen des formalen Mangels eines Diploms bestraft und verjagt zu werden, verschaffte ihm eine besondere Erleichterung der Schuldgefühle (Euphorie und Arbeitsdrang im Gefängnis), die ihm ermöglichte, die Umwelt wieder ins Unrecht zu setzen und zu seinem Trotz zurückzukehren. Triumphierend schreibt er nach seiner Freilassung seinem Verteidiger, er habe sich aus eigenen Mitteln und auf erlaubte Weise ein Mikroskop gekauft, das besser sei als das seinerzeit gestohlene, „der Welt werde er es zeigen, daß er für die menschliche Gesellschaft nicht bloß Ballast sei". Diese merkwürdige Überwertung des Besitzes eines Mikroskops, das er sich trotzig sofort nach seiner Freilassung verschaffte, zeigt uns von neuem, in welchem Maße die infantile Schaulust, die besondere Form seines Inzestwunsches auf den Besitz dieses wissenschaftlichen Instruments verschoben wurde.

Einen mehr kleptomanen Charakter hat der Diebstahl der kleinen Porzellanfiguren, die neu und ziemlich wertlos waren. Einen gewissen Hinweis auf die unbewußten Motive dieser Tat gibt neben dem, was wir von ihm schon wissen, ein spontaner Einfall bei der Erzählung der Tat, daß seine Mutter eine wertvolle Sammlung alter Porzellanfigürchen gehabt habe, die er sehr liebte. Wie weit hier eine Identifizierung mit der Mutter oder aber sein

infantiler Bemächtigungsdrang gegenüber der Mutter nach dem Grundsatz unbewußter Vorgänge „pars pro toto" Ausdruck findet, ist schwer zu entscheiden. Sein trotziges Festhalten an dem Wunsch, die Mutter zu besitzen, spricht eher für die ökonomisch größere Bedeutung der letzteren Determinante.

Überhaupt steht sein Leben im Zeichen des zähen Festhaltens an den Inzestwünschen in trotziger Auflehnung gegen den Vater. Alle seine Handlungen gehen darauf aus, die Außenwelt, das heißt alle späteren Vertreter des Vaters, ins Unrecht zu setzen, sie zu hartem, ungerechtem Verhalten zu verleiten und dadurch sich von Schuldgefühlen zu befreien, ohne den Trotz aufgeben zu müssen. Er kann nur schlechte, harte, ungerechte Vatervorbilder ertragen, darum kann er den gütigen Chef, die Hilfe des Verteidigers und seine Gratis-Analyse nicht annehmen. Er hat in seiner Jugend nur gelernt, einem harten, unpsychologischen Vater gegenüber sich zu behaupten, hat seinen ganzen seelischen Apparat dieser Atmosphäre seiner Jugend angepaßt. Ein gütiger, verständnisvoller Vater würde ihn völlig aus dem Konzept bringen, ihn zu diesem gütigen Vater in eine ihm unbekannte und unheimliche Schuldrelation treiben, sein ganzes bisheriges Lebensgebäude in seinen Grundlagen erschüttern. Darum zieht er es vor, vor dem Angebot seines Verteidigers zu fliehen und aus sicherer Ferne zu schreiben: „Warum ich Ihre in Aussicht gestellte Unterstützung nicht annehmen kann; — ja, unter jede Rechnung macht man einen Strich, das ‚Soll' und ‚Haben' fällt bei uns zu einseitig aus. Ich wäre mein Leben lang Ihr Schuldner, dieses Gefühl vertrage ich eben nicht . . . Meine Haft hätte nicht enden sollen, ich bin im bösen Sternbild geboren."

Ihm war es nicht schwer geworden, der heutigen Strafjustiz die Rolle des ungerechten Vaters zuzuweisen und so die Atmosphäre des Elternhauses wieder herzustellen. Dem moralischen Einfluß eines Vaters, der ihn im Geiste einer engstirnigen Beamtenmoral immer wieder ungerecht und hart bestrafte, ihm allen dem Kinde bezukommenden Lustgewinn untersagte, die Mutter schlecht behandelte und betrog, konnte er sich leicht entziehen und dadurch seinen Ödipuskomplex behalten. Aus den kleinen Einzelheiten, die wir aus den Erziehungsmethoden seines Vaters wissen, — Schläge

für ein Stück Zucker, nur an Feiertagen Erlaubnis, mit Spielsachen zu spielen, — sehen wir die militaristische Pflicht- und Drillmoral der Vorkriegszeit, die so häufig eine positive Identifizierung mit den Erziehungsvorbildern unmöglich machte und zur Bildung eines Über-Ichs führte, das ein Fremdkörper in der Persönlichkeit blieb. Wenn dieser Vater dann noch eine sozial und geistig über ihm stehende Mutter vor den Augen der Kinder brutalisiert, beschimpft und in hypokritischem Gegensatz zu der gepredigten Moral betrügt, so verstehen wir, warum dieser Mensch auch später immer bestrebt war, die Vaterimagines in Unrecht zu setzen und sich auf diese bequeme Weise von ihrem hemmenden Einfluß zu befreien. Wir sagen: bequem, weil die heutigen Staatseinrichtungen es den Menschen wirklich nicht schwer machen, in ihnen den unpsychologischen Vater wiederzufinden. Unserem Bruno gelang dies jedenfalls in vollstem Maße. Als geschickter Chirurg und wissenschaftlich geschulter Arzt, der selbstlos vielen Menschen geholfen hatte, bestraft zu werden, bedeutete für ihn einen Triumph über die Gesellschaft und eine Befriedigung, um die ihn viele normale Menschen in ihren gesunden Sublimierungen beneiden könnten.

Gegenüber diesem Fall eines neurotischen Kriminellen, der dem Typus des Verbrechers aus Schuldgefühl mit kleptomanen Zügen entspricht und der nur in sehr beschränktem Maße gemeinschädlich erscheint, ist als adäquate, zukünftige Reaktion die vorübergehende Internierung mit dem Versuch einer psychoanalytischen Heilung angezeigt.

Die Bestrafung im heutigen Sinne ist in solchen Fällen sinnlos, als Besserungsmaßnahme unwirksam und sozial schädlich, weil sie den Täter zu neuen Straftaten geradezu verführt. Man konnte Bruno ja keinen größeren Gefallen erweisen, als sich ihm gegenüber ins Unrecht zu setzen, während jede Wohltat ihn in Verwirrung brachte. Solange die Gesellschaft solche Menschen bestraft, also auf ihre unbewußten Provokationen hereinfällt, haben sie in gewissem Sinne recht, sich nicht heilen und dadurch dieser Befriedigungsmöglichkeiten berauben zu lassen. Eine wirkliche Heilungsaussicht werden sie erst dann haben, wenn man aufhört, sie zu strafen.

Die Dialektik im Seelischen

Von

Wilhelm Reich

Wien

Aus einer längeren Studie über „Dialektischer Materialismus und Psychoanalyse", die Wilhelm Reich in russischer Sprache in der Moskauer Zeitschrift „Pod Snaminjen Marxisma" H. 7/8, 1929 veröffentlicht hat, bringen wir — in deutscher Sprache — das eine Kapitel. (An dieser Stelle verweisen wir auch auf den Bericht, den Reich in der Zeitschrift „Die psychoanalytische Bewegung" [Dezemberheft 1929] — auf Grund seiner Beobachtungen anläßlich seiner Studienreise in Sowjetrußland im August-September 1929 — über die Stellung des Bolschewismus zur Psychoanalyse veröffentlicht.)

Die materialistische Dialektik von Marx trat als Gegensatz zur idealistischen Dialektik Hegels, des eigentlichen Begründers der dialektischen Methode, auf. Während Hegel die Dialektik der Begriffe als das ursprünglich Bewegende der geschichtlichen Entwicklung ansah und die reale Welt bloß als Spiegelbild der sich dialektisch fortentwickelnden Ideen oder Begriffe auffaßte, kehrte Marx die Betrachtung der Welt materialistisch um, das heißt, er stellte das Gebäude Hegels nach seinem eigenen Ausdruck „auf die Beine", indem er das materielle Geschehen als das Ursprüngliche und die Ideen als das von jenem Abhängige erkannte. Während er aber die dialektische Betrachtung des Geschehens von Hegel übernahm, räumte er gleichzeitig mit dem metaphysischen Idealismus Hegels und mit dem mechanischen Materialismus der Materialisten des 18. Jahrhunderts auf. Die Hauptsätze des dialektischen Materialismus sind:

1) Die Dialektik ist nicht nur eine Form des Denkens, sondern sie ist unabhängig vom Denken in der Materie gegeben, das heißt, die Bewegung der Materie erfolgt objektiv dialektisch. Der materialistische Dialektiker legt also nicht etwa in die Materie hinein, was nur in seinem Denken ist, sondern er erfaßt mittels der Sinnesorgane und seines Denkens,

das selbst den Gesetzen der Dialektik unterliegt, unmittelbar das materielle Geschehen der objektiven Wirklichkeit. Es ist klar, daß diese Einstellung der empiriokritischen und idealistischen von Kant und etwa Mach extrem entgegengesetzt ist.[1]

2) Die Entwicklung nicht nur der Gesellschaft, sondern aller übrigen, auch der natürlichen Phänomene, erfolgt nicht, wie jede Art von Metaphysik, sei es nun die idealistische oder die materialistische, behauptet, aus einem „Entwicklungsprinzip" oder „einer den Dingen innewohnenden Entwicklungstendenz", sondern sie erfolgt aus einem inneren Widerspruch, aus Gegensätzen, die in der Materie vorhanden sind, und aus einem Konflikt dieser Gegensätze, der in der gegebenen Daseinsweise nicht gelöst werden kann, so daß die Gegensätze die bestehende Daseinsweise der Materie sprengen und eine neue schaffen, in der sich dann neue Gegensätze ergeben und so fort.

3) Alles, was dialektische Entwicklung hervorbringt, ist objektiv weder gut noch schlecht, sondern unvermeidbar und notwendig. Was aber in einer Entwicklungsperiode zuerst fördernd war, kann später hemmend werden. So förderte die kapitalistische Produktionsweise zuerst ganz gewaltig die technischen Produktivkräfte, wurde aber später durch die ihr immanenten Widersprüche zu einer Hemmung dieser Entwicklung. Die Befreiung von dieser Hemmung bringt die sozialistische Produktionsweise.

4) Durch die beschriebene dialektische Entwicklung aus Gegensätzen ist nichts dauernd, alles, was wird, trägt auch schon den Keim seines Unterganges in sich. Marx hat gezeigt, daß eine Klasse, die ihre Herrschaft befestigen will, die dialektische Betrachtung nicht akzeptieren kann, weil sie sich sonst selbst das Todesurteil spricht. Nach Marx brachte die kapitalistische Bourgeoisie in ihrem Aufstieg eine Klasse zur Entwicklung, das Proletariat, das aus seinen Daseinsbedingungen heraus den Niedergang der Bourgeoisie bedeutet. Daher kann auch nur die proletarische Klasse die Dialektik voll und praktisch anerkennen, während das

---

1) Vgl. hiezu Lenins: Materialismus und Empiriokritizismus. Sämtl. Werke, Band XIII, Verl. f. Lit. u. Pol.

Bürgertum notwendigerweise im absoluten Idealismus stecken bleiben muß.

5) Jede Entwicklung ist *Ausdruck und Folge einer doppelten Negation: Negation der Negation.* Um das zu illustrieren, bringen wir wieder ein Beispiel aus der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Warenproduktion war Negation des Urkommunismus, in dem nur Produktion von Gebrauchswerten herrschte. Die sozialistische Wirtschaftsordnung ist die Negation der ersten Negation, sie verneint die Warenproduktion und gelangt so spiralig auf höherer Stufe zur Bejahung des zuerst Verneinten, der Produktion von Gebrauchswerten, zum Kommunismus.

6) *Gegensätze sind nicht absolut, sondern sic durchdringen einander.* Quantität schlägt an einem bestimmten Punkte in Qualität um. Jede Ursache einer Wirkung ist gleichzeitig Wirkung dieser Wirkung als Ursache. Das ist nicht einfach Wechselwirkung streng von einander getrennter Phänomene, sondern ein gegenseitiges Durchdringen und Aufeinanderwirken. Ferner kann ein Element unter gegebenen Bedingungen in sein Gegenteil umschlagen.

7) Die *dialektische Entwicklung* erfolgt zwar *allmählich*, wird aber *an* bestimmten Stellen *sprunghaft*. Wasser wird bei fortschreitender Abkühlung nicht allmählich zu Eis, sondern die Qualität Wasser wandelt sich an einem bestimmten Punkte plötzlich in die Qualität Eis um. Das heißt aber nicht, daß die sprunghafte Veränderung plötzlich aus nichts hervorgeht, sondern sie hat sich allmählich dialektisch bis zur sprunghaften Veränderung entwickelt. So löst die Dialektik auch den Gegensatz Evolution-Revolution auf, ohne ihn aufzuheben. Die soziale Veränderung der Gesellschaftsordnung wird etwa zunächst durch Evolution vorbereitet (Vergesellschaftung der Arbeit, Proletarisierung der Mehrheit usw.) und dann revolutionär herbeigeführt. Eines ist ohne das andere nicht denkbar, weil es sich eben um dialektische Gegensätze handelt.

Versuchen wir es nun an einigen typischen Vorgängen im menschlichen Seelenleben, die die Analyse aufgezeigt hat, ihre Dialektik nachzuweisen, die unserer Behauptung nach ohne die psychoanalytische Methode nicht hätte zutage treten können.

Zunächst als Beispiel für die dialektische Entwicklung die Symptombildung in der Neurose, wie sie von Freud zuerst erfaßt und beschrieben wurde. Nach Freud entsteht ein neurotisches Symptom dadurch, daß das gesellschaftlich gebundene Ich eine Triebregung zunächst abwehrt und dann verdrängt. Die Verdrängung einer Triebregung allein macht aber noch kein Symptom; dazu ist notwendig, daß der verdrängte Trieb die Verdrängung wieder durchbreche und in verstellter Form als Symptom erscheine. Das Symptom enthält nach Freud sowohl die abgewehrte Triebregung als auch die Abwehr selbst: das Symptom trägt beiden, entgegengesetzten Tendenzen Rechnung. Worin liegt nun die Dialektik der Symptombildung? Das Ich des betreffenden Menschen steht unter dem Drucke eines „psychischen Konfliktes". Die widerspruchvolle Situation, auf der einen Seite der Triebanspruch, auf der anderen die Realität, die die Befriedigung verweigert oder bestraft, verlangt nach einer Lösung. Das Ich ist zu schwach, um der Realität zu trotzen, aber auch zu schwach, um den Trieb zu beherrschen. Diese Schwäche des Ichs, welche selbst bereits eine Folge einer vorausgegangenen Entwicklung ist, für die die Symptombildung nur eine Phase bedeutet, diese Schwäche ist also der Rahmen, innerhalb dessen sich der Konflikt abspielt; er wird nun auf die Weise erledigt, daß das Ich im Dienste der gesellschaftlichen Forderung, in Wirklicheit, um nicht unterzugehen oder bestraft zu werden, also aus Selbsterhaltung, den Trieb verdrängt. Die Verdrängung ist also die dialektische Folge eines unter der Bedingung der Bewußtheit unmöglich zu lösenden Widerspruches. Das Unbewußtwerden des Triebes ist eine vorläufige, wenn auch pathologische Lösung des Konfliktes. Zweite Phase: Nach der Verdrängung des Wunsches, der vom Ich ebenso verneint wie bejaht wurde, ist das Ich selbst verändert, sein Bewußtsein ist um einen Bestandteil (Trieb) ärmer und um einen anderen (vorübergehende Ruhe) reicher. Der Trieb kann aber in der Verdrängung ebensowenig auf die Befriedigung verzichten wie im Zustande des Bewußtseins, eher weniger, weil er jetzt nicht einmal der Kontrolle des Bewußtseins ausgesetzt ist. Die Verdrängung setzt ihren eigenen Untergang, da infolge der Verdrängung die Triebenergie mächtig gestaut wird, um

schließlich die Verdrängung zu durchbrechen. Der neue Prozeß des Durchbruchs der Verdrängung ist Resultat des Widerspruches: Verdrängung-Triebstauung, wie die Verdrängung selbst Folge des Widerspruches: Triebwunsch-Versagung der Außenwelt (unter der Bedingung: Schwäche des Ichs) war. Es besteht also nicht etwa eine „Tendenz" zur Symptombildung, sondern die Entwicklung erfolgt, wie wir sehen konnten, aus den Widersprüchen des seelischen Konfliktes. Mit der Verdrängung war auch die Bedingung ihres Durchbruches, die Aufstauung der Energie des unbefriedigten Triebes gegeben. Ist mit dem Durchbruch der Verdrängung in der zweiten Phase der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt? Ja und nein. Ja insoferne, als der Trieb wieder das Ich beherrscht, nein insoferne, als er verändert, in verstellter Form im Bewußtsein ist, eben als Symptom. Dieses enthält das Alte, den Trieb, aber gleichzeitig auch seinen Gegensatz, die Abwehr des Ichs. In der dritten Phase (Symptom) sind also die ursprünglichen Gegensätze vereint in einer und derselben Erscheinung. Diese selbst ist Negation (Durchbruch) der Negation (der Verdrängung). Machen wir vorläufig halt, um das an einem konkreten Beispiel der psychoanalytischen Erfahrung zu demonstrieren.

Nehmen wir den Fall einer verheirateten Frau, die Angst vor Einbrechern hat, die sie mit Messern überfallen könnten. Sie kann etwa nicht allein im Zimmer bleiben und vermutet in jedem Versteck einen grausamen Einbrecher. Die Analyse ergibt folgendes:

1. Phase: Psychischer Konflikt und Verdrängung. Die Frau hat einen Mann vor ihrer Heirat kennengelernt, der sie mit Anträgen verfolgte, denen sie gern gefolgt wäre, wenn sie nicht moralisch gehemmt gewesen wäre. Die Erledigung dieses Konfliktes konnte sie mit der Tröstung auf spätere Heirat verschieben. Der Mann wandte sich ab, sie heiratete einen anderen, ohne den ersten vergessen zu können. Der Gedanke an ihn störte sie unausgesetzt. Als sie ihm einmal wieder begegnete, geriet sie neuerdings in schweren Konflikt zwischen ihrem Verlangen nach ihm und ihrer Forderung nach ehelicher Treue. Unter diesen Bedingungen wurde der Konflikt unerträglich und unlösbar, das Verlangen nach ihm war ebenso stark wie ihre Moral. Sie begann ihn

nun zu meiden (Abwehr) und schließlich vergaß sie scheinbar auf ihn. Das war aber kein wirkliches Vergessen, sondern nur ein Verdrängen. Sie glaubte sich geheilt und dachte bewußt nicht mehr an ihn.

2. Phase: D u r c h b r u c h d e r V e r d r ä n g u n g: Einige Zeit später hatte sie einen heftigen Streit mit ihrem Mann, weil er mit einer anderen Frau flirtete. Im Laufe des Streites hatte sie sich, wie sich viel später herausstellte, gedacht: „Wenn du darfst, so bin ich dumm, wenn ich es mir nicht auch erlaube"; dabei hatte sie momentan das Bild des ersten Geliebten vor sich. Der Gedanke war aber zu gefährlich, konnte er doch den ganzen alten Konflikt wieder heraufbeschwören, und so beschäftigte sie der Gedanke bewußt nicht weiter: sie hatte ihn aufs neue verdrängt. Aber in der Nacht trat ein Angstzustand auf, sie hatte plötzlich die Idee, daß ein fremder Mann sich an ihr Bett heranschleiche, um sie zu vergewaltigen. Der Trieb war in verstellter Form, ja mehr: als sein direktes Gegenteil wieder ins Bewußtsein gedrungen: statt dem fremden Mann, Angst vor ihm. Diese Verstellung war die

(3. Phase:) G r u n d l a g e i h r e r S y m p t o m b i l d u n g: Analysieren wir jetzt das Symptom selbst, so sehen wir in der Vorstellung, daß ein fremder Mann sich in der Nacht an ihr Bett schleicht, die Erfüllung des verdrängten Wunsches, den Ehebruch zu begehen. (Die genaue Analyse ergab in den Details, daß sie, ohne es zu wissen, ihren ersten Geliebten phantasierte: Gestalt, Haarfarbe usw. waren die gleichen.) In dem gleichen Symptom ist aber auch die Abwehr enthalten, die Angst vor dem Trieb, die als Angst vor dem Mann erscheint. Später schwand das Element „vergewaltigt werden" aus der Angst und wurde durch „ermordet werden" ersetzt, entsprach also einer weiteren Verstellung des bisher allzu deutlichen Inhaltes des Symptoms.

Wir sehen an diesem Beispiel nicht nur ursprünglich getrennte Gegensätze in einem Phänomen vereint, sondern auch die Verwandlung eines Phänomens in sein Gegenteil, des Wunsches in Angst. Bei dieser Umwandlung der sexuellen Energie in Angst, einer der ersten und grundlegendsten Funde F r e u d s, liegt der Tatbestand vor, daß die gleiche Energie unter der einen Bedin-

gung das gerade Gegenteil von dem unter einer anderen Bedingung Erscheinenden erzeugt.

Noch ein anderer dialektischer Erfahrungssatz kommt in unserem Beispiel zum Ausdruck. Im Neuen, im Symptom, ist das Alte (die Libido) vorhanden, und dennoch ist das Alte nicht mehr es selbst, sondern gleichzeitig etwas völlig Neues, nämlich Angst. Der dialektische Gegensatz von Libido und Angst läßt sich aber noch anders auflösen, nämlich in den Gegensatz von Ich und Außenwelt. Ehe wir aber dazu übergehen, wollen wir an einigen kleineren Beispielen weitere Dialektik im Seelischen aufzeigen. Zum Umschlagen der Quantität in Qualität: Die Verdrängung einer Triebregung aus dem Bewußtsein oder auch die bloße Unterdrückung ist bis zu einem gewissen Grade für das Ich lustvoll, weil es einen Konflikt beseitigt; über einen bestimmten Grad hinaus aber schlägt die Lust in Unlust um. Geringes Reizen einer zur Endbefriedigung nicht fähigen erogenen Zone ist lustvoll; dauert die Reizung zu lange, so schlägt die Lust in Unlust um.

Dialektische Begriffe, beziehungsweise Vorgänge, sind die Spannung und Entspannung. Das läßt sich am Sexualtrieb am besten zeigen. Die Spannung einer sexuellen Erregung erhöht die Begierde, baut aber gleichzeitig die Spannung durch Befriedigung in der Reizung ab, ist also gleichzeitig Entspannung. Die Spannung bereitet aber auch die kommende Entspannung vor, wie etwa die mechanische Spannung der Uhrfeder ihre Entspannung vorbereitet. Umgekehrt ist die Entspannung mit höchster Spannung verbunden, — etwa im Sexualakt, oder die entspannende Spannung bei einem aufregenden Drama, — sie ist aber die Grundlage für erneute Spannung.

Der Satz von der Identität der Gegensätze läßt sich an den Begriffen der narzißtischen Libido und der Objektlibido zeigen. Nach Freud sind die Selbstliebe und die Liebe zum Objekt nicht nur Gegensätze; die Objektliebe entsteht aus der narzißtischen Libido und kann jederzeit in sie zurückverwandelt werden; sofern aber beide Liebestendenzen darstellen, sind sie identisch; nicht zuletzt gehen sie auch auf eine gemeinsame Quelle, den somatischen Sexualapparat und den „Urnarzißmus“, zurück. — Ferner die Begriffe „Bewußtes“ und „Unbewußtes“: sie sind Gegensätze, aber

an der Zwangsneurose läßt sich zeigen, daß sie zugleich gegensätzlich und identisch sein können. Diese Kranken verdrängen Vorstellungen in der Weise aus ihrem Bewußtsein, daß sie der Vorstellung nur die Aufmerksamkeit, die Affektbesetzung entziehen; die „verdrängte" Vorstellung ist jederzeit bewußt und doch unbewußt, das heißt, der Kranke kann sie produzieren, aber er kennt ihre Bedeutung nicht. — Die Begriffe Es und Ich drücken ebenfalls identische Gegensätze aus: Das Ich ist einerseits nur ein besonders differenzierter Teil, wird aber gleichzeitig unter besonderen Bedingungen ein Gegner, funktioneller Widerpart des Es.

Der Begriff der Identifizierung entspricht nicht nur einem dialektischen Vorgang, sondern auch einer Identität von Gegensätzen. Die Identifizierung kommt nach Freud so zustande, daß man etwa eine Erziehungsperson, die gleichzeitig geliebt und gehaßt wird, „in sich aufnimmt" (sich mit ihr „identifiziert"), das heißt, ihre Eigenschaften oder Gebote zu den eigenen macht. Dabei geht gewöhnlich die Objektbeziehung zugrunde. Die Identifizierung löst den Zustand der Objektbeziehung ab, ist also ihr Gegensatz, ihre Verneinung, aber gleichzeitig eine Aufrechterhaltung der Objektbeziehung in anderer Form, also auch eine Bejahung. Dem liegt folgender Widerspruch oder Konflikt zugrunde: „Ich liebe X; als mein Erzieher verbietet er mir sehr viel, weswegen ich ihn hasse; ich möchte ihn zerstören, beseitigen; aber ich liebe ihn auch, will ihn also erhalten." Aus dieser widerspruchsvollen Situation, die als solche bei einer gewissen Intensität der gegensätzlichen Regungen nicht bestehen bleiben kann, gibt es folgenden Ausweg: „Ich absorbiere ihn, ich ‚identifiziere' mich mit ihm, ich vernichte ihn (das heißt meine Beziehung zu ihm) in der Außenwelt, behalte ihn aber in mir, in einer veränderten Form weiter; ich habe ihn vernichtet und doch behalten."

In jenen Tatbeständen, die in der Psychoanalyse mit dem Begriffe der Ambivalenz, des gleichzeitigen ja und nein erfaßt werden, gibt es noch eine Fülle dialektischer Phänomene, von denen wir nur das hervorstechendste, die Verwandlung von Liebe in Haß und umgekehrt, hervorheben. Haß kann in Wirklichkeit Liebe bedeuten und umgekehrt. Sie sind identisch, sofern beide intensive Bindungen an den Nebenmenschen ermöglichen. Die Ver-

kehrung ins Gegenteil ist eine Eigenschaft, die Freud den Trieben im allgemeinen zuschreibt. Bei der Verkehrung geht aber das Alte nicht unter, sondern bleibt in seinem Gegenteil voll erhalten.

Auch die Gegensätze Perversion und Neurose sind dialektisch aufzulösen, indem jede Neurose eine negierte Perversion ist und umgekehrt.

Ein schönes Beispiel dialektischer Entwicklung läßt sich an der säkularen Sexualverdrängung zeigen. Bei den Primitiven besteht ein scharfer Gegensatz zwischen dem Inzesttabu hinsichtlich der Schwester (und Mutter) und der sexuellen Freiheit hinsichtlich der übrigen Frauen. Die Sexualeinschränkung breitet sich aber immer mehr aus, betrifft zunächst nur noch die Kusinen, später alle Frauen der gleichen Gens, schlägt schließlich bei weiterer Ausbreitung in eine qualitativ andere Einstellung zur Sexualität überhaupt um, wie etwa im Patriarchat und besonders im Zeitalter des Christentums. Die stärkere Verdrängung der Sexualität überhaupt erzeugt aber ihren Gegensatz in der Form, daß heute das Tabu der Beziehung zwischen Bruder und Schwester für die Kindheit de facto durchbrochen ist. Die Erwachsenen wissen infolge der überstarken Sexualverdrängung überhaupt nichts mehr von der kindlichen Sexualität, so daß heute sexuelle Spiele zwischen Bruder und Schwester nicht als sexuell angesehen werden und zu den Selbstverständlichkeiten auch der „vornehmsten“ Kinderstube gehören. Der Primitive darf seine Schwester nicht einmal anschauen, ist aber im übrigen frei; der Zivilisierte lebt seine kindliche Sexualität an seiner Schwester aus, ist aber sonst durch schärfste moralische Gebote gebunden.

Gehen wir nun zur Frage über, inwieweit die Psychoanalyse die Dialektik des Seelischen auch hinsichtlich der allgemeinen Entwicklung des Individuums in der Gesellschaft aufgezeigt hat. Wir werden dabei zwei wesentliche Fragen zu behandeln haben:

Erstens, ob die Dialektik des Seelischen sich nicht auf den (wieder auflösbaren) Urgegensatz von Ich (Trieb) und Außenwelt zurückführen läßt.

Zweitens, wie sich in der Entwicklung des Seelischen die rationale und die irrationale Funktion verbinden, ferner wie die

rationale und die irrationale Betrachtung einander widersprechen und doch ineinander übergehen.

Wir führten bereits im ersten Abschnitt die Auffassung der Psychoanalyse F r e u d s aus, daß das Individuum in seelischer Hinsicht als ein Bündel von Bedürfnissen und ihnen entsprechenden Trieben zur Welt kommt. Mit diesen Bedürfnissen ist es als vergesellschaftetes Wesen sofort in die Gesellschaft hineingestellt, nicht nur in die engere Gesellschaft der Familie, sondern mittelbar, durch die ökonomischen Bedingungen des Familiendaseins, auch in die weitere Gesellschaft. Auf die einfachste Formel gebracht, treten die ökonomische Struktur der Gesellschaft — durch viele Zwischenglieder hindurch: Klassenzugehörigkeit der Eltern, ökonomische Verhältnisse der Familie, Ideologien, Verhältnis der Eltern zueinander usw. — in eine Wechselwirkung mit dem Trieb-Ich des Neugeborenen. Sowie dieses seine Umgebung verändert, wirkt die veränderte Umgebung auf es zurück. Die Bedürfnisse werden zum Teil befriedigt, insofern herrscht Einklang. Zum größeren Teile aber entsteht ein Gegensatz zwischen den Triebbedürfnissen und der gesellschaftlichen Ordnung, als deren Repräsentant, wie gesagt die Familie fungiert. Dieser Gegensatz ergibt einen Konflikt, der zu einer Veränderung führt, und da das Individuum der schwächere Gegner ist, zu einer Veränderung in seiner psychischen Struktur. Solche Konflikte infolge von Gegensätzen, die bei gleichbleibender Struktur des Kindes unlösbar sind, entstehen täglich und stündlich und bilden das eigentlich vorwärtstreibende Element. Man spricht in der Psychoanalyse zwar von einer Anlage, von Entwicklungstendenzen und anderem, aber die Tatsachen, die bisher über die frühkindliche Entwicklung in Erfahrung gebracht wurden, sprechen nur für die oben geschilderte dialektische Entwicklung, für die Fortbewegung in Gegensätzen von Stufe zu Stufe. Man unterscheidet Entwicklungsstufen der Libido, sagt, die Libido durchlaufe diese Entwicklungsstufen, aber die Beobachtung zeigt, daß keine Stufe ohne Versagung der Triebbefriedigung auf der vorhergehenden wirklich aktiviert wird. So wird die Versagung der Triebbefriedigung durch den Konflikt, den sie im Kinde erzeugt, der Motor seiner Entwicklung. Wir vernachlässigen den durch die Vererbung festgelegten Teil an dieser Entwicklung, den man, wie etwa

die Anlage der erogenen Zonen und des Wahrnehmungsapparates schwer als solchen rein darstellen kann. Er bildet noch ein recht dunkles Gebiet biologischer Forschung. Die Frage nach der Natur seiner Dialektik gehört nicht hierher. Wir haben mit ihm zu rechnen, begnügen uns aber im übrigen mit der Formel F r e u d s, daß an der Entwicklung die Triebanlage in der gleichen Weise wie das Erlebnis beteiligt ist.

Unter den Erlebnissen nehmen neben den Triebbefriedigungen die Triebversagungen eine hervorragende Rolle als Motoren der Entwicklung ein. Der Gegensatz zwischen dem Trieb-Ich und der Außenwelt wird schließlich zu einem inneren Widerspruch, indem sich eben unter dem Einfluß der Außenwelt ein hemmendes Organ im seelischen Apparat auszubilden beginnt, das Über-Ich. Was ursprünglich Angst vor Strafe war, wird zur moralischen Hemmung. Der Konflikt spielt sich jetzt zwischen Trieb-Ich und Über-Ich ab. Wir vergessen aber nicht, daß beide materieller Natur sind, jenes direkt organisch gespeist ist, dieses letzten Endes im Interesse des Selbsterhaltungstriebes im Ich aufgerichtet wurde. Der Selbsterhaltungstrieb (Narzißmus) schränkt den Sexualtrieb und die Aggressivität ein. So treten zwei grundlegende Bedürfnisse, die ursprünglich im Säuglingsstadium und auch noch später in vielen Situationen eine Einheit bilden, in Gegensatz zu einander und treiben, von Konflikt zu Konflikt, die Entwicklung vorwärts, aber nicht nur anläßlich, sondern geradezu durch die gesellschaftliche Gebundenheit. Bestimmt der innere und der äußere Konflikt die Entwicklung ganz allgemein, so erfüllt das gesellschaftliche Sein sowohl die Triebziele als auch die moralischen Hemmungen mit ihren zeitgemäßen Vorstellungen und Inhalten. Die Psychoanalyse kann also den Satz von M a r x, daß das gesellschaftliche Sein das „Bewußtsein", das heißt die Vorstellungen, Ziele der Triebe, die moralischen Ideologien usw. bestimmt, und nicht umgekehrt, voll bestätigen. Sie erfüllt nur noch diesen Satz hinsichtlich der kindlichen Entwicklung mit konkretem Inhalt. Das schließt aber nicht aus, daß sowohl die Intensität der Bedürfnisse, die somatisch bedingt ist, als auch qualitative Differenzen der Entwicklung durch den Triebapparat verursacht werden. Das ist keine „idealistische Entgleisung", wie mir manche Marxisten in Diskussionen über diesen Gegenstand vorhielten, son-

dern entspricht völlig dem Marxschen Satz, daß die Menschen selbst ihre Geschichte machen, nur unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen gesellschaftlicher Natur. Engels verwahrt sich in einem Briefe ausdrücklich gegen die Auffassung, daß die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens das einzig bestimmende Moment der Entwicklung der Ideologien sein sollte. Es sei nur das in letzter Instanz bestimmende Moment.[1]

Ins Soziologische übersetzt, bedeutet die zentrale These Freuds von der Bedeutung des Oedipuskomplexes für die Entwicklung des Individuums nichts anderes, als daß das gesellschaftliche Sein diese Entwicklung bestimmt. Die menschlichen Anlagen und Triebe, leere Formen für aufzunehmende gesellschaftliche Inhalte, gehen durch die (gesellschaftlichen) Schicksale der Beziehungen zu Vater, Mutter und Erziehungspersonen durch, wie die Strahlen des Lichtes durch eine farbige Linse hindurchgehen, die endgültige Form und die Inhalte erst hier erhaltend.

Die Dialektik der seelischen Entwicklung zeigt sich nicht nur darin, daß sich aus jeder Konfliktssituation, je nach dem Kräfteverhältnis der Gegensätze, gegensätzliche Ergebnisse bilden können, sondern die klinische Erfahrung weist nach, daß Charaktereigenschaften in entsprechenden Konfliktssituationen in ihr gerades Gegenteil umschlagen können, das keimhaft bereits bei der ersten Konfliktlösung vorhanden war. Ein grausames Kind kann der mitleidvollste Mensch werden, nicht ohne daß eine eingehende Analyse im Mitleid die alte Grausamkeit nachweisen könnte. Das schmutzliebende Kind kann später ein Reinlichkeitspedant, das neugierige ein peinlich diskreter Mensch sein. Sinnlichkeit schlägt leicht in Askese um. Ja, je intensiver eine Eigenschaft zur Entfaltung kommt, desto leichter schlägt sie bei entsprechenden Anlässen ins Gegenteil um (Reaktionsbildung).

Im Fortschreiten der Entwicklung geht aber andererseits das Alte nicht ganz durch Umwandlung verloren. Während ein Teil der Eigenschaft sich ins Gegenteil umbildet, bleibt ein anderer unverändert bestehen, nicht ohne im Laufe der Zeit formale Wandlungen

1) „Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das einzig bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende abstrakte, absurde Phrase." Engels Brevier, Wien 1920. S. 124.

infolge der Veränderung der Gesamtpersönlichkeit zu erleiden. Der *Freud*sche Begriff der *Wiederholung* spielt in der Psychologie der seelischen Entwicklung eine große Rolle und ist durchaus dialektisch. Das Wiederholte ist sowohl das Alte als auch durchaus Neues, Altes in neuem Gewande oder neuer Funktion. Das sahen wir schon beim Symptom. So ist es aber auch bei der Sublimierung. Wenn ein Kind, das gern mit Kot spielte, später ebenso gern Burgen aus nassem Sand baut und als Erwachsener schließlich dazu gelangt, ein großes Interesse für Bauten zu entwickeln, so ist in allen drei Phasen das Alte enthalten und doch in anderer Form und anderer Funktion. Ein anderes Beispiel ist die Geschichte des Chirurgen oder des Frauenarztes; ersterer sublimiert etwa seinen Sadismus (Schneiden), dieser seine infantile Schau- und Tastlust. Die Beurteilung der Richtigkeit dieser Befunde kann nicht Sache der methodologischen, sondern einzig der empirischen Kritik sein. Wer keinen Chirurgen analysiert hat, kann diese Behauptung nicht bestreiten. Aber methodologisch kann er einen wichtigen Einwand erheben, nämlich die Abhängigkeit der Tätigkeit des Menschen von den ökonomischen Daseinsbedingungen. Die Psychoanalyse behauptet aber nicht mehr, als daß diese oder jene Kräfte in der Tätigkeit wirken. Neben diesem subjektiven Drang ist die Sublimierungsform natürlich durchaus ökonomisch bedingt, denn darüber, ob ein Mensch seinen *Sadismus als Schlächter*, als Chirurg oder als Detektiv sublimiert, entscheidet vor allem seine gesellschaftliche Stellung. Es kann auch eine Sublimierung aus gesellschaftlichen Gründen unmöglich werden, das führt dann zu einer Unzufriedenheit mit dem gesellschaftlich aufgezwungenen Beruf. Man muß ferner fragen, wie sich der unleugbar rationale Charakter der Tätigkeit mit dem ebenso unleugbar irrationalen verträgt. Der Maler malt, der Techniker baut, der Chirurg schneidet, der Frauenarzt untersucht doch, um das Leben zu bestreiten, also aus ökonomischen, aus rationalen Gründen. Überdies ist die Arbeit ein gesellschaftlicher, also ein durchaus rationaler Faktor. Wie verträgt sich das mit der irrationalen Erklärung der Psychoanalyse, daß der Arbeitende in seiner Tätigkeit einen Trieb sublimiert und so befriedigt? Manche Analytiker schätzen den rationalen Charakter der menschlichen Tätigkeit nicht gebührend ein. Man kann bei ihnen eine idealistische

Weltauffassung feststellen, die in den Produkten der menschlichen Tätigkeit nichts als Projektionen und Befriedigungen von Trieben sehen will. Demgegenüber hat ein Analytiker einmal scherzweise bemerkt, das Flugzeug sei zwar ein Penissymbol, aber man könne damit doch von Berlin nach Wien fliegen.

Die Problematik der Beziehungen zwischen Rationalem und Irrationalem ergibt sich auch aus folgendem Tatbestand. Das Bearbeiten der Erde mit Werkzeugen und das Einpflanzen des Samens hat den rationalen Sinn der Produktion von Lebensmitteln. Aber es bekommt auch den symbolischen Sinn eines Inzestes mit der Mutter („Mutter Erde"). Das Rationale zieht das Symbolische heran, es erfüllt sich mit symbolischem Sinn. Die Beziehung der rationalen Tätigkeit zum irrationalen symbolischen Sinn ist gegeben in der Rhythmik beider Funktionen, im Hineinbohren eines Werkzeuges in einen Stoff, im Einpflanzen des Samens und in der Produktion einer Frucht durch den so bearbeiteten Stoff. Die Symbolik ist also gerechtfertigt. Wir sehen auch, daß das Irrationale einen rationalen Kern, die Symbolik einen realen Hintergrund hat in der Tatsache, daß die Erde, ebenso wie die Mutter, nach Bearbeitung mit einem Werkzeug (Penissymbol) Früchte trägt. Das Aufstellen von künstlichen Phallussen auf bebauten Feldern im Sinne eines Fruchtbarkeitszaubers, eine irrationale Handlung magischer Natur, die von vielen primitiven Völkern geübt wird, beleuchtet eine bestimmte Seite der Beziehung zwischen dem Rationalen und dem Irrationalen. Hier handelt es sich um einen magischen Versuch, rationale Ziele mit irrationalen Mitteln leichter und besser zu erreichen. Deswegen wird aber das rationale Handeln, in diesem Falle das tatsächliche Umgraben und Bebauen der Erde, nicht unterlassen. Und das, was im rationalen Ackerbau als symbolisches Element irrational erscheint, nämlich der Inzest oder der Geschlechtsverkehr, ist an sich rational, denn die Funktion des Lustprinzips ist zweifellos rational sinngemäß; sie dient der Befriedigung des Sexualbedürfnisses, wie das Säen der des Selbsterhaltungstriebes dient. Wir sehen also wieder, daß es keine absoluten Gegensätze gibt, daß sich auch der Gegensatz von rational und irrational dialektisch auflösen läßt. Die Frage ist nur, was primär ist: das rationale oder das irrationale Handeln und Denken. Der Idealist wird das letzte, der Materialist

das erste als das Primäre auffassen. Die dialektische Tatsache, daß im Rationalen Irrationales enthalten ist, und umgekehrt, sagt über diese Frage nichts aus. Die Antwort darauf kann die psychoanalytische Erfahrung über klinische Einzeltatsachen geben. Sie zeigt, daß die rationalen Tätigkeiten des Menschen symbolischen Sinn bekommen können, aber nicht müssen. Auch wenn etwa in einem Traum ein Messer oder ein Baum erscheint, so kann das zwar ein Penissymbol sein, muß aber nicht, es kann ein reales Messer oder ein realer Baum gemeint sein. Wenn ein Gegenstand als Symbol erscheint, so ist damit der rationale Sinn keineswegs ausgeschlossen, denn wenn man analytisch der Frage nachgeht, warum der Penis gerade durch einen Baum oder ein Messer dargestellt ist und nicht etwa durch einen Stab, so findet man in vielen Fällen eine rationale Begründung dafür. So masturbierte eine nymphomanische Kranke mit einem Messer, das unzweifelhaft einen Penis symbolisierte. Die Wahl des Messers war aber dadurch begründet, daß ihre Mutter ihr einmal ein Messer nachgeworfen und sie dabei verletzt hatte. In der Onanie herrschte nun die Idee vor, daß sie sich mit dem Messer ruinieren müsse. So hatte eine rationale Begebenheit das irrationale Handeln mit bestimmtem Inhalt erfüllt. Aber dieses Handeln, das später irrational war, war ursprünglich durchaus rational, es diente nämlich der Sexualbefriedigung. Wir sehen aus diesen Beispielen und könnten an anderen beliebig zeigen, daß alles, was im Augenblicke der Betrachtung irrational ist, einmal rationalen Sinn hatte. Hat doch jedes irrationale Symptom einen rationalen Sinn, wenn man es analytisch auf seine Entstehung zurückführt. Das Ergebnis dieser Betrachtung ist, daß alles kindlich-triebhafte Handeln, das im Dienste des rationalen Strebens nach Lust steht, zu irrationalem Handeln wird, wenn es das Schicksal der Verdrängung oder ein ähnliches erlitten hat. Das Rationale ist also hier das Primäre.

Nehmen wir wieder das rationale Handeln, etwa das Konstruieren von Maschinen, vor, so finden wir in ihm irrationale Elemente, etwa die symbolische Befriedigung eines unbewußten Wunsches. Das heißt, daß in der Sublimierung eine Triebkraft, die in der Kindheit einmal rational auf Befriedigung gerichtet war, durch die Erziehung von ihrem rationalen Ziel abgelenkt und auf

ein anderes rationales Ziel hingelenkt wurde. In dem Augenblicke aber, wo das ursprüngliche Ziel real aufgegeben, in der Phantasie aber festgehalten wurde, wurde das Streben darnach irrational. Findet der Trieb in der Sublimierung ein neues rationales Ziel, so vermengt sich das alte, irrational gewordene Streben mit dem neuen rationalen Handeln und erscheint hier als irrationale Begründung dieses Handelns. Das sei schematisch etwa am sexuellen Wißtrieb, der sich später in der Tätigkeit zum Beispiel des Arztes auswirkt, gezeigt.

1. Phase: Der sexuelle Wißtrieb ist rational auf die Beobachtung des nackten Körpers und der Geschlechtsorgane gerichtet. Rationales Ziel: Befriedigung der Wißbegierde.

2. Phase: Versagung der direkten Befriedigung, der Trieb verliert seine rationale Befriedigung, das Streben wird mit Bezug auf das gesellschaftliche Sein irrational.

3. Phase: Der Trieb findet eine neue Betätigung, die mit der ersten inhaltliche Beziehungen hat. Der Betreffende wird Arzt und betrachtet jetzt nackte Körper und Geschlechtsorgane wieder wie seinerzeit als Kind. Er tut also dasselbe und doch etwas anderes; sofern er dasselbe tut wie als Kind, sofern seine Tätigkeit sich auf die kindliche Situation bezieht, ist sie irrational; sofern sie sich hingegen auf seine gegenwärtige gesellschaftliche Funktion bezieht, ist sie rational.

Das bedeutet aber, daß darüber, ob eine Tätigkeit rational oder irrational ist, ihre gesellschaftliche Funktion entscheidet; die Wandlung des Charakters einer Betätigung vom Rationalen zum Irrationalen und umgekehrt hängt auch von der momentanen gesellschaftlichen Position des Individuums ab. Die gleiche Betätigung des Arztes, die in seinem Ordinationsraum irrational ist, wird in seinem Privatleben etwa beim Liebesakt rational, und was dort rational war, verliert in derselben privaten Situation seinen Charakter.

Die hier umrißhaft gezeichneten Beziehungen zwischen Rationalem und Irrationalem zeigen aber, daß zwischen der vorwiegend auf das Irrationale gerichteten Betrachtung der Psychoanalyse und der aufs Rationale eingestellten der Marxschen Gesellschaftslehre kein anderer als ein dialektischer Gegensatz

besteht. Sie lassen uns ferner vermuten, daß die Psychoanalyse kraft ihrer Methode, die triebhaften Wurzeln der gesellschaftlichen Tätigkeit des Individuums aufzudecken, und kraft ihrer dialektischen Trieblehre berufen ist, die psychische Auswirkung der Produktivkräfte in der Gesellschaft, das heißt die Bildung der Ideologien, im Detail zu klären. Zwischen die beiden Endpunkte: ökonomische Struktur der Gesellschaft und ideologischer Überbau, deren Kausalbeziehungen die materialistische Geschichtsauffassung im allgemeinen erfaßt hat, schaltet die psychoanalytische Erfassung der Psychologie des vergesellschafteten Menschen eine Reihe von Zwischengliedern ein, die sämtlich unter das Gesetz der dialektischen Wechselwirkung fallen. Sie kann zeigen, daß die ökonomische Struktur der Gesellschaft sich „im Kopfe des Menschen" nicht unmittelbar in Ideologien umsetzt, sondern daß das Nahrungsbedürfnis, von den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen in seinen Äußerungsformen abhängig, die Funktionen der weit plastischeren Libido abändernd beeinflußt, und daß diese gesellschaftliche Einwirkung auf die Sexualbedürfnisse durch Einschränkung ihrer Ziele immer neue Produktivkräfte in Form sublimierter Libido in den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß überführt. Teils direkt in Form von Arbeitskraft, teils indirekt in Form von höher entwickelten Ergebnissen der Sexualsublimierung, wie etwa der Religion, der Moral im allgemeinen, der Geschlechtsmoral im besonderen, der Wissenschaft usw. Das bedeutet eine sinnvolle Einordnung der Psychoanalyse in die materialistische Geschichtsauffassung an einem ganz bestimmten, ihr adäquaten Punkte: nämlich dort, wo die psychologischen Probleme beginnen, die der Marxsche Satz aufdeckt, daß die materielle Daseinsweise sich im Kopfe des Menschen in Ideen umsetzt. Der Libidoprozeß in der gesellschaftlichen Entwicklung ist also sekundär, von ihr abhängig, wenn er auch selbst entscheidend in sie eingreift, indem die sublimierte Libido als Arbeitskraft zur Produktivkraft wird.[1]

---

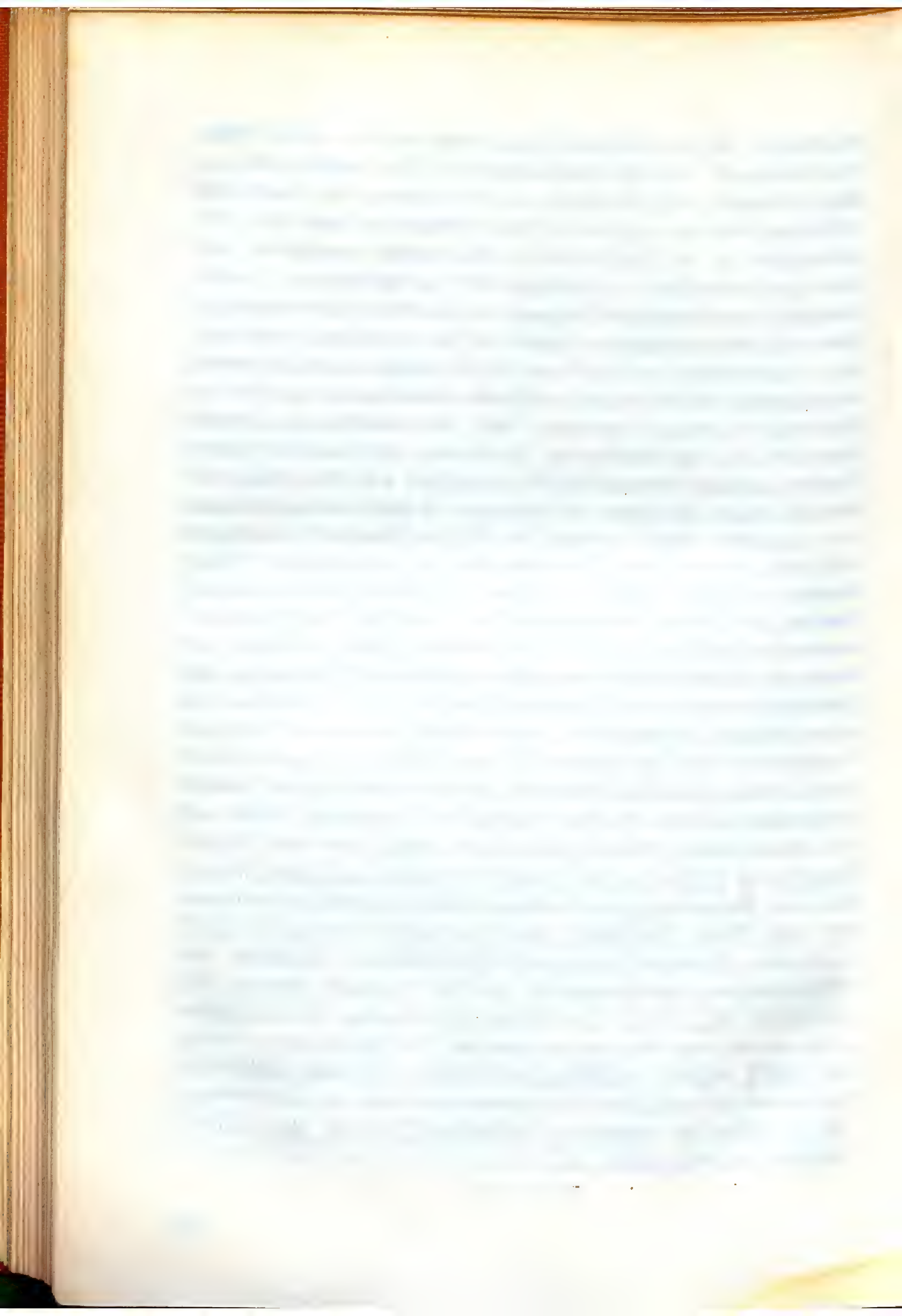
1) Zusatz zum deutschen Abdruck: Dieser Absatz wurde sowohl von Sapier in seiner Entgegnung im gleichen Heft des „Znaminje", als auch in der Diskussion zu meinem Vortrag „Psychoanalyse als Naturwissenschaft" in der Moskauer kommunistischen Akademie von Salkind als unmarxistische, idealistische Entgleisung kritisiert.

Wenn aber der Libidoprozeß das Sekundäre ist, so müssen wir uns nach der historischen Bedeutung des Ödipuskomplexes fragen. Wir haben gesehen, daß die Psychoanalyse alle seelischen Prozesse, wenn auch unbewußt, dialektisch auffaßt, nur der Ödipuskomplex scheint in ihrer Theorie ein Ruhepunkt mitten in den bewegten Erscheinungen zu sein. Das kann zweierlei Gründe haben. Entweder wird der Ödipuskomplex unhistorisch als unveränderte und unveränderbare, in der Natur des Menschen gegebene Tatsache aufgefaßt. Der zweite Grund könnte aber sein, daß sich die Familienform, die den heutigen Ödipuskomplex begründet, seit Jahrtausenden relativ unverändert erhält. Der ersten Ansicht scheint Jones zu sein, der in einer Diskussion mit Malinowski über den Ödipuskomplex in der mutterrechtlichen Gesellschaft den Ausspruch tat, daß der Ödipuskomplex „fons et origo" von Allem sei. Diese Auffassung ist zweifellos idealistisch und metaphysisch, denn die heute entdeckten Beziehungen des Kindes zu Vater und Mutter als ewige, in jeder Gesellschaft gleichbleibende hinzustellen, ist nur mit der Auffassung von der Unabänderlichkeit des gesellschaftlichen Seins vereinbar. Den Ödipuskomplex verewigen heißt, diese ihn begründende Familienform absolut und ewig fassen, was der Meinung gleichkäme, daß die Menschheit von Natur aus so veranlagt sei, wie sie uns heute erscheint. Die Annahme des Ödipuskomplexes stimmt für alle Formen der patriarchalischen Gesellschaft, die Beziehung der Kinder zu den Eltern ist aber nach den Forschungen von Malinowski in der mutterrechtlichen Gesellschaft so

---

Es wurde mir vorgeworfen, daß ich also doch Gesellschaftliches, nämlich die Produktivkräfte und Religion, Wissenschaft usw., psychoanalytisch erklären wolle. Das beruht auf einem Mißverständnis, welches allerdings durch eine nicht völlig klare Formulierung dieses Absatzes ermöglicht wurde. Es bleibt bei meinen Ausführungen im ersten Abschnitt, daß die Psychoanalyse gesellschaftliche Erscheinungen nicht erklären kann. In diesem Absatz ist, wie es ja auch aus dem letzten Satz hervorgeht, nur die Produktivkraft „Arbeitskraft" gemeint. Sie ist nach der Auffassung der PsA. umgesetzte Sexualenergie. Wissenschaft usw. ist hier nicht im gesellschaftlichen Sinne gemeint, sondern im Sinne der individuellen wissenschaftlichen Arbeitsleistung. Es ist zuzugeben, daß eine solche Auffassung, wie sie kritisiert wurde, wegen der unklaren Formulierung herausgelesen werden kann; dem widerspricht aber diese ganze Untersuchung. Die „sinnvolle Einordnung" der PsA. in den historischen Materialismus bedeutet natürlich nicht Erweiterung des Marxismus, sondern die Lösung der vom Marxismus offengelassenen Frage: „Wie setzt sich das Materielle im einzelnen Menschenkopfe in Ideelles um?" Die Aufdeckung der „Zwischenglieder" bleibt im Rahmen der individuellen Psychologie.

verschieden, daß sie die Bezeichnung kaum mehr verdient. Nach Malinowski ist der Ödipuskomplex eine soziologisch bedingte Tatsache, die ihre Form mit der Struktur der Gesellschaft verändert. Vom marxistischen Standpunkt muß der Ödipuskomplex in der sozialistischen Gesellschaft untergehen, weil seine gesellschaftliche Grundlage, die patriarchalische Familie, untergeht, ihre Daseinsberechtigung verliert. Und die beabsichtigte Gemeinschaftserziehung der Kinder ist für die Bildung von seelischen Einstellungen, wie sie heute in der Familie zustandekommen, so ungünstig, die Beziehung der Kinder untereinander und zu den Erziehern vielseitiger, bewegter, daß die Bezeichnung „Ödipuskomplex", die den bestimmten Inhalt hat, daß man die Mutter begehrt und den Vater als Rivalen beseitigen will, ihren Sinn verliert. Es ist nur eine Frage der Definition, ob man den realen Inzest, wie er in der Urzeit bestand, als Ödipus-„Komplex" bezeichnen will, oder ob man diese Benennung für den versagten Inzestwunsch und die Rivalität mit dem wirklichen Vater reserviert. Das ist gewiß keine Desavouierung einer analytischen Grundthese, sondern es bedeutet nur eine Einschränkung ihrer Gültigkeit auf bestimmte Gesellschaftsformen. Es bedeutet aber gleichzeitig die Charakterisierung des Ödipuskomplexes als einer zumindest in seinen Formen gesellschaftlich, letzten Endes ökonomisch bedingten Tatsache. Bei der Uneinigkeit, die unter den Ethnologen herrscht, ist die Frage nach der Herkunft der Sexualverdrängung derzeit noch nicht zu lösen. Freud, der sich in „Totem und Tabu" auf die Darwinsche Theorie der Urhorde stützt, faßt den Ödipuskomplex als Ursache der Sexualverdrängung auf. Dabei kommt aber die Betrachtung der mutterrechtlichen Gesellschaft offenbar zu kurz. Vom Standpunkt der Bachofen-Morgan-Engelsschen Forschung zeigen sich Möglichkeiten, umgekehrt den Ödipuskomplex, beziehungsweise die ihm zugrunde liegende Familienform als Folge der einmal einsetzenden Sexualverdrängung aufzufassen. Wie immer dem sei: Die Psychoanalyse würde sich gewiß weiterer Forschungsmöglichkeiten auf dem gesellschaftlichen und pädagogischen Gebiete berauben, wenn sie die Dialektik, die sie selbst im Seelenleben aufgedeckt hat, für den Ödipuskomplex negieren wollte.



ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1926

In blauem Ganzleinen M 4·—

Sigm. Freud . . . . . . Die Widerstände gegen die Psychoanalyse
Sigm. Freud . . . . . . Die „Ausnahmen“
Sigm. Freud . . . . . . Die okkulte Bedeutung des Traumes
Thomas Mann . . . . . Mein Verhältnis zur Psychoanalyse
Hermann Hesse . . . . . Künstler und Psychoanalyse
Lenormand . . . . . . Das Unbewußte im Drama
F. van Eeden . . . . . . Über Psychoanalyse
Hanns Sachs . . . . . . Gemeinsamer Tagtraum und Dichtung
Hanns Sachs . . . . . . Carl Spitteler †
Alfred Polgar . . . . . . Der Seelensucher
Georg Groddeck . . . . . Wie ich Arzt wurde und wie ich zur Abneigung gegen das Wissen gekommen bin
Theodor Reik . . . . . . Psychoanalytische Strafrechtstheorie
A. Stärcke . . . . Geisteskrankheit und Gesellschaft
O. Pfister . . . . Elternfehler in der Erziehung zur Sexualität und Liebe
Vera Schmidt . . . . . . Das psychoanalytische Kinderheim in Moskau
A. Aichhorn . . . . . . Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung
Siegfried Bernfeld . . . . Bürger Macchiavell ist Unterrichtsminister geworden
Stefan Zweig . . . . . . Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens
* * * . . . . . Aus dem „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“
S. Ferenczi . . . . . . Begattung und Befruchtung
Ernest Jones . . . . . . Kälte, Krankheit und Geburt
K. Abraham . . . . . . Über Charakteranalyse
Otto Rank . . . . Drei Stunden einer Analyse
P. Schilder . . . . Selbstbeherrschung und Hypochondrie
A. Kielholz . . . . Über Erfinderwahn

Kunstbeilagen:

Sigmund Freud (Photographie 1922).
Karikaturen von Ferenczi, Jones, Abraham, Eitingon, Bernfeld, Schilder.
Photographie der Freud-Gesamtausgabe.

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1927

In gelbem Ganzleinen M 4·—

Kunstbeilagen:

Sigm. Freud. (Nach einer Radierung von Ferd. Schmutzer).
Porträt von Karl Abraham †.
Karikaturen von Psychoanalytikern.
Abbildungen aus „Robitsek: Der Kotillon."

ALMANACH DER PSYCHOANALYSE

1929

In rotem Ganzleinen M 4·—

Sigm. Freud . . . . . . Ein religiöses Erlebnis

Th. Reik . . . . Bemerkungen zu Freuds „Zukunft einer Illusion"

S. Bernfeld . . . . Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung?

O. Pfister . . . . Psychoanalyse und Metaphysik

O. Pfister . . . . Der Schrei nach Leben und die Psychoanalyse

R. Wälder . . . . Die Psychoanalyse im Lebensgefühl des modernen Menschen

S. Radó . . . . Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse

Ludwig Hopf . . . . . . Exakte Naturwissenschaft und Psychoanalyse

W. Eliasberg . . . . . . Über sozialen Zwang und abhängige Arbeit

M. Wulff . . . . Ergebnisse bei einer psychiatrisch-neurologischen Untersuchung von Chauffeuren

S. Ferenczi . . . . Gulliverphantasien

E. Hitschmann . . . . . Zur Psychoanalyse des Misanthropen von Molière

H. Deutsch . . . . Ein Frauenschicksal — George Sand

S. Ferenczi . . . . Anatole France als Analytiker

Codet und Laforgue . . . Der Salavin des Georges Duhamel

F. Lehner . . . . Der Einbruch der Psychoanalyse in die französische Literatur

R. Sterba . . . . Zum dichterischen Ausdruck des modernen Naturgefühls

F. Wittels . . . . Rache und Richter

H. Piutti . . . . Identifizierung eines zehnjährigen Knaben mit der schwangeren Mutter

O. Fenichel . . . . Beispiele zur Traumdeutung

H. Meng . . . . Das Problem der Onanie von Kant bis Freud

Kunstbeilagen:

Porträt von Oskar Pfister.

George Sand. (Nach einer Zeichnung von L. Calamatta).

